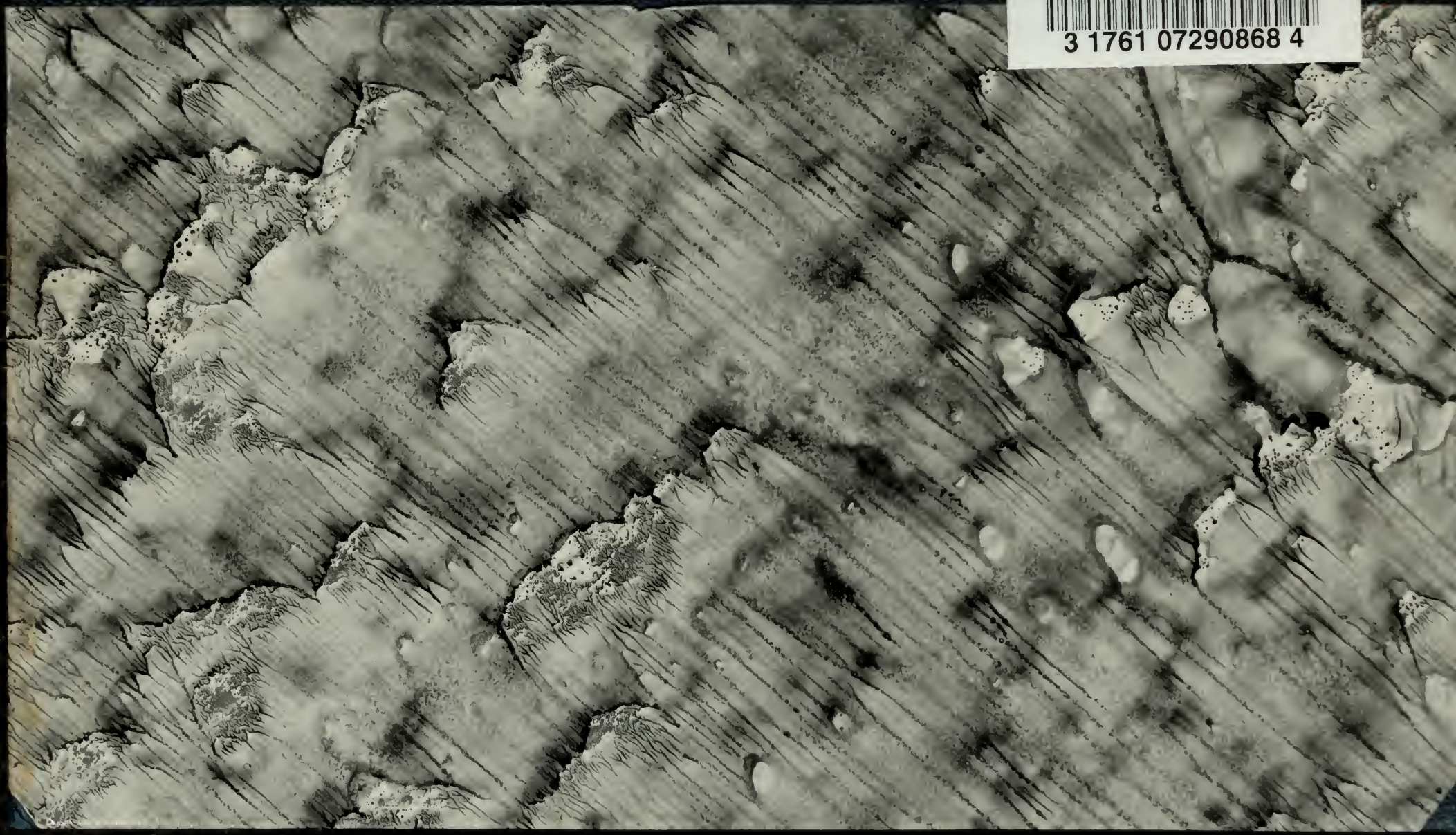

3 1761 07290868 4

DER ISLAM

IM

NEUNZEHNTEN JAHRHUNDERT.

DER ISLAM

IM

NEUNZEHNTEN JAHRHUNDERT.

EINE CULTURGESCHICHTLICHE STUDIE

VON

HERMANN VÁMBERY,

ORDENTLICHER PROFESSOR DER ORIENTALISCHEN SPRACHEN UND LITERATUREN AN DER KÖNIGLICHEN UNIVERSITÄT ZU BUDAPEST.

LEIPZIG:

F. A. BROCKHAUS.

1875.

BP
60
V3

Das Recht der Uebersetzung ist vorbehalten.

LIBRARY
NOV 16 1971
UNIVERSITY OF TORONTO

Vorwort.

Unter dem Islam, von dem in den folgenden Blättern die Rede ist, muss vorzugsweise die mohammedanische Welt Asiens verstanden werden, und selbst hier habe ich das Hauptgewicht nur auf die Völker und Länder gelegt, wo ein mehrjähriger unmittelbarer Verkehr mit den Menschen, und eine praktische Anschauung der Dinge mir jene Erfahrungen geliefert haben, welche zur Bildung eines möglichst umfassenden Urtheils unumgänglich nöthig sind. Meine Absicht war, den islamischen Osten in seinem Kampfe mit der Civilisation des Westens mit all den Wehen und Leiden seiner Uebergangsperiode darzustellen, und wenn beim allgemeinen Entwurfe des Bildes auf manche Züge mehr Sorgfalt verwendet wurde, so ist dies nicht so sehr irgendeiner persönlichen Vorliebe. als vielmehr dem Umstande zuzuschreiben, dass der abendländische Einfluss hier schwächere, dort stärkere Spuren seines Wirkens zurückgelassen, die gleichmässige Behandlung der verschiedenen Länder schon von vornherein unmöglich machte. Hierin liegt die Ursache unsers häufigern und längern Verweilens bei den Zuständen des ottomanischen Kaiserreiches.

Bei der Abfassung einer Arbeit, wie die vorliegende ist, hätte ein auf dem Felde philosophischer Studien mehr geschulter Autor mit fachmännischer Kunstfertig-

keit das reiche Material langjähriger Beobachtung gewiss besser verwerthen können als ich. Es fällt mir auch gar nicht ein, die Mängel dieses Buches zu beschönigen. Mir war am meisten daran gelegen, die Thatsachen, auf welche meine Ansichten über die eben jetzt stattfindende Umgestaltung und über die Zukunft des Islams basiren, in einer zwar schlichten, jedoch treuen Form zu geben. Auch schon deshalb habe ich keinen Anstand genommen, den wahren Sachverhalt durch etwaige Sympathien, als: liebevolle Rückerinnerungen und Dankbarkeitsgefühle, die ich meinen zahlreichen Gönnern in Asien schulde, zu beeinträchtigen; trotzdem es mir oft sehr schwer fiel, die Untugenden und die starken Mängel der Freunde in der ganzen Nacktheit darzulegen. Auch hinsichtlich gewisser Vorurtheile unserer eigenen Gesellschaft war es nöthig, ohne Rückhalt mich hier auszusprechen. Unser Welttheil, unser Zeitalter zwingt niemand mehr zur Annahme eines Incognito, und wer in seinem Urtheile gerecht sein will, der darf nicht die Empfindlichkeit anderer, sondern seine eigene Ueberzeugung vor Augen haben.

Budapest, im December 1874.

Der Verfasser.

Inhalt.

	Seite
Vorwort	V
I. Einleitung	1
II. Die Völker des Islams	16
III. Die Länder des Islams	41
IV. Die Cultur des Islams	56
V. Die Neuerungen	71
VI. Die Wege der Neuerungen	95
VII. Der Staat, sein Oberhaupt und seine Würdenträger	120
VIII. Familie und Individuum	155
IX. Schule, Bildung und Literatur	171
X. Industrie und Handel	196
XI. Ost und West	218
XII. Der Islam und das Christenthum	238
XIII. Untergang oder Wiedergeburt	265
XIV. Europäische Grossmächte und mohammedanische Staaten	285
XV. Mohammedanische Staaten und europäische Grossmächte	308

I.

Einleitung.

Der Schleier der Unwissenheit, der das Leben und Wirken des Morgenlandes vor den Augen des Abendlandes in den vergangenen Jahrhunderten verhüllte, ist heute durch die kräftigen Hände unsers Einflusses allmählich gelüftet; jener buntfarbige Nebelvorhang, durch den die trügerischen Bilder der östlichen Welt durchzuckten, zerstäubt heute vor den Strahlen, die die mächtige Sonne unserer Aufklärung weit und breit bis in die entferntesten Regionen hinsendet. Unsere Schiffe durchfurchen in ihrem stolzen Gange die weitesten Meere, unsere wissenschaftlichen und commerziellen Reisenden dringen bis ins Herz des einstig fabelhaften Khatai und Zipangu. Im Norden und Süden Transoxaniens, in den Thälern des Thien-Schan-Gebirges, auf den unabsehbaren Steppen Hyrkaniens und der Mongolei, in den Urwäldern Kambodschiens und Laos, in den Ufergegenden des Jang-Tze-Kiangs, überall haben kühne Fackelträger die gefährlichen Schatten der Dunkelheit zu zerstreuen begonnen. Das grosse Wort: „Es werde Licht!“ naht seiner Verwirklichung, und nicht fern ist die Zeit, wo das glorreiche Echo: „Und es ward Licht!“ auch widerhallen wird.

Ja bedeutend, sehr bedeutend hat der Kreis unserer Erfahrungen über die östliche Welt in den letzten Jahrzehnten sich erweitert. Den Satz: „Nihil geographicum a me alienum puto“, können wir wol noch nicht aussprechen, doch wir müssen einen Rückblick auf den Stand unsers Wissens in den vergangenen Jahrhunderten werfen, um einsehen zu können, dass wir die heutigen Errungenschaften durchaus nicht überschätzen. Das kunstreiche Hellas und mächtige Rom, deren Einfluss durch die siegreichen Waffen am Indus sowol als am Oxus und Jaxartes, am Tigris und am Euphrates sich verbreitete, haben uns wenige und schwache Spuren ihrer geographischen Kenntnisse hinterlassen. Wie kleinlich und nichtig die Auffassungen, selbst der grössten Geister Roms, über die Zustände Asiens, ja sogar über die Verhältnisse der ihrem Scepter unterworfenen asiatischen Provinzen! Es war nur das gefällige Rauschen der seidenen Kleider, dieses kostspieligsten Luxusartikels der römischen Damenwelt, dass man vom fernen Seres oder Thinis, wie sie China nannten, Märchen verworrenen Inhalts ablauschte; nur im aufsteigenden Qualme des üppigen Räucherwerkes, nur im Genusse der feurigen Gewürze, dass des reichen Indiens in übernatürlichen Bildern erwähnt wurde. Umsonst bemüht sich ein gelehrter Franzose, aus den Poesien, welche die Panegyriker Augustus' hinterliessen, beweisen zu wollen, dass man am Ufer des Tibers vom „Blumigen Mittelreich“, von den Ufern des Ganges, von Baktrien, Scythien, von den kaspischen Gestaden sichere Kenntnisse hatte. Was Virgil, Horaz, Properz und Tibull in ihren Poesien vom fernen Osten anführen, sind nur rosige Bilder, mit denen man der römischen Eitelkeit fröhnen, nur phantastische Blumen, mit welchen man den Lorberkranz der Cäsaren zieren wollte. Unbekannt waren jene Gegenden wol nicht, doch stehen die geographischen Kenntnisse

Roms in ärmlichem, sehr ärmlichem Verhältnisse zu der Grösse seiner Macht, zum kühnen Fluge seiner Adler, zu seinen weltumfassenden Civilisationsbestrebungen.

Nicht viel gründlicher und noch weniger ausgedehnt waren die geographischen Kenntnisse des weströmischen Reiches, obwol es sozusagen die Schwelle bildete, über welche damals die verschiedenen Völker Asiens von ihren Ursitzen nach Europa drangen. Während wir von den diplomatischen Verbindungen der Cäsaren mit China, Baktrien und Indien nur einige schwache Andeutungen haben, hat Klio hier schon mit mehr Bestimmtheit jene politische Berührung, jene Gesandtschaften registrirt, die zwischen Konstantinopel und den Völkern West- und Mittelasiens, als: Persern, Parthern, Hunnen, Avaren, Türken, gewechselt wurden. Ja selbst den Chinesen waren die Byzantiner nicht unbekannt; denn wir finden sie in den chinesischen Annalen von 122 vor bis 639 nach Christus unter dem Namen Fu-lin oft angeführt. Doch was hat durch diese Communicationen die damalige griechische Cultur und die Nachwelt gewonnen? Wenig oder gar nichts. In eitelm Wahne der Selbstbewunderung hielt man Barbaren unwürdig einer tiefern Erforschung, unfähig, um den Segen besserer socialer Verhältnisse begreifen zu können. Sowol Ost- als Westrom wollte nur ihrer Schätze, ihrer Armeen sich bedienen; und nicht unser Jahrhundert, sondern die Vergangenheit hat rein materialistische Zwecke verfolgt, so oft sie Asiens uralte Gauen zum Tummelplatze ihres Ehrgeizes und ihrer Habsucht machte. Man kann daher mit Recht annehmen, dass nur mit dem Auftreten verschiedener christlicher Bekehrer und Ordensbrüder jene Aera beginnt, in welcher das Abendland aus vermeinten humanen oder moralischen Zwecken sich dem Morgenlande näherte. Abgesehen von den Legenden, nach welchen der heilige Thomas und Bartholomäus predigend bis

ins ferne Indien und China hinzogen, finden wir zur Zeit des Auftretens des Mohammedanismus mehrere Spuren des erstaunlich mächtigen Einflusses der Nestorianischen Kirche im ganzen Osten, besonders aber in jenen Regionen, die selbst heute ihrer Unzugänglichkeit halber berühmt sind. Inwiefern die Lehren der morgenländischen Kirche in ihrem wesentlichen Unterschiede von der abendländischen auf die damaligen Civilisationszustände des buddhistischen Asiens von erfolgreicher Wirkung sein konnten, wollen wir hier nicht untersuchen. Ihre Missionare waren die kühnen Bahnbrecher, denen dann die begeisterten Jünger der Minoriten, Dominicaner und Franciscaner auf die Spur folgten, und wenngleich das Licht, in welchem ein Oderich von Pordenone, Johann von Montecorvino, Andreas von Perugia, Pascal von Vittoria und andere die Denkungsweise des damaligen Abendlandes darstellen, was Klarheit und Wärme betrifft, viel zu wünschen übriglässt, so können wir doch nicht umhin, die schöne Begeisterung, die seltene Aufopferung, die Bereitwilligkeit zum Märtyrertode dieser Männer zu bewundern. Sie repräsentirten die Gesellschaft, der sie entsprungen, und wer mag es bezweifeln, dass selbst das mittelalterliche Europa das oft gepriesene, aber mehr misverstandene Asien schon in vielem hoch überragte?

Ist ja schon an und für sich der Umstand bemerkenswerth, dass, während das alte Asien gegen das junge Europa den grössten Indifferentismus und Ignoranz bekundete, sich bei uns trotz aller Finsterniss, in die wir gehüllt waren, dennoch schon sehr früh ein geheimer Drang, unbekannte Länder zu erforschen, rege machte; ja während Chinesen, Indier, Tataren und Perser von der Frankenwelt kaum etwas hörten oder auch nur etwas zu hören wünschten, bei uns in Italien, Deutschland, Ungarn, Leute sich vorfanden, die von Religionseifer oder Lust

nach Abenteuern geleitet, die wunderhaften Märchenländer im Osten zu erforschen begierig waren, um dann nach der Rückkehr in ihre Heimat ihren erstaunten Landsleuten das Bild ihrer Erlebnisse in zeitgemässem Farbenauftrage, natürlich in etwas grotesken Zügen, vorzuzeigen. Unwissenheit ist die Mutter des Mistrauens; kein Wunder daher, wenn das Gemälde, welches Marco Polo und die übrigen mittelalterlichen Reisenden entwerfen, von einer überwiegenden Majorität als unecht erklärt wurde. Es war dies ein bitterer Lohn für die schwere Arbeit, doch ging diese nicht zu Grunde; denn eine kleine Minorität hat sich immer vorgefunden, die die gemachten Forschungen ins Buch der Thaten eintrug und den geistigen Gewinst zu commerziellen Zwecken verwendend, vieles dazu beitrug, dass nach Umschiffung des Vorgebirges der guten Hoffnung das alte Asien vom Süden, Westen und vom Norden immer mehr den Pionnieren des Abendlandes ein Gegenstand der Aufmerksamkeit wurde. Die Nachrichten, die von jener Zeit angefangen bis zum Ende des vergangenen Jahrhunderts zu uns gelangten, tragen immer mehr und mehr den Stempel der Deutlichkeit und Zuverlässigkeit; vieles, was uns früher nur als Fabel dünkte, entpuppt sich als constatirte Thatsache, doch reine ethno- und geographische Kenntnisse, klare Einsicht in das Leben asiatischer Völker zu gewinnen, beginnt nur das 19. Jahrhundert, als nämlich Europa durch seine geistigen Errungenschaften von innen gestärkt, mit dem weitstrahlenden Panzer der Superiorität ausgerüstet, auf allen Punkten des Erdballes als unbesiegbarer Kämpe auftritt. Durch sein derartiges Erscheinen musste der verstockteste Eigendünkel weichen, Ohnmacht gebot den ältesten und hochmüthigsten Völkern Unterwürfigkeit, die Barrièren separatistischer Ideen wurden niedergerissen, Hafen nach Hafen, Stadt auf Stadt öffneten sich, und nur dann war es möglich, das Geheimniss

der Geheimnisse zu durchblicken, und nur seit jener Zeit ist die alte Mutter Asia bemüssigt, den trügerischen Schleier zu lüften und ihr durch Runzeln und Schönheitspflästerchen entstelltes Gesicht ihrem Kinde Europa in voller Nacktheit zu zeigen.

Wenngleich nicht in allen kleinsten Winkeln und Nuancen, so ist das Bild asiatischen Lebens dennoch heute schon in seinen Hauptzügen gekannt. Von Jedo bis Konstantinopel, von den heissen Gestaden Javas bis zu den eisigen Ufern des Arktischen Oceans gibt es wenige gesellschaftliche Verhältnisse, wenige Religionen und Sitten, die durch die Werke unserer Reisenden nicht berührt, ja hier und da auch dem prüfenden Blicke des theoretischen Forschers nicht unterworfen worden wären. Die Gefühle des Staunens und der Verwunderung, denen wir über so manche Institutionen des Ostens noch im vergangenen Jahrhundert Ausdruck verliehen, die Begriffe, die wir über Grösse und Schwäche morgenländischer Staaten hatten, ja die Ansichten über das Verhältniss der gegenseitigen Existenz haben sich heute einer bedeutenden, sehr bedeutenden Veränderung unterziehen müssen. Wie viele Zauberpuppen, die vom Scheine der sinkenden Sonne Asiens mit einem Goldrande der Täuschung umsäumt waren, zerfliessen nicht heute vor unsern Blicken, trotzdem so mancher unter uns in poetischer Hingerissenheit den prosaischen Anstrich des 19. Jahrhunderts verachtend, noch gern sein wonnefeuchtes Auge an dem bunten Vorhange weiden wollte! Das Himmlische Blumenreich der Mitte mit seinen hundert Millionen kunstfertiger emsiger Einwohner, mit seinen die Weltwunder vermehrenden Baudenkmälern, mit seiner Jahrtausende alten Literatur und Moral ist, was Staat und Gesellschaft betrifft, wenngleich früher ein glänzender Meteor, heute zu einer nichtigen Seifenblase herabgesunken, einer Seifenblase, die auf

einen leisen Hauch des Westens zerplatzt. Welch erbärmliche Figur spielt nicht Hinterindien, dieser Ursitz der von unsern Philosophen bewunderten buddhistischen Cultur und Weltanschauung, was wahre moralische und physische Bildung betrifft? — Wie viele Schehinschahe, irdische Schatten göttlicher Grösse sind nicht zu flüchtigen Schatten ihres schwankenden Daseins geworden? Es hat sich herausgestellt, dass so manche himmelhohe strahlende Pforte nur ein wurmzernagtes morsches Thürgesims; so manche Gegend, die dem Rufe nach mit Edensfluren wetteiferte, eine erschrekende Wüstenei sei. Aus Riesen wurden Zwerge, aus Millionen leere Nullen, und die Worte „Asien“, „Asiatisch“ sind mit den Begriffen von Bombast und Hyperbole identisch geworden.

Dieses Trugspiel orientalischen Lebens kennend, wäre es sehr kindisch und ungerecht unsererseits, wenn wir heute gegenüber der Alten Welt nur in Ironie und Spott gekleidete Bemerkungen, nur in nichtssagende Neckereien uns einlassen würden. Ganz anderer Natur sei unsere Rolle, ganz anders die Pflicht, die uns Menschenliebe auflegt. Ich zweifle auch nicht, dass unter den Tausenden, ja Hunderttausenden, die für den alten Muttererdtheil Interesse haben, nur wenige sich vorfinden werden, die den dortigen Verhältnissen gegenüber kalten Indifferentismus zeigen, nur wenige, die das so tief herabgekommene Asien als eine materielle Beute, die vor Europa im Staube sich zu wälzen geschaffen sei, betrachten werden. Nein! Der Westen, namentlich der Westen des 19. Jahrhunderts muss auf seinem Panier die Worte „Humanität und Menschenliebe“ tiefeingeprägt tragen, nur durch dieses Losungswort kann und soll er sich vom classischen Alterthume sowol als von der übrigen Welt unterscheiden, und nur solange er dieses befolgt, kann ihm der vollkommene Sieg vergönnt sein. Und übrigens, wer von uns

hat denn je das Gefühl des Mitleids unterdrücken können, wenn ihm die drückende, mit den Naturanlagen des Bodens oft im stärksten Widerspruch stehende Armuth ins Auge fiel; wenn bei anerkanntem Scharfsinne und der Geistesfähigkeit der Orientalen die Unbehülflichkeit, sociale Uebel zu heilen, sich bemerklich machen? Wo neben stolzen verschwenderisch geschmückten Palästen in Schmuz und Unflat versunkene ärmliche Hütten, wo in Wollust schwelgende Despoten vom Glanze übermenschlicher Achtung umgeben über das Leben, die Habe und das Gut von Millionen verfügen? Es ist unglaublich, dass selbst dem verstocktesten Materialisten beim Anblick dieser und vieler anderer ähnlicher Schreckensbilder nicht der Gedanke beschleiche: was mag wol die Ursache dieser unglücklichen Verhältnisse sein, welch mächtiger Befehl mag wol diese Unebenheiten im Schicksale der Menschen angeordnet haben? Warum geht der Westen in kühnem Fluge des Fortschrittsgeistes immer einer grössern Blüte, einer immer wachsenden Suprematie und Weltherrschaft entgegen, während der Osten von Tag zu Tag tiefer sinkt und vom Scheine eines unbegreiflichen Eigendünkels verblendet den zur Rettung ihm dargebotenen Arm entweder gezwungen umfasst, oder mit Widerwillen noch immer zurückweist?! Es scheint ja völlig, wenn wir die unbiegsame Charakterverschiedenheit ins Auge fassen, dass die Menschen Asiens von ganz anderm Stoffe geformt, mit einer ganz andern physischen Organisation versehen wurden als der Menschenschlag Europas!

Dieses hochwichtige Phänomen, dieses unbegreifliche Räthsel hat mich vom Augenblicke, als ich in nähere Berührung mit Orientalen trat, bis heute fortwährend beschäftigt. Es ist bei Anschauung ihres Staatswesens, ihres religiösen und socialen Lebens und ihrer individuellen Eigenschaften mir stets vor Augen gewesen; wird man mir es daher

verargen, wenn ich schon früh zu jeder Erscheinung auf dem Gebiete meiner Beobachtungen eine Parallele aus dem westlichen Leben zog, jede einzelne Nuance mit dem entsprechenden Zuge eines europäischen Lebensbildes verglich; ja wenn ich in so vielen selbst unbedeutend scheinenden Eigenheiten gleich im Anfange die einzelnen Punkte der Verschiedenheit zu entdecken bemüht war, aus welchen mit der Zeit die mächtige Scheidewand zwischen Osten und Westen sich erhob und sich erheben musste? Als ich später, das Gebiet meiner Forschungen ausdehnend, immer mehr und mehr östlich vordrang, haben diese Unterscheidungszeichen wol in grössern Dimensionen, in prägnantern Formen sich meinen Augen dargestellt, doch hat dies mich nicht verhindern können, das ganze Bild in einen und denselben Rahmen zu fassen, von welchem Bilde der nahe islamische Osten den in Aquarell gezeichneten Vordergrund, der ferne Osten aber den tiefschattigen Hintergrund bildet. Konstantinopel könnte mit Recht mit jenem Orte verglichen werden, wo die süssen Gewässer des europäischen Lebensstromes ins salzige Meer der orientalischen Welt sich stürzen. An dem östlichen Ufer des Schwarzen und Mittelländischen Meeres ist die Mischung der süssen Fluten noch hier und da bemerklich, doch weiter östlicher nimmt sie immer mehr und mehr ab; und in Ostpersien ist das bitter ätzende Nass schon überall in seiner schauervollen würgenden Natur anzutreffen. So wie klimatologische Unterschiede nur in verschiedenen Uebergangsstufen und nicht plötzlich bemerkbar werden, ist dies auch bei den verschiedenen Civilisationen der Fall. Die südöstlichen Länder Europas haben trotz ihrer alten Einverleibung in die christliche Commune und ungeachtet ihrer engen Verwandtschaft mit Europa noch viel asiatisches Wesen in sich und stehen zum eigentlichen Westen in solchem Verhältnisse, in welchem etwa der islamische Theil Asiens zu Indien,

diesem ältesten Sitze und Urquell asiatischer Civilisation, steht.

Um die socialen Verhältnisse der europäischen und asiatischen Türkei genau zu kennen, ist es unbedingt nothwendig, in jene südöstlichen Theile Europas einen tiefern Einblick gemacht zu haben, welche durch jahrhundertelange Nachbarschaft auf die Gestaltung ihrer heutigen Verhältnisse den grössten Einfluss ausübten; und ebenso werden uns so manche primitive Züge des östlichen oder buddhistischen Asiens besser einleuchtend sein, wenn wir das westliche oder mohammedanische Asien einer genauern Prüfung unterworfen haben.

Um dieses zu bewerkstelligen, um unser Wissen über den gewünschten Theil der morgenländischen Welt auf eine reelle Grundlage stellen zu können, dürfen von nun an nicht mehr die Bestrebungen einzelner Reisenden, nicht die Winke flüchtiger oder gar gründlicher Forscher, nicht die isolirten Skizzen über diesen oder jenen Theil der Sitten und des Charaktergemäldes genügen. Was in Türken, Persern, Arabern, Tataren und Afghanen Gutes oder Schlechtes ist; wie die Intelligenz in Stambul, Teheran, Damascus, Bochara und Kabul denkt, darüber hat unsere Reiseliteratur, wenngleich nicht überall mit Ausführlichkeit, doch genügenden Aufschluss schon ertheilt, und es darf der Voreiligkeit nicht geziehen werden, wenn wir heute, aus den verschiedenen Bruchstücken ein Ganzes zusammensetzend, über den mohammedanischen Osten von der Donau bis zum Westrande der Gobiwüste einen solchen Ueberblick verschaffen wollen, der das Gesammtbild des moslimisch-asiatischen Culturlebens umfassend, jene Regungen und Zuckungen uns zeigen soll, welche die magnetischen Strömungen des europäischen Einflusses im mohammedanischen Asien bisjetzt hervorgerufen haben, um aus denselben auf das Gedeihen und den Erfolg unserer bisherigen

Bemühungen mit desto grösserer Sicherheit schliessen zu können.

Dass eine derartige übersichtliche Kenntniss der Sachlage im Osten zur glücklichen Lösung unserer Aufgabe als Reformatoren vieles beitragen mag und wird, braucht kaum dem Zweifel anheimgestellt zu werden.

Sowie die glückliche Diagnosis eines gefährlichen Uebels nur dann möglich ist, wenn der Arzt einen umfassenden Ueberblick über das Naturell, die körperlichen und geistigen Eigenschaften und über die frühere Lebensweise des Kranken sich verschaffen kann, und die Empfänglichkeit des Organismus für das eine oder andere Heilmittel genau untersucht hat, ebenso werden wir das sociale Uebel einer grossen Gesellschaft nur dann erst vollauf begreifen, wenn wir ihre geschichtliche Vergangenheit kennen und von den guten und schlechten Sitten, von der Anschauungs- und Denkungsweise ihrer verschiedenen Klassen und Abtheilungen möglichst genau unterrichtet sind. Europa muss den islamischen Osten in allen seinen geheimen Winkeln und Falten kennen, es muss mit seinem Leben und Treiben vollauf vertraut sein, denn es darf nicht vergessen werden, dass wir mit unsern Culturbestrebungen im Hause der kranken Asia eine gar curiose Rolle spielen, indem wir einen solchen Arzt abgeben, der nicht gerufen wurde, nicht beliebt ist, und der anstatt Honorar nur Hohn und Verachtung einstreichen kann. Unter solchen Umständen drängt sich natürlich die hochwichtige Frage von selber auf: ob wir überhaupt zur Annahme der Rolle eines ungebetenen Artzes berechtigt sind und ob wir den sich gesund dünkenden Patienten noch fernerhin mit unserer Zudringlichkeit belästigen wollen.

Ja diese Frage ist wichtig und wie ich sagte hochwichtig. Vor hundert Jahren noch hat es in Europa Philosophen gegeben, die in ihren auf Sentimentalität gegründeten An-

sichten, vielleicht auch aus Abscheu vor den Auswüchsen unserer Cultur, den primitiven Zustand des Menschen als überaus glücklich priesen. Die Neuzeit hat jedoch in dieser Hinsicht bedeutende Fortschritte gemacht. Die Superiorität unserer Weltanschauung und unserer Geistesrichtung hat im grossen und kleinen, im einzelnen und allgemeinen sich kundgethan. Nur ein flüchtiger Blick auf beide Welten, und wir werden von dieser Ueberzeugung durchdrungen sein. Dessenungeachtet dürfen wir die Einwendungen unserer Gegner nicht ganz unberücksichtigt lassen, dies um so weniger, da letztere in ihren Argumentationen solcher Motive sich bedienen, von deren Plausibilität so manche schwärmerisch angelegte Natur noch immer irregeleitet werden könnte. So oft ich mit Orientalen über diesen interessanten Gegenstand in einen Ideenaustausch mich einliess, wurde ich immer unter anderm auf zwei eminent schwarze Punkte aufmerksam gemacht, die in den Augen des moslimischen Asiaten den ganzen Horizont unserer Culturwelt in eine klägliche Dunkelheit hüllen. Es wird nämlich meistens auf den erschreckenden Armuthsstand und auf den allzu grossen Luxus und die zügellose Jagd nach den Lebensvergnügungen im gebildeten Europa hingedeutet, indem man dies als solche krankhafte Zustände bezeichnet, an denen das alte Asien doch nirgends laborirt. Nun offen gesprochen, muss ich es zugestehen, dass mir im ganzen islamischen Asien zusammengenommen nicht so viel Elend und Armuth unter die Augen kam als z. B. in Whitechapel in London, und dass das übliche Visum repertum — death by starvation (Hungertod), mit Ausnahme der Zeit einer Hungersnoth, im islamischen Osten zu den unerhörten Dingen gehört, denn die Armuth, obwol allgemein, ist doch nirgends so drückend und so schrecklich wie bei uns. Auch muss ferner anerkannt werden, dass das tolle Treiben der leider

nicht unbedeutenden Anzahl von Dandies und Lebemännern in unsern Grossstädten, deren höchstes Ideal nur Zeit- und Geldverschwendung ist, keinen besonders günstigen Beleg für das hohe Ziel unserer Culturwelt liefert. Die Civilisation des moslimischen Asiens hat zu keiner Zeit, selbst nicht in ihrem Blütenalter, diese Species der parfumirten Nachkommen des Gorilla aufgezeigt, da man unter Bildung nicht nur den Sinn für geistiges Regen und Streben, sondern auch die Betheiligung an demselben versteht; und zweitens kann der auf Bildung Anspruch habende Muselman schon infolge seiner Religion, Erziehung und schwärmerischen Naturanlagen nicht jener crasse Genussmensch werden, zu welchen gewisse Europäer inmitten unserer vergnügungssüchtigen Hauptstädte sich herausbilden. Es wird niemand einfallen, diese und so manche ähnliche Vorwürfe beschönigen zu wollen. Es sind jedenfalls traurige Schattenseiten, schwarze Flecken, ohne die selbst der hellstrahlendste Himmelskörper nicht dasteht. Doch wie winzig klein ist ihre Schädlichkeit im Vergleiche zu den mannichfachen Segnungen und herrlichen Errungenschaften der europäischen Cultur; eine Cultur, die trotz ihrer Mängel und Fehler jedenfalls den Samen einer glorreichen Zukunft in sich trägt. Und wie verschwindend nichtig sind die etwaigen Vorzüge der moslimisch-asiatischen Civilisation, wenn wir selbe dem tiefen Krebsschaden und tausendfachen Gebrechen der Alten oder asiatischen Welt gegenüberstellen! Wann und wo ist der Freiheit, diesem edelsten, erhabensten und herrlichsten Ziele des Menschen, in der östlichen Welt so kraftvoll nachgestrebt worden, wie dies schon seit geraumer Zeit im Westen geschieht; wann und wo hat der Mensch durch Bemeisterung der unbändigsten Elemente der Natur, durch Eindringen in ihre tiefsten Geheimnisse alles Vorhandene in solchem Masse zu verwerthen gewusst wie heute, und

schliesslich wann und wo ist eine Cultur so imponirend und das ganze Weltall so überwältigend aufgetreten wie die unserige? Der patriarchalisch-romantische Zug der moslimisch-asiatischen Culturwelt, dieser übriggebliebene Lichtstreif eines Jahrtausende alten Zauberlichtes, hat gewiss auf wenige so blendend und gewissermassen auch wohlthuend gewirkt als auf mich. Ich habe im liebevollen Morgen meiner Lebenszeit schwärmend an demselben gehangen, doch was frommte die reichfarbige Seifenblase jugendlicher Begeisterung, wenn das reifere Alter hinter diesem so schön ausgeschmückten Vorhange nur Schmuz und Elend, nur Ruin und arge Fäulniss mich wahrnehmen liess! Wenn ich den menschlichen Geist auf schauerliche Weise geknechtet und verkrüppelt, im scheusslichsten Pfuhle des Aberglaubens und der Vorurtheile noch stecken sah, wenn ich ganze Länder unter dem Fluche der schmählichsten Tyrannei schmachtend, und eine ganze Welt mit Ruinen besäet fand — da musste doch nothgedrungen ein nach dem regen und strebsamen Westen geworfener Blick von den unbestreitbaren Vorzügen unserer Cultur mich gründlich überzeugen, und ich musste doch zur Einsicht gelangen, dass Reformen nöthig, und der abendländische Einfluss auf die leidigen Zustände des Morgenlandes von wohlthuender Wirkung sein müssen.

Wer von dem gegenseitigen Verhältnisse der beiden Culturen in dieser Weise urtheilt, bei dem darf es nicht befremden, wenn er selbst das Aufdringen gedeihlicher Reformen gutheisst. Da der kranke Zustand Asiens, trotz all den conträren Behauptungen der Asiaten, vollauf bewiesen ist, so kann die Erscheinung des ungebetenen Arztes nur gerechtfertigt und nicht getadelt werden, ebenso wenig derjenige einen Vorwurf verdient, der einen Selbstmörder gewaltsam den Klauen des Todes entreisst. Auch dürfen wir uns nur wenig kümmern ob des Hasses

und der Verachtung, welche unserer ungebetenen Dienstfertigkeit gezollt wird. Erstens wird ungebetene Arbeit nirgends besser belohnt; zweitens müssen wir z. B. nur an die deutschfeindlichen Gesinnungen der Russen und anderer osteuropäischer Völker denken, um einzusehen, dass es auch bei uns in Europa noch unerzogene Kinder gibt, die ihren Lehrer hassen, — denn es ist allbekannt, dass das Wort „Kafir“ oder „Gjaur“ im Munde des Mohammedaners nicht weniger oder mehr bedeutet als das Wort „Njemetz“ (ein Deutscher) im Munde des Russen. Doch von all diesem braucht Europa am allerwenigsten sich beirren zu lassen! — Unsere Arbeit soll nur vom Geiste der echten Humanität beseelt, nur von Ernst und Ausdauer begleitet sein, und asiatischer Starrsinn wird schliesslich doch gebrochen werden.

II.

Die Völker des Islams.

„Alle Rechtgläubigen sind Brüder“ — war der Satz, mit welchem Mohammed die eingefleischte aristokratische Tendenz der Araber und ihren unbändigen Hang nach nationalem Particularismus brechen wollte. Zwölf Jahrhunderte hat eben dieser Satz gegen solche Thatsachen zu kämpfen gehabt, die als Ausfluss der unerschütterlichen Logik der Natur, vom Feuer des Fanatismus wol zeitweise erweicht, aber nie ganz beseitigt werden konnten. Ethnische und klimatische Verschiedenheit, vielleicht auch die allzu grosse Ausdehnung des Islams stand von jeher dem Erstarken jenes vom Propheten angestrebten einheitlichen Bandes im Wege. Es entstand nur eine Kette, deren einzelne Ringe, obwol sie fest genug aneinanderhielten, der Form und dem Wesen nach nie aus dem Bereiche der Selbständigkeit sich entfernten oder entfernen konnten. Selbst dort, wo eine Schar der Moslimen, in den Ihram gehüllt, dem Tewaf um das heilige Gebäude in Mekka obliegt, also an einem Orte, wo die Einheitsidee des Islams jedenfalls den beredtesten Ausdruck finden soll, selbst dort können Malaien und Krim-Tataren, Chinesen und Marokkaner, Turkomanen und Sudaner, Bosniaken und Indier u. s. w. sich nicht ohne einen gewissen Grad von

Befremden begegnen, und so oft diese Pilger von der durch Sonnenglut erhitzten arabischen Sandsteppe heimkehrend den Ihrigen mit geschwellter Brust und funkelndem Auge von den Wundern des heiligen Landes erzählen, so werden die Berichte über die vielartigen Geschlechter (Dschins) und Nationen (Millet), welche das mohammedanische Volk (Ummet-i-Mohammed) ausmachen, mit lauter Stimme es verkünden, dass die Moslimen nur Brüder in Gott sind und dass die Scheidewand der Nationalität bei ihnen, obgleich nicht in der Theorie, doch in praxi ebenso wie anderswo besteht. Und wie wäre dies auch anders möglich! Auf einem Ländercomplex wie der des islamischen Asiens, wo grosse tiefeingreifende Staatsumwälzungen eine so bunte Geschichte geschaffen, und selbst heute noch im Schaffen begriffen sind —; wo das Klima hier lange anhaltenden Schnee, dort ewige Hitze bedingt, und wo Jahrtausende alte Sitten der Gesellschaft eine stereotype Form verliehen haben — dort ist es ja rein unmöglich, dass eine Lehre, es sei dies selbst der für Asien geschaffene, ins Herz der Asiaten leicht und tief eindringende Islam, die Grenzen der Nationalität völlig niederreissend, den schönen und jedenfalls erhabenen Bau des Kosmopolitismus errichten können. Auf was die politische Sekte der Schu'ubije oder Nationalseparatisten gegenüber der allzu grossen Verherrlichung des Arabismus im allgemeinen hinzielte, dem hat Jahrhunderte später die geistige Welt Chorasans für iranische Interessen und die Gelehrten Konstantinopels für das Osmanenthum nachgestrebt; hat ja selbst die Controverse auf dem Gebiete der Religionsfragen mitunter eine entschieden nationale Richtung genommen, und es haben selbst die Ausleger der Traditionen, natürlich in unbewusster Weise, die Richtigkeit des oben angeführten Satzes selbst in Zweifel gesetzt.

Ja wir können nicht umhin, von mohammedanischen Nationen zu sprechen, und wollen demnach dieselben in jener Reihe vorführen, in welcher sie vom nahen Osten bis ins Innere Chinas sich erstrecken, und in jenen Umrissen sie zeichnen, welche dem Zwecke und dem Rahmen unsers Buches am besten entsprechen.

Unter den drei Hauptfamilien des menschlichen Geschlechts zählt der heute staatlich noch unabhängige Islam dort die meisten Seelen, wo er zur Zeit seines Erscheinens die wenigsten Bekenner hatte. Ich meine die Turanier, unter welchen die Zahl der Molismen beim allerniedrigsten Calcul bedeutend grösser ist als die der Semiten und Iranier zusammengenommen. Von den Gestaden der Adria bis zum fernen Jün-nan und Kan-su huldigt das turanische Volk unter den verschiedenartigsten Benennungen, in ansässiger oder nomadischer Lebensweise, aber auch im verschiedenartigsten Grade der Anhänglichkeit der Lehre des arabischen Propheten. Von der einsamen Steppe Centralasiens, wo früher der in Zaubergewand gehüllte Schamane in der Mitternachtsstunde die „vier Elemente" zu beschwören pflegte; von Ländern, die einst für den reinsten Quell des Buddhacultus galten; von Städten, die das heilige Feuer der Zoroaster-Lehre mit reinstem Licht erhellte, und schliesslich von Gegenden, die als die Wiege und der Stolz des Christenthums bekannt waren — wenden sich heute noch immer die Blicke der Andächtigen dem öden und dürren Landstriche des westlichen Arabiens zu. Die Gottheit, vor tausend Jahren noch unter den verschiedenen Namen von Okan Tscholab und Tingri bekannt, wird heute unter der semitischen Benennung von Allah angerufen, der schöne Mythenkranz von überirdischen Wesen und unterirdischen Geistern, die bunten Sagen von der Genesis und dem Weltuntergange der Altaier, alles, ja alles musste vor dem zündenden Worte des arabischen

Propheten schwinden. Und dennoch hat der Islam im Masse, in welchem die verschiedenen Theile des Türkenvolkes voneinander sich unterscheiden, im Laufe der Zeit hier durch grössern, dort durch mindern Religionseifer sich hervorgethan, je nachdem der Wellenschlag der nachbarlichen Religionsbewegung oder die ethnische Eigenheit der betreffenden Nation dieses verursachten. Um bündig zu sein, lässt sich beim Gros des turanischen Volkes mit Sicherheit annehmen: je tiefer der Türke in Asien lebt, desto tiefer auch seine fanatische Begeisterung für den Islam, und umgekehrt, je näher er dem Abendlande ist, desto nüchterner und besonnener, aber nicht minder fest sind seine Religionsanschauungen. Fassen wir einmal den Osmanli ins Auge, diesen Pseudo-Turanier, in dessen Adern ebenso wenig turanisches Blut fliesst, als in seiner Schriftsprache der türkische Wortschatz vertreten ist, und wir werden uns zur Genüge überzeugen, dass er der einzige in seinem ganzen Stamme ist, der trotz der unmittelbaren Nähe zur Wiege und dem Brennpunkt des Islams, nicht nur mometan, sondern zu keiner Zeit und unter keinem Verhältnisse jene fieberhaften Kundgebungen für die Lehre des arabischen Propheten zur Schau trug, und niemals als Gläubiger jenen blinden, starren Fanatismus bezeugte, der seinen Stammes- und Glaubensgenossen im fernern Asien eigen ist, und zu allen Zeiten eigen war. Bei unserm frühern Gleichnisse zwischen Sprache und Volk verharrend, sei zufüglich bemerkt: so wie es auf einer ganzen Seite eines osmanisch-classischen Werkes höchstens nur vier oder fünf türkische Wörter gibt, ebenso sind im Körper der osmanischen Nationalität nur sehr geringe oder gar keine Spuren einer turanischen auf ethnographische Merkmale beruhenden Rassencharakteristik anzutreffen. Die 400 Familien, welche mit Ertogrul und Dundar, den Gründern der ottomanischen Herrschaft, in

Kleinasien sich niederliessen, mögen wol die schon dort vorgefundenen seldschukisch-türkischen Volksüberreste in sich verschmolzen haben; doch was ist deren Gesammtzahl im Vergleiche zu den Millionen der heute türkisch redenden Osmanlis der europäischen und asiatischen Türkei? Selbst unter den günstigsten Verhältnissen einer aussergewöhnlichen Vermehrung, die aber auch schon deshalb unmöglich war, weil die Türken immer die eigentliche natio militans bildeten, bliebe dieses ethnische Räthsel unerklärlich. Unter dem Sammelnamen von Osmanli muss daher ein Mischvolk par excellence verstanden werden, dem einerseits ein mächtiger Theil slawischen, armenischen, griechischen und andererseits semitischen, d. h. arabischen Elements zu Grunde liegt, und das in seiner physischen Erscheinung, ich wiederhole dies, auch nicht die geringste Spur des turanischen Rassentypus besitzt. Ganz anders verhält es sich natürlich mit den geistigen Eigenschaften, d. h. mit dem Nationalcharakter der Osmanlis. „Das Volk bekennt die Religion seiner Fürsten", sagt ein altes arabisches Sprichwort; und es ist daher auch leicht erklärlich, wie die amalgamirte Völkermasse von den persönlichen Eigenschaften ihrer Herrscher beeinflusst, so vieles von den Licht- und Schattenseiten des türkischen Nationalcharakters angenommen hat und es noch heute behält. Wer hat nicht die beinahe an Schläfrigkeit grenzende Sanftmuth, das gelassene stille Wesen, den würdevollen edeln Gesichtsausdruck der Osmanlis bewundert, es sei dies in der Person des schlichten Landmannes im geflickten Wams in der ärmlichen Lehmhütte, oder in der Erscheinung des im goldgestickten Prachtanzuge auf seidenem Divan sitzenden Würdenträgers. Es ist nicht immer die orientalische Nonchalance, die fromme Hingebung in den unlenkbaren Schicksalsfügungen, welche aus dem ruhigen Antlitze des Osmanlis uns entgegenscheint, oder aus seiner leiden-

schaftslosen Redensart uns im Ohre klingt. Nein! Diese Ruhe, diese Gelassenheit wird der Reisende beim Türken im fernen Osten, beim Oezbegen, Turkomanen und Kirgizen auf ähnliche Weise wahrnehmen. Wir Europäer haben nun einmal die vorurtheilsvolle Auffassung, dass unter diesem glatten Spiegel der Leidenschaftslosigkeit ein tobendes Meer unbändiger Gemüthsbewegungen rollt, ein Meer, das bei der kleinsten Gelegenheit die glatte Oberfläche durchbrechend, zu stürmenden Wogen aufbraust, und seine Gestade überflutend weit und breit die grössten Verwüstungen umherstreuen kann. Bei andern Völkern des Ostens, z. B. bei Semiten und Iraniern, ist diese Anschauung nicht ungerecht, doch nicht bei Türken und am allerwenigsten beim Osmanli. Mit dieser unverkennbaren Sanftmuth geht auch eine vorzügliche Herzensgüte, eine Leutseligkeit und ein absoluter Mangel an aristokratischen oder egoistischen Gefühlen Hand in Hand. Die Zuvorkommenheit und das freundliche Gebaren, mit welchen die heutigen Minister der Pforte und die Gouverneure der Provinzen jedem Fremden ohne Rang, Stand oder Religionsunterschied begegnen, wird oft irrigerweise dem Selbstbewusstsein der Schwäche und der Furcht vor europäischer Uebermacht zugeschrieben. Waren etwa die Köprili's, Sokolizade's, ja selbst die Sultane am Zenith ihrer Macht und Glorie anders gestimmt; hat uns etwa die Geschichte nicht Bilder hinterlassen, aus welchen die edelste Handlungsweise des mohammedanischen Eroberers und Herrschers gegenüber den in den Staub geworfenen Rajahs hervorleuchtet? Der Schwamm im Gürtel des Armeniers und Griechen, mit welchem er den auf der Strasse zufällig mit Koth bespritzten Moslim zu reinigen hatte, die Abzeichen in der Kleidung und die Schellen im Bade, um von Rechtgläubigen unterschieden zu werden, und vieles dergleichen ist nicht vom Türkenthum, sondern vom Islam, vom asiatischen

Fanatismus des Glaubens im allgemeinen verhängt worden. Wo und wann ist das christliche Europa durch die Schreckensbotschaft eines durch türkische Mohammedaner unter Christen oder Juden angerichteten Blutbades aufgescheucht worden, oder hat die Geschichte uns nicht etwa die Nachricht eines eben entgegengesetzten Falles aufbewahrt, als nämlich der Scheich ül. Islam von Konstantinopel dem Sultan, der von arabischen Fanatikern angefeuert die Hinrichtung aller Christen anordnete, mit seinem mächtigen Veto in die Schranken trat? Ich gebe es gerne zu, dass an den äussersten Grenzen des Islams mit dem Christenthum, wo letzteres durch äussern Einfluss gereizt, infolge der unmittelbaren Nachbarschaft Reibungen und auch das Auflodern der Zwietracht nur schwer zu vermeiden waren; doch wer hat in den Kämpfen im westlichen Rumelien von jeher das Schwert und den Brander geführt? Waren es nicht bosniakische und albanesische Mohammedaner, die selbst der Sprache der Türken unkundig, mit dem reinsten slawischen oder lateinischen Typus auf den Gesichtern, gegen ihre eigenen Brüder im bittersten Kampfe tobten und noch toben?

Und wird es wol jemand befremden, wenn ich sage: dass den Osmnali auch in Religionssachen diese Mässigkeit, Gelassenheit und Sanftmuth charakterisirt, ohne dass ihm jedoch Lauheit, Nachlässigkeit oder Religionsindifferentismus vorgeworfen werden könnte? Ich will nicht auf jene bedeutende ins Wesen des Islams tief eingreifende Neuerungen hindeuten, die bisjetzt mit oder ohne Beistimmung der Mollahwelt eingeführt wurden, und die bisjetzt noch nirgends versucht wurden, auch nicht versucht werden konnten. Meine diesbezügliche Anschauung basirt sich auf persönliche langjährige Erfahrung, auf angestellte Vergleichung mit den herrschenden Ideen des Islams im ottomanischen Kaiserstaate und des Islams anderer türkisch

redenden Völker, und schon meine ersten Wahrnehmungen haben mich genügend überzeugt, dass, so gross die Entfernung vom Thien-Schan-Gebirge und dem Oxus zum Bosporus und zur Ostküste der Adria, ebenso gross ist auch die Verschiedenheit in den Religionsgefühlen beider extremen Ringe der grossen turanischen Familienkette. Der Osmanli ist ein guter Muselman. Wenn wir die Würdenträger der Pforte, mit Einem Worte die moralisch höchst verkommene Efendiklasse ausnehmen, so werden wir nur wenige antreffen, die gegen den Befehl der fünfmaligen Gebete während des Tages, den Vorschriften in Betreff der Fasten, frommen Waschungen und Sonstigem sich einen Verstoss zukommen lassen würden. Doch ist der Islam bei ihm lange nicht mehr, und war auch im allgemeinen nie jenes strenge Regulativ in Angelegenheiten des häuslichen socialen und staatlichen Lebens, zu welchem eben die Lehre Mohammed's bei den Turaniern Mittelasiens geworden ist. Ich will nur einige Beispiele anführen. In der Kleidung des Osmanlis war von jeher die kurze bis zur Hüfte reichende Jacke (Salta) vorhanden, welche mit der kanonischen Verordnung: bis zum Knöchel reichende Kleider zu tragen, stark im Widerspruche steht. Der Osmanli hat sich von jeher den Bart rasirt, und selbst Sultan Selim, der Eroberer Aegyptens, der erste seines Hauses, der den Titel „Chalife" (Nachfolger Mohammed's) annahm, hat dieser Mode gehuldigt, eine Mode, die bekanntermeise bei den Türken jenseit des Oxus mit Abtrünnigkeit vom Glauben identificirt wird. Ist doch selbst der runde kurz geschnittene Bart, wie er heute in Stambûl getragen wird, ein Dorn im Auge der innerasiatischen Moslimen, da diese sogenannte Hauptzierde des Mannes wenigstens eine Faust und zwei Zoll lang sein muss, ein Mass, das übrigens bei den dünnbärtigen Tataren leider nur unter die pia desideria gehört. Doch nicht

nur in der Tracht, in Sitten und Gebräuchen, sondern sogar in so manchen, mit der Dogmatik im engsten Zusammenhange stehenden Punkten entbehrt der Islam des Osmanlis jene prägnanten Züge des Religionseifers, ja man könnte sagen des Zelotenthums, an welchen eben dieser Glaube im fernern Osten so reich ist. So habe ich z. B. in Mittelasien in allen Schichten der Bevölkerung vielen begegnet, die ausser dem fünfmaligen Gebete dem sogenannten Nafila, d. h. einem Surplus in den jedem anständigen Mohammedaner vorgeschriebenen Kniebeugungen obliegen, die die Strenge des Gesetzes aus eigenem Antriebe verdoppeln, um die Hälfte mehr Zeit zur Verrichtung ihrer frommen Pflichten gebrauchen, und die schliesslich eben infolge dieser überspannten Religiosität bessere, d. h. eifrigere Mohammedaner genannt werden können als die sonst im Geruche der Heiligkeit stehenden Moslimen der Türkei. Ist doch selbst jener Umstand merkwürdig genug, dass es unter den Türken im fernen Asien verhältnissmässig mehr Hadschis (Pilger) gibt als in den meisten Theilen Rumeliens und Anatoliens, trotzdem letztere zur Einhaltung dieses Religionsgesetzes über alle neuern Erleichterungen der Communication verfügen und von den heiligen Städten höchstens nur einige Tage weit entfernt sind, und erstere wochen- ja monatelang durch unwirthbare Gegenden, auf unsichern Strassen, im Kampfe mit aller Härte des Klimas und dem Fanatismus fremder Religionen kämpfend dahinziehen! Wer wird wol nach Gesagtem den Osmanli, das uns zunächststehende Mitglied der moslimischen Brüderschaft, eines besondern Religionseifers oder gar Fanatismus zeihen wollen?

Doch sehen wir nun einmal den zweiten Ring in der grossen turanischen Familienkette des Islams, nämlich den azerbaidschanischen oder iranischen Türken an. In diesem Sammelnamen bezeichne ich die eigentlichen Bewohner

Azerbaidschans und der Chamsa, d. h. die Iranier türkischer Zunge von Choi bis Teheran; ferner die Türken Irans und Transkaukasiens sammt den halbnomadischen Stämmen der Karapapak, Terekme, Schahsewend, Schekaki, Chodscha Alieli, Begdilli und Beharlu, die blos in der Neuzeit durch russische, persische und türkische Unterthanenschaft scheinbar voneinander getrennt, gestützt aber auf das gemeinschaftliche Band Eines Ursprunges, eines jahrhundertelangen Zusammenlebens und Einer Religion im Grunde genommen ein unzertrennliches Ganzes ausmachen. Es gehört keine besonders tiefe ethnographische Einsicht dazu, um in diesen von Georgiern, Kurden und Persern, folglich von einem dreifachen iranischen Einflusse gekreuzten Volke das ursprüngliche Turanische oder besser gesagt Türkische herauszufinden. Es sprechen dafür nicht nur die Eigenheit eines nur in geringen Nuancen voneinander abweichenden gemeinsamen Turk-Dialekts, sondern selbst physische Merkmale und geistige Beschaffenheit. Unter hundert Persern ist der Azerbaidschane durch seinen etwas plumpen Körperbau, seine breiten, groben Gesichtszüge sogleich zu erkennen. Selbst sein Ideengang, seine Ansichten über Moral und Religion, sein öffentliches und Familienleben hat, trotz des mannichfaltigen Einflusses, der infolge eines mehrere Jahrhunderte langen geschichtlichen und religiösen Zusammenlebens vom persischen Nationalcharakter in ihm zurückbleiben musste, dennoch viel, ich sage recht viel Turanisches beibehalten. Der Azerbaidschane ist an seine Familie, an sein Haus und Hof mit festern Banden geschlossen, er hat mehr und schärfere Züge vom patriarchalischen Hirtenleben aufbewahrt als der eigentliche Perser, und deshalb überragt er letztern auch weit in seinen dynastischen Gefühlen, in der Beharrlichkeit und im Fleisse. Wer den Azerbaidschanen in Erzerum, Trapezunt, Stam-

bul, Smyrna und Adrianopel mit dem ihm nahe stehenden Osmanli vergleicht, wird allem Anscheine nach in ihm den Ausbund aller Schlauheit, Pfiffigkeit und des Mäklersinnes entdecken: doch man vergleiche einmal den lärmenden Insassen des Bazars von Isfahan und Schiraz mit dem azerbaidschanischen Kaufmanne in einem der Kervanseraile von Tebris und Choi, und man wird nothgedrungen zum Schlusse gelangen, dass letzterer ersterm gegenüber in Lug und Trug, in Heuchelei und Verstellungskunst nur ein Stümper, nur ein ungeschickter Adept sei! Diese vom iranischen Geiste angehauchten, aber keinesfalls durchdrungenen Charakterzüge treten auch in den moslimischen Gesinnungen des Azerbaidschanen in jeglicher Weise hervor. Der Türke Irans ist ohne Ausnahme Schiite und zwar Schiite vom reinsten Schlage und Wasser. Er ist dieser Sekte durch persische Lehrer zugewendet worden, denn der eigentliche Schiismus ist der Ausfluss iranischer Nationalideen, und ist es nicht merkwürdig, dass diesem ungeachtet der türkische Schiite in seinem Hasse gegen die sogenannten drei ersten Usurpatoren des Chalifats, in seiner Begeisterung für die Familie Ali's, ja in seinem ganzen Wesen wilder und fanatischer ist als sein iranischer Lehrer? und dass in ihm der den Turaniern eigenthümliche Zug des blinden Glaubens und des Religionsfanatismus schon mit bedeutender Schärfe hervortritt? Der Vorabend des Sterbetages Huseïn's wird in Tebris, Choi, Kazwin, Salmas und in ganz Transkaukasien mit mehr Zerknirschung begangen als in Schiraz, Jezd, Kirman und andern echt persischen Städten. In erstgenannten Orten hat jedes Dorf, wenn auch noch so klein, während des Moharrems seinen mit schwarzen Flaggen ausgesteckten Platz zur Abhaltung der Passionsspiele (Tazie); besteht doch selbst die Schar der professionellen Elegiensänger (Rouzechan) zu zwei Dritteln aus Türken,

und wenn wir den unbeständigen, flatternden Sinn des Iraniers mit seiner nur lauen Religionsüberzeugung in Anbetracht ziehen, so wird es gar leicht sein, die Behauptung aufzustellen, dass es nicht nur die kriegerische Ueberlegenheit, sondern die religiöse Begeisterung jener türkischen Stämme war, mit deren Hülfe die Nachkommen Scheïch Sefi's dem schiitischen Princip auf den Thron verhalfen — denn Perser allein hätten bei der damaligen Machtstellung der Timuriden im Osten, und der Osmanlis im Westen, wol schwerlich aus dem Schiismus eine herrschende Religion geschaffen. — Es ist daher klar, dass die türkische Bevölkerung Irans, das zweite Glied in der grossen mohammedanisch-turanischen Familienkette, was den Religionseifer anbelangt, nicht nur seinen südlichen Lehrer, sondern selbst seinen westlichen Bruder weit übertrifft. In ihm ist der erhöhte Grad orientalischer Denkungsweise in religiösen, staatlichen und socialen Dingen nicht zu verkennen.

Diese Potenzirung wird selbstverständlich noch mehr ins Auge fallen, wenn wir den dritten Zweig in der sesshaften turanischen Bevölkerung, nämlich dem Oezbegen uns nähern. Oezbege ist der conventionelle Begriff jenes tatarisch-mongolischen Mischvolkes, das während des Zerfalles der „Goldenen Horde“ im Norden des Aralsees sich vereinigt, nach dem Sturz der Timuriden die Herrschaft in Transoxanien an sich gerissen und seit jener Zeit alle jene Türken verschiedenster Stämme in sich aufgenommen hat, die aus der nomadisch-barbarischen Lebensweise in die Städte, d. h. islamische Cultur eintraten. Von den Ostgestaden des Arals, den Ufern des Oxus und Jaxartes entlang bis in die östlichen Thalgegenden des Thien-Schan-Gebirges wohnend, ist beim Oezbegen nur in seinen physischen Merkmalen einige Verschiedenheit wahrzunehmen, je nachdem er vom Einflusse

fremder Elemente verschont, prägnantere Züge des echt turko-mongolischen Typus aufbewahrt, oder infolge der Kreuzung mit iranischem Blute, d. h. tadschikische Ureinwohner oder persische Gefangene, sich mehr oder weniger entturanisirt hat. In Charakter und Geistesanlagen bildet er jedoch ein durchschnittlich Ganzes. Ueberall begegnen wir jenen klar ausgeprägten Zügen des türkischen Biedersinnes, dem festen männlichen Charakter, und jener uralten conservativen Denkungsweise, welche gleich einem mehrere tausend Jahre alten Ideal des geselligen Lebens den Völkern des turanischen Stammes vorglänzt. Dass diese Lichtseiten des echt türkischen Charakters von einseitigen, bisweilen beschränkten Geistesanlagen, von ausgesprochenem Widerwillen, auf dem Wege der Neuerungen eine Sittenverfeinerung zu erlangen, und schliesslich durch das Anklammern an die patriarchalische, aber nomadische primitive Lebensweise, so viele Schattenseiten, als: ewige Kriegslust, Indolenz und Aberglaube, zur Folge haben und haben mussten, ist selbstverständlich. Schon gleich bei seiner Verpflanzung musste der Islam im Charakter des echten Turaniers einen mehr fruchtbaren Boden finden als bei andern Völkern Asiens. Hat der Türke früher den Zauberformeln des Kam oder Schamanenpriesters, dessen Hexentanze in den Mitternachtsstunden und dessen Brüllen, Aechzen und Stöhnen, ohne den Probirstein des Denkens anzusetzen, unbedingten Glauben geschenkt: wie hätte er gegenüber den rationellen Satzungen des islamischen Monotheismus wol anders handeln können? Während die Lehre Mohammed's schon nach zwei Jahrhunderten ihres Entstehens bei den Persern und Arabern durch Freidenker der verschiedensten Art erschüttert wurde, fing eben damals der knorrige und feste Stamm des centralasiatischen Religionsfanatismus starke Zweige zu treiben an, Zweige, die eine reiche

Frucht versprachen und sie auch brachten. Ueber Mittelasien war nie das Zeitalter des Denkens hereingebrochen, hier hatte man sich von jeher, und nicht mit Unrecht, damit gebrüstet: den reinsten unverdorbenen Born des Islams zu besitzen; und als ich einmal, mit den Gelehrten Mittelasiens über die Religiosität der verschiedenen Moslimen sprechend, mein Befremden ausdrückte, wie es dazu komme, dass man in Bochara sich frommer dünke als in Mekka und Medina, erhielt ich die Antwort: dass die Fackel ihren eigenen Stamm in Dunkelheit lässt und das Licht nur in die Ferne verbreite. — Es ist demzufolge als ganz natürlich anzusehen, dass nicht nur der ottomanische Bauer, Kaufmann und Beamte, sondern selbst dessen Priesterklasse, mit dem Scheich ül Islam an der Spitze, im Auge des innerasiatischen Moslimen für einen pflichtvergessenen, durch die nachbarlichen Irrthumslehrer der Franken von dem Pfade des wahren Glaubens abgelenkten Mohammedaner gilt, dessen Fürst, d. h. der Sultan, nur von jenen für den rechtmässigen Chalifen oder Nachfolger Mohammed's gehalten wird, der das Religionsgebäude in Rum, wie der westliche Islam im allgemeinen genannt wird, nicht durch persönliche Anschauung kennen gelernt hat. Bei der grossen Anzahl der Hadschis, die nebst dem Besuche der heiligen Orte auch einen Abstecher nach Konstantinopel zu machen pflegen, steht der Islam der Türken und Araber in sehr schlechtem Rufe; denn ist wol die Lehre des Propheten den Moslimen des westlichen Asiens in Blut und Fleisch tiefer gedrungen, als ihre Glaubensbrüder im Osten anzunehmen pflegen, so hat die Vernachlässigung gewisser äusserlichen Formen und das Bemänteln des Fanatismus die turkestanischen Exaltados von jeher unbefriedigt gelassen.

In Besprechung der Religionsverhältnisse Centralasiens müsste man wol auf jenen nicht unbedeutenden

Unterschied Bezug nehmen, der den Städtebewohner von dem Nomaden auf der weiten Steppe trennt —; doch kann hier die allgemeine Wahrnehmung im Religionsunterschiede der sesshaften und wandernden Bevölkerung als Richtschnur dienen, denn was dem Turkomanen, Kirgizen und Karakalpaken an dogmatischer Gelehrtheit fehlt, das ersetzt die Neigung zur Schwärmerei, der kindische Hang zum Uebernatürlichen und der tiefeingewurzelte Aberglaube. Es ist auch nur der Islam der Kiptschaken und Kara-Kirgisen, die sich auf dem gebirgigen Grenzgebiete zwischen Chokand und Ostturkestan herumtreiben, der auf sehr schwacher Basis ruht; im allgemeinen aber ist der Unterschied zwischen der Religiosität der Nomaden Turkestans und der der Beduinen-Kurden und Jürüks derselbe, welcher bei angestelltem Vergleiche zwischen Bochara und Samarkand einerseits und den Städten Westasiens andererseits hervortritt.

Um unser Bild des turanischen Islams zu schliessen, müssen wir auch der Töngens oder Dunganen, d. h. der chinesischen Mohammedaner Erwähnung thun, mit denen wir erst in der jüngsten Vergangenheit Bekanntschaft gemacht haben, und die trotz des lückenhaften Bildes, in welchem sie uns dargestellt werden, als ein höchst merkwürdiger Bruchtheil des ganzen islamischen Körpers unsere volle Aufmerksamkeit verdienen. Ein Mohammedaner mit bezopftem Schädel und rasirtem Kinn, in einer Tracht, die nur den Götzenanbetern, ergo dem schwärzesten Unglauben eigen ist, mit einer Sprache, in der man keine Silbe des Korans richtig aussprechen kann — und doch ist die Begeisterung für die Lehre des arabischen Propheten eine solche, wie sie vielleicht nur an den Ufern des Zerefschans anzutreffen ist. In der Geschichte der ersten Verbreitung und weitern Entfaltung des chinesischen Islams herrscht noch eine ziemlich starke Dunkelheit. Das Werk der Bekehrung scheint

von zwei Seiten aus begonnen zu haben, nämlich zu Lande vom Westen über Turkestan und übers Meer vom Süden her, in jener religiösen Bewegung, welche Sze-tschuan und Jünnan schon vor Jahrhunderten erfasst hat. Es ist dies der tollste und blindeste Fanatismus, welcher unter diesen chinesischen Bekennern der mohammedanischen Lehre wuchert, ein Fanatismus, der lange geheimgehalten, erst in der Neuzeit, durch eine entsetzliche Mordwuth und Barbarei, wie die Religionskämpfe des Islams sie nur selten aufzeigen, zum Vorschein kam.

Der iranische Völkerstamm, welcher seiner Zahl nach als zweitgrösster im Islam gelten kann — ich wiederhole, die Mohammedaner Indiens sind im Rahmen dieses Bildes nicht inbegriffen — hat sich von jeher in einem von seinem turanischen Religionsgenossen ganz verschiedenen Lichte hervorgethan. Die Völker iranischer Zunge haben nämlich nie jenen Theil der Moslimwelt gebildet, der die Satzungen des Korans unbedingt annahm; sie waren nie starr fanatisch gesinnt und haben demzufolge auch nicht jene Pfeiler gebildet, die dem Religionsgebäude des Islams als feste Stützpunkte dienten. Ob diese Erscheinung der nicht unbedeutenden Cultur, welche die arabischen Eindringlinge bei den Persern vorfanden, zuzuschreiben, und ob eben der gerechte Hass und die Verachtung, mit welcher man zur Zeit der Sassaniden auf die „Eidechsenfresser“ — wie man die Araber in Iran nannte — hinabsah, Ursache jenes nie erlöschenden Feindschaftsgefühls gegen die arabischen Bekehrer gewesen sei, wollen wir jetzt nicht zum Gegenstand unserer Untersuchung machen. Es ist einmal unzweifelhaft, dass die Kluft, welche die Verschiedenheit der Sekten zwischen Persern und Arabern anfangs geschaffen, mehr der Ausfluss einer nationalen, denn einer religiösen Begeisterung gewesen. Dem rauhen barbarischen Türken war der Koran eine Leuchte auf dem Wege der Bildung,

des geselligen sowol als des staatlichen Lebens; — dem Perser hingegen war er eine Fackel, welche das Gebäude seiner alten Cultur, das Monument seiner einstigen Grösse, in Brand steckte, — kein Wunder daher, wenn die arabische Lehre, eben nur weil sie arabisch war, ihnen nur schwer zu Herzen ging; und wäre es nicht die Successionsfrage der Aliden gewesen, in Iran hätte man gewiss einen andern Grund zum Schisma ausfindig gemacht. Das äusserliche Gepräge religiösen Sinnes, welches der Perser im alltäglichen Leben zur Schau trägt, kann nur den flüchtigen Blick des oberflächlichen Betrachters täuschen, wer jedoch die Gegenwart und Vergangenheit Persiens und der Perser kennt, wird es nur zu gut wissen, dass es mit ihrer Begeisterung für Religion im allgemeinen gar nicht weit her ist, und dass mit der Waffe des schiitischen Sekteneifers nur die Sache der politischen Unabhängigkeit mit der Wärme zu den Aliden, nur die von den Arabern hart mitgenommene Pflanze persischer Nationalität genährt würde. Sowie die Iranier sich gern unter die Fahne desjenigen scharen, der sie gegen die Feinde Hasan's und Husein's führt, ebenso gleichgültig klingt ihnen das Aufgebot gegen die Feinde des Islams im allgemeinen, für welche Behauptung die letzten Kriege Persiens gegen Russland und England die sprechendsten Belege liefern. Das Angstgeschrei der Achonde, die feurigen Reden der Mutschtehids, die allergrellste Schilderung der drohenden Gefahr konnten nur Wenige, und noch dazu nur Türken gegen die Christenmacht ins Feld bringen. Trotz aller glänzenden Worte, sprühenden Augen und verschwenderischen Thränengüsse, welche in Iran unausbleibliche Attribute der Religion sind, gibt es dennoch in ganz Asien, China ausgenommen, kein Land und kein Volk, in dessen Mitte so wenig wahre Begeisterung für Religion vorhanden wäre als in Persien, wo Freidenker so wenig verfolgt wurden,

ja ihre Lehren ungestört sogar verbreiten konnten, und wo schliesslich, was die natürliche Folge der Sachlage ist, das alte Religionsgebäude durch das Hirngespinst neuer Schwärmer so leicht erschüttert werden könnte. Wer Chiams Lästerungen gegen Allah und den Propheten, seine Spottgedichte gegen die geheiligtsten Ceremonien und Gebote des Islams liest, wer die Verbreitung dieses Buches und anderer gegen die positive Religion gerichteter Werke kennt, der wird sich gar nicht wundern, dass Bab mit der Waffe des Wortes in kurzer Zeit für sich so viele Herzen gewonnen, ja die Macht des Schehinschahs ebenso leicht mit Ruin bedrohen konnte, als es Hung-siu-tsuen, dem Häuptlinge der Taipings, gegenüber dem „Himmlischen Sohne“ in Peking gelang. — Dieses ewige Bereitsein zu religiösen Speculationen, die Kälte und Gleichgültigkeit, mit welcher in das Allerheiligste des Religionsgebäudes eingedrungen wird, und schliesslich dieser halb fanatische, halb freidenkerische Ton der Perser hat mich oft in meinen Controversen mit den eifrigsten Schiiten überrascht. Der Sunnite, wenngleich noch so aufgeklärt, kann sich eines Schreckens, eines leisen Grauens nicht erwehren, wenn man im Gespräche über verschiedene Religionen der Echtheit des Korans und der Heiligkeit Mohammed's nahe tritt; der Schiite hingegen nimmt mit einer an Gleichgültigkeit grenzenden Ruhe mit einem heimliche Beistimmung bekundenden Lächeln die beleidigendsten Suppositionen hin, und sucht, wenn ihm eben daran gelegen ist, es sei mit logischen oder sophistischen Kunstgriffen, seinen Gegner eines bessern zu belehren. — Aber nicht nur die bei uns als Protestanten verrufenen Schiiten, sondern selbst die sunnitischen Tadschiks in Turkestan, diesem Neste überspannter Religiosität, sind bei weitem nicht jene devoten gottesfürchtigen Moslimen, als welche sie gelten wollen. Die hochgelehrten Mollahs in den mittelasia-

tischen Hauptstädten mit dem Santonsgesicht und dem zerknirschten Aeussern haben sehr häufig die tölpelhafte Bigoterie der Türken als ein einträgliches Geschäft ausgebeutet. Der Tadschik ist ebenso wie sein Stammesgenosse in Iran für die kühnste Controverse zugänglich, während den Türken selbst der leiseste Anflug von Zweifel und Kritik auf dem Gebiete der Religion eine Gotteslästerung dünkt. So sind die gelehrten Mollah's Mitttelasiens zumeist iranischer Nationalität, während die oft schriftunkundigen Ordenshäupter (Ischane) fast durchgängig Türken sind. In demselben Masse sticht der halb nomadisch von den Cultureinflüssen fern lebende Iranier als Dschemschidi, Hezare, Firuzkuhi und Aimak von den ihn umgebenden Nomaden ab. Beide führen schon seit Jahrhunderten ein unstetes primitives Leben, beide stecken in den Krallen des blinden Aberglaubens, auf beide übt die Mythen- und Fabelwelt einen gleichmächtigen Einfluss, und doch habe ich unter dem Zelte des Dschemeschidi auch nicht den Schatten jenes moslimischen Eifers gefunden, den der Turkomane zu besitzen sich den Anschein gibt. Die Stelle der Legenden vertritt bei ihnen noch immer das Nationalepos, man gefällt sich besser in der Verherrlichung eines Rustem und Efrasiab, als in der eines Ebu Muslim oder Saad bin Wakkas. Es ist einmal klar: der Iranier war nie unbedingt dem Glauben zugethan und wird es auch nicht sein. Eine Ausnahme — und diese spricht für meine Theorie — bilden die in den unwirthbaren Bergen zwischen Kabul und Herat lebenden Hezares, welche ihrem sprachlichen Charakter nach Iranier, aber dem ethnischen Ursprunge nach Turanier und zwar Mongolen sind. Von dem schiitischen Religionseifer dieser Bergbewohner, die unter den drückendsten Verhältnissen leben, hat jeder, der mit ihnen in Berührung kam, sich überzeugen können. Ich habe eine ganze Schar von

alten und jungen, mitunter auch kränklichen Leuten gesehen, die in Fetzen gehüllt, in der rauhesten Jahreszeit unter steten Gefahren zum Schreine Imam Riza's in Meschhed pilgerten. Mehr als ein Drittheil von ihnen starb unterwegs, und als ich über diese religiöse Begeisterung nachdachte, war es nur ihre turanische Abkunft, die mir einigen Aufschluss geben konnte.

Ich will die Nomenclatur der mohammedanischen Iranier mit den Kurden, diesen classisch berühmten Räubern Westasiens, schliessen. Der Kurde ist ein religiöses Zwittergeschöpf, dessen Erscheinung uns in Asien besonders überrascht. Kurdische Schiiten, Sunniten und Jezidis (vulgo Teufelanbeter) leben in religiöser Hinsicht auf dem festesten Fusse der Vertraulichkeit miteinander. Die Religion wird je nach der Jahreszeit gewechselt, und da klingende Münzen mehr Bekehrungskraft besitzen als die schwarzen Worte des Korans, so haben wir während des letzten Krimkrieges mehrere tausend Kurden unter dem Banner des russischen Doppelkreuzes gegen den hartbedrängten Halbmond zu Felde ziehen gesehen. Und als der Halbmond das Feld schliesslich doch behauptete, machte man eiligst kehrtum und ward wieder gut sunnitisch. Ja die Kurden geben einen sprechenden Beweis dafür, dass im Geistesorganismus des Iraniers etwas fehlen muss, wodurch er behindert wird, ein absolut Gläubiger zu werden. Dem Islam gegenüber, der den Persern so viele sociale und politische Institutionen verdankt, ist dies auch nicht zu verwundern. Seinen Zögling wird der Lehrer nur selten als hervorragende Autorität anerkennen.

Hinsichtlich des Nationalcharakters der Iranier werde ich wol nichts Neues vorbringen, wenn ich auf diese oft besprochene Licht- und Schattenseiten des Scharfsinnes, der geistigen Aufgewecktheit, der Thätigkeit, aber auch des Mangels an Ehrlichkeit und Biedersinn hinweise. Der

Iranier Asiens ist unstreitig fast durchgängig als hinterlistig und betrügerisch bekannt, und dennoch sind diese schwarzen Seiten seines Charakters leicht erklärlich. Ob der Iranier zur Zeit seiner nationalen Selbstherrschaft ähnlicher Fehler geziehen werden konnte, wäre schwer mit Bestimmtheit anzugeben. Ja, es wird von competenter Seite eben das Gegentheil behauptet. Wir dürfen keinesfalls vergessen, dass mit dem Sturze der Sassaniden die Völker iranischer Zunge, unter das Joch einer fremdem Herrschaft gebeugt, mit wenig Ausnahme einer schweren Tyrannei unterlagen. Despotie macht immer schlau, mistrauisch und versteckt. Der unter einem Drucke Lebende schmiegt und windet sich so lange, bis er auf ein Hinterpförtchen zum Entschlüpfen stösst. Der von Räubern stets Umringte verbirgt sorgfältig sein Hab und Gut, seine Worte und Gedanken. Das Mistrauen, die Spitzfindigkeit und der Meineid des Iraniers stammen aus dieser Quelle einer langen politischen Bedrückung. Er musste als Träger der geistigen Macht in Asien immer gebeugten Schrittes einhergehen, während der Turanier, der Repräsentant der rohen Gewalt, sein Haupt kühn emporheben konnte.

Was vom Iranier im allgemeinen gesagt wurde, das gilt auch gewissermassen den ihm nahe stehenden Afghanen. Schon der gute Mountstuart Elphinstone hat über die Toleranz der Afghanen berichtet, eine Toleranz, die allerdings zur Kriegszeit den Engländern gegenüber nicht zum Vorschein kam, die aber dessenungeachtet nicht in Abrede zu stellen ist, wenn wir jene Behandlung in Augenschein nehmen, welche den Vischnuanbetern und Schiiten seitens dieser wildkriegerischen sunnitischen Bergbewohner zutheil wird. In seiner Kampflust, in seiner Sucht nach Zank und Hader findet der Afghane wol häufig in der Glaubensverschiedenheit einen scheinbaren Vorwand, doch ist es mit seiner Begeisterung für den Islam nicht weit

her; denn erstens kennt er ihn zu wenig, zweitens hat das Streben nach geistigen Zielen bei seiner unbändigen Habgier, bei seinem zügellosen Jagen nach irdischen Vortheilen eigentlich nie recht aufkommen können.

Wir hätten nun noch von der kleinsten Fraction der semitischen Mohammedaner, von den Arabern nämlich, zu sprechen. Welch sonderbare Fügung des Schicksals! Das Volk, das der ganzen islamischen Welt als Grundlage diente, von dem die Idee der islamischen Weltherrschaft ausging, vor dem früher Iranier und Turanier als vor Religionslehrern und Siegern in Demuth das Knie beugten; dessen Zahlenbestand ist der kleinste, dessen politischer Machtruf ist schon seit nahezu sechs Jahrhunderten verschollen, und von seiner ehemaligen Grösse existirt heute nur sein Name noch. Man unterscheidet die Araber, um mich Palgrave's Worte zu bedienen, gewöhnlich nach drei Klassen. 1) Die Städtebewohner, zumeist Kaufleute und Industrielle, folglich die friedlichsten und Gebildetsten ihres Stammes. 2) Arab-Dire, der halbnomadische Araber, welcher am Rande der Wüste sich aufhält, und bald ein Zelt, bald eine ärmliche Lehmhütte bewohnt. Endlich 3) Arab-Bedu, der Beduine, wie wir ihn nennen, welcher noch so wie vor Jahrtausenden in primitiver Lebensweise auf der Steppe sich herumtreibt. Wenn wir unsern Blick den Religionsverhältnissen der Araber zuwenden, so würde man für den Augenblick annehmen, dass diese Leute, diese Schöpfer des Islams, wenngleich aus nichts anderm als aus nationalem Stolze die zumeist Fanatischen unter ihren Glaubensgenossen sind. Und doch hat es damit ein ganz anderes Bewenden; denn durchschnittlich genommen, hat der Islam im dicken Schädel des Turaniers festere Wurzel geschlagen als in dem des geistreichen Semiten. Islamischer Fanatismus ist nur bei den Arab-Dire zu treffen, von denen der geniale

Palgrave mit Recht behauptet: „Das »bischen Lernen« für gefährlich gehalten, nicht weil es ein bischen, sondern weil es nicht viel ist, gibt ihnen vom Islam nur so viel Kenntnisse, um sie eben zu eifrigen Parteigängern zu machen, reicht aber keineswegs hin, um bei ihnen weitere Ansichten und philosophische Systeme zu erwecken.“ Der arabische Stadtbewohner kann wol auch nicht als lauer Befolger der Lehre Mohammed's bezeichnet werden, ja dem unerfahrenen Auge des Europäers dünkt er häufig als Ausbund der Religionsbegeisterung, und dennoch tritt aus ihrer Reihe eine nicht unbedeutende Anzahl von Denkern und Zweiflern, die bei den Türken von ähnlicher Lebensweise nie anzutreffen sind, hervor. Der Türke ist nur fühlender, der Araber zugleich auch denkender Religionsmensch, und ein speculativer Sinn ist für den blinden Glauben nie besonders zuträglich gewesen. Wer einer solchen Behauptung die in arabischen Städten in den letzten Decennien vorgefallene Christenverfolgung und Christenmetzelei gegenüberstellen würde, vergisst wahrscheinlich, dass die von Fanatismus angeeiferten Missethäter der Klasse der Arab-Dire angehörten, da der besonnene Mohammedaner gegen die vom Islam zu jeder Zeit aufrecht gehaltene Toleranz sich nur schwerlich vergehen wird. Wir haben gesehen, dass arabische Kaufleute in Syrien, aus dem Verbande der türkischen Unterthanschaft sich gar leicht unter die christliche Flagge einer europäischen Macht stellen, was Türken bisjetzt noch nie gethan. Die arabischen Mollahs von Damascus, Aleppo und Jerusalem sind in ihrem Umgange mit Europäern ungezwungener als die weissbeturbanten Häupter am Bosporus, und mehr als einen Scherif (unmittelbare Abkömmlinge aus der Familie Mohammed's) habe ich in gelehrten Kreisen Stambuls über das ängstliche „noli me tangere“ der türkischen Mollahs, gegenüber dem einen oder andern

nicht genug definirten rituellen Gesetze, ganz wohlbehaglich schmunzeln gehört. Nur im Stolzgefühle der glorreichen Ahnen liegt der stärkere Ausdruck des Islams bei diesen hagern sonnengebräunten Söhnen Mekkas und Medinas, aber auch diese Gefühle haben einen mehr nationalen als religiösen Charakter. Denn so wie der Scherif bei seinem Rundgange in den Konaken der stambuler Efendis und Paschas, wo er um Protection bettelt, auf seine Gönner als auf Barbaren hinabsieht, ebenso wird der Beduine und arabische Landsmann in dem in europäischer Uniform steckenden türkischen Soldaten ein ganz anderes Wesen erblicken. Die Worte: Turk und Etrak sind und bleiben bei den Arabern der Ausdruck für Sittenrohheit und Geistesarmuth.

Es liegt der arabischen Leichtfertigkeit in Religionsangelegenheiten — ich spreche von Stadtbewohnern und nicht vom Arab-Dire oder Arab-Bedu — ein solcher, in seinem Charakterbilde stark hervortretender Zug von Frohsinn und Jovialität zu Grunde, dem man bei Türken wol selten, bei Persern aber häufig begegnet, und der hier sowol als dort einen tiefen Wogengang der Religionsgefühle unmöglich macht. Mit diesem unverkennbaren Grade von höherer Weltanschauung hängt auch der entschieden praktische Sinn und die Geistesrührigkeit der Araber zusammen. Auch mit ihnen kann man sich in eine Controverse über die heikeligsten Fragen des Islams einlassen, und nächst den Persern sind es nur Araber, die Europa entweder nur aus Wissensdurst oder aus Handelsinteressen bereisen, und aus eigenem Antriebe mit unsern Sprachen und Sitten sich viel mehr vertraut machen als die Türken. Die Kühnheit und die Leichtherzigkeit, mit welcher die arabische Bevölkerung Aegyptens den mannichfachsten Neuerungen der vicekönigliehen Regierung sich unterwirft, muss den Kenner moslimischer Zustände

in Verwunderung setzen. Ein Jahrzehnt europäischen Umganges hat aus Kairo und Alexandrien mehr gemacht als ein halbes Jahrhundert fränkischen Einflusses aus Stambul. Es ist wahr, alle die Neuerungen an den Gestaden des Nils sind im Grunde genommen bisjetzt nichts anderes als ein ebenso verderblicher als trügerischer Firnis; doch dass selbst dieser Firnis hier viel leichter als anderswo aufgetragen werden konnte, das ist einzig und allein der Biegsamkeit und der Geschmeidigkeit des Arabers zuzuschreiben. Und in dieser Eigenschaft steht denn auch dem Araber bei der Umgestaltung der Dinge im westlichen Asien eine bedeutende Rolle bevor, falls politische Umwälzungen ihn wieder auf die Bühne der Weltbegebenheiten treten lassen würden.

III.

Die Länder des Islams.

Wenn man im Orient nach den Vorzügen eines Landes sich erkundigen will, so fragt man gewöhnlich, wie denn sein „Ab i hawa", d. h. sein Wasser und seine Luft beschaffen sei, bisweilen auch welche Obstgattungen es erzeuge. Nach der Qualität des Bodens und dessen Productivität erkundigt man sich nur selten, und dieses glaube ich ist ein genug sprechender Beweis dafür, wie wenig Gewicht man im allgemeinen auf die Bodencultur legt, und wie wenig daher jener Quell des Reichthums und Segens beachtet wird, den selbst das industriereiche Abendland als Hauptborn seines Wohlstandes ansieht. Dass dem so geworden ist, darf nicht ausschliesslich den trägen und arbeitscheuen Mohammedanern Asiens zur Last gelegt werden, die Hauptschuld liegt natürlich in der Beschaffenheit des Bodens und in den Verhältnissen des Klimas, welch letzteres im Durchschnitt genommen als heiss, mitunter auch als tropisch bezeichnet werden kann. In seiner Ausdehnung vom 12. bis 44. Breitengrade hat das Ländergebiet des Islams nur auf wenigen Punkten eine mehrere Monate lang anhaltende Kälte. Der Islam hat auch nie im Norden Wurzel gefasst, denn so wie die arabischen Missionare der ersten Jahrhunderte der Hidschra

von den Ufern der obern Wolga bald zurückeilten, da Frost und eisiger Schauer des Nordens ihrem an heissere Zonen gewöhnten körperlichen Organismus unerträglich war, ebenso musste die Verpflanzung des Islams im Norden des Kaspischen und Asowschen Meeres nur stets als eine gewaltsame bezeichnet werden, und hat demzufolge über 40° nördl. Br. nie zur besondern Blüte gelangen können. Terki, Akserai und Derbend geriethen schon unter den ersten Abbasiden in Verfall, ebenso war dem spätern Bolgar und Sarai auch kein besseres Los beschert; denn die unter dem heissen Himmel Arabiens entstandene Lehre konnte als exotisches Gewächs unter einem nördlichen Himmel nie einer gedeihlichen Entfaltung entgegensehen. Günstig wie die klimatischen Verhältnisse für den Geist des Islams auch immer sein mögen und waren, für die Productivität des Bodens sind sie es keinesfalls, denn es muss im vorhinein bemerkt werden, dass Fruchtbarkeit und Culturfähigkeit, in dem europäischen Sinne des Wortes, in den Ländern des moslimischen Asiens, mit Ausnahme weniger Gegenden, völlig fremd und unbekannt sind.

Ja das moslimische Asien ist arm, trotz all der Milch- und Honigströme, welche seine inländischen Beschreiber des Alterthums und der Neuzeit aus ihren Feldern fliessen lassen, trotz all der bombastischen Schilderungen, welche griechisch-arabische oder persisch-türkische Autoren uns hinterlassen haben. Ein flüchtiger Blick auf die Bodenverhältnisse der mohammedanischen Länder von den Ufern des Schwarzen und Mittelländischen Meeres bis nach China hinein wird uns von der Richtigkeit dieser Aussage vielleicht am besten überzeugen. Nehmen wir die asiatische Türkei als unsern Ausgangspunkt an, so werden wir blos in Anatolien, auf dem classischen Boden griechischer Cultur, wo es einst die volkreichsten

Städte, die üppigsten Fluren und die fettesten Aecker gegeben haben soll, ein Stück Land vor uns haben, das, wenn gut bebaut, in Mannichfaltigkeit und in Beschaffenheit seiner Producte mit Europa kühn wetteifern könnte. Diese von dem Schwarzen, Aegäischen und Mittelländischen Meere umschlossene Halbinsel besteht aus einem Berglande, dessen Thäler noch heute einen ganzen Kranz von Städten, Mittelpunkte einzelner Culturdistricte aufweisen, deren Bedeutung unter günstigen Regierungsverhältnissen gewiss vielmal grösser sein könnte, als sie ist. Konia, Karahissar, Engürü, Amassia, Tokat und Sivas haben Umgebungen, deren Erzeugnisse sich eines weiten Rufes erfreuen, und die, was vorzügliche Obstgattungen und reiche Mineralien anbelangt, auch schwerlich ihresgleichen finden. Ebenso sind die Mündungsebenen einzelner Flüsse, obwol infolge türkischer Wirthschaft an vielen Stellen versumpft, noch immer voll der werthvollsten Naturschätze, die weder im moslimisch-byzantinischen, noch im hellenischen Zeitalter ausgebeutet wurden, und die nur einer emsigen Bevölkerung, einer guten Regierung bedürfen, um in wahrem Glanze aufzublühen. Ja der Boden Anatoliens ist reich, und jedenfalls eines bessern Loses würdig. Doch wenden wir uns zu den übrigen Theilen der asiatischen Türkei, und blicken wir auf Armenien hin, so werden wir von den südöstlichen Abhängen des Pontusgebirges bis nach Persien hin auf ein wol urbares, doch in den meisten Fällen allzu hoch gelegenes Tafelland stossen, welches monatelang von tiefem Schnee bedeckt ist, und wo lange anhaltende Regenstriche des Landmanns besten Willen vereiteln. Trotz der hohen Lage und des genügenden Wasservorrathes nimmt dessenungeachtet die Landschaft hier schon jenen speciellen Charakter der Dürre, der Baum- und Graslosigkeit an, welcher dem grössten Theil Asiens eigen ist. Wenn der

Reisende die ziemlich jäh sich erhebende Gebirgskette bei Trebisond erklommen, so wird er auf seinem langen Wege nach Osten ebenhier von dem Anblick dunkelgrüner Waldungen und freier Vegetation sich beurlauben müssen. Auf der ganzen Strecke bis weit nach China hinein ist, mit Ausnahme der Provinzen Gilan und Mazendran, kein Baum, kein Rasen anzutreffen, der ohne menschliche Hülfe, d. h. Bewässerung gedeihen würde. Ebene, Berge und Thäler haben überall den gräulichgelben Anblick der Dürre und erschreckenden Nacktheit. In Kurdistan trägt die Natur ein noch trüberes und düsteres Gewand, und in den engen Thälern und Schluchten, welche in dem kahlen Felsengebirge dieser Gegend sich hinziehen, haben auch von jeher nur räuberische Kurden mit ihren Heerden eine erbärmliche Existenz fristen können. Von den nordwestlichen Vorhöhen des Kurdischen Gebirges, ungefähr bis zum 36. Breitengrade, dehnt sich wol eine Ebene aus, die gepfropft mit Ruinen ehemaliger Städte und Dörfer, abwechselnde Monumente persischer, römischer und assyrischer Bildung, unter dem Schutze eines wohlgeordneten Staates, dem menschlichen Sinnen und Streben, der Industrie und dem Fleisse noch immer ein reiches Feld bieten könnte. Doch wie lange, lange ist es schon her, dass der Friede aus diesen Gauen entflohen, und dass Elend und Armuth an dessen Stelle getreten sind! Was Nordmesopotamien infolge seiner territorialen und klimatischen Vorzüge ehedem war und vielleicht noch werden konnte, das ist in den Ufergegenden am weitern Laufe der beiden Flüsse kaum erdenklich. In Arabistan hat die Natur schon einen streng asiatischen Charakter. Wo der Flüsse, Bäche oder Irrigationen kostbares Nass nicht hinreicht, dort lässt sich dem Boden kaum etwas entlocken, denn aus den segenspendenden Brüsten des Himmels strömt kein labender Trank der sonnedurchglühten, lechzenden

Erde zu, — um mich des Ausdruckes der Orientalen zu bedienen. Ob am Tigris oder am Euphrat, so lässt es sich keinesfalls verkennen, dass man hier am Ostrande der Arabischen Wüste sich befindet, deren Westrand nämlich, das vielgenannte Syrien sammt Hedschaz und Jemen auch nicht viel besser daran ist. Scham dschennet mescham = „das paradiesduftende Damascus!“ hört man oft den Orientalen in Ekstase ausrufen. Aehnliche überschwengliche Epitheta werden auch andern Orten beigelegt. Es wässert einem völlig den Mund, wenn man die Beschreibung von den reichsprudelnden Quellen, von dem üppigen Grün und den köstlichen Früchten hört, doch kann hier im allgemeinen nicht von Culturregionen, höchstens von kleinen tiefer gelegenen Thälern die Rede sein, die von den ringsumher gelegenen Bergen die zum Ackerbau nöthige Feuchtigkeit erhalten. Der schmale Gebirgsstrich, welcher dem Mittelländischen und Rothen Meere entlang die Arabische Halbinsel umsäumt und im Süden eine Höhe von 5—6000 Fuss nebst einer Breite von 20—50 engl. Meilen erreicht, war schon im grauen Alterthume nur von commerzieller Wichtigkeit. Wohl verdanken einige Thäler und Schluchten einen gewissen Grad von Bodencultur den von den Bergen sich herabstürzenden Strömen, doch ist der entzückende Eindruck der lachenden Fluren und dichten Wälder in Sana'a, Zabid, Es Sauf u. s. w., von welchem die Reisenden sprechen, nichts anderes als die Ueberraschung eines monatelang nur an nackte Felsen und an sonnedurchglühte Ebenen gewöhnten Auges. Wenn wir daher Rumelien und einige Inseln des Mittelländischen Meeres ausnehmen, so werden wir auf dem ganzen Flächeninhalt des ottomanischen Kaiserstaates kaum einem Drittel eigentlich urbaren, nach europäischen Begriffen culturfähigen Bodens begegnen.

Von Iran muss selbstverständlich in dieser Hinsicht ein noch traurigeres Bild entworfen werden. Obwol der Ausdehnung nach dreimal so gross als Frankreich, so ist dieses Land doch mehr als in der Hälfte seines Flächeninhaltes von einer öden Salzwüste bedeckt, die höchstens nur einige wilde Esel und Gazellen ernähren kann. Auf einem andern, nämlich dem südlichen und südwestlichen Theile, d. h. in Kerman, Laristan und im ganzen Litorale des Persischen Golfes, wo monatelang im Jahre eine geradezu tropische Hitze herrscht, verhält es sich mit der Culturfähigkeit des Bodens wol etwas, aber nicht viel besser als im südlichen Arabien. Kerman, Bam, Tarun, Lar und Darab müssen als Culturoasen angesehen werden, die theils aus einer Steppe, theils aus einigen Thälern der zahlreichen, zumeist nach dem Meere zu laufenden Gebirgszüge sich erheben; denn während der Reisende in andern selbst „fruchtbar" genannten Gegenden nur in der unmittelbaren Nähe der Dörfer auf Aecker und Wiesen stösst, kann er hier tagelang umherziehen, ohne bebautem Lande zu begegnen. Auf einer fernern Wanderung in nordwestlicher Richtung durch Luristan, namentlich in Ardekan, in der Heimat der Luren und Bachtiaren, sind die klimatischen Verhältnisse schon etwas günstiger, doch lässt sich die eigentliche Bodencultur auch hier nur auf ein kleines Minimum reduciren, und nur das alte Medien, Kurdistan, Azerbaidschan und Chamse kann als jener Theil Irans bezeichnet werden, wo der Frühlingsregen den bisweilen nicht ausreichenden Schneefall ersetzend, den Ackerbau zu einem gewissen Grade von Einträglichkeit bringt, woher denn auch füglich letztgenannte Theile als die Kornkammer Irans bekannt geworden sind. Nun diese Kornkammer habe ich zufälligerweise mehreremal durchstreift, habe aber dessenungeachtet gefunden, dass man auch hier oft 4—5

geogr. Meilen zurücklegen muss, bevor man zum cultivirten Rayon eines Dorfes oder einer Stadt gelangt, denn jener ohne Unterbrechung fortlaufende Kranz von Aeckern, Feldern, Wiesen und Gärten, den wir in so manchen Ländern Europas antreffen, der ist in Persien wie im ganzen moslimischen Asien völlig unbekannt, hat auch nie bekannt sein können, da selbst die bestgeordneten politischen und socialen Zustände die Nachtheile einer stiefmütterlichen Natur nur mildern, aber nicht gänzlich beseitigen können. Ob daher in der Kornkammer Irans oder in andern ihrer Fruchtbarkeit halber berühmten Gegenden, nirgends sieht man jene vollgestopften Scheuern und Tennen, nirgends jene beredten Züge des agricolen Wohlstandes, der europäischen Ländern, wenngleich von Mittelmässigkeit, eigen ist. — Setzen wir unsern Ueberblick von Teheran nach Osten fort, so werden unsere auf den Landbau im allgemeinen sich beziehenden Wahrnehmungen sich nicht viel günstiger gestalten. Die Ebenen von Weramin, Nischabur und Herat werden von Orientalen der Vergangenheit und der Gegenwart als leibselige Paradiese angepriesen, man muss in Entzücken gerathen, wenn man ihre Beschreibung liest oder hört; doch auch hier bleibt das an europäische Landschaften gewöhnte Auge nur unbefriedigt, und anstatt der geschilderten fetten Triften und unabsehbaren Saatenmeere ragen nur einige Aecker aus den zahlreichen Gemüse- und Melonenfeldern hervor. Der Boden an diesen und andern Orten Irans mag wol in alten Zeiten viel besser bestellt gewesen sein als heute, und dennoch wäre es ein bedeutender Irrthum, selbst für jene Zeiten den europäischen Massstab der Productivität hier anwenden zu wollen, denn unter abnormen klimatischen Verhältnissen und mittels künstlicher Bewässerung können der Erde sozusagen auf gewaltsame Weise nie jene Schätze abgenommen werden,

die sie unter gemässigtem Himmelsstriche freiwillig hergibt.

Auf dem weiten Gebiete jener Länder, welches wir mit dem vagen Ausdrucke „Mittelasien“ zu bezeichnen pflegen, zeigt die Bodencultur unstreitig einige Lichtpunkte auf, die nicht nur mit Persien und der Türkei, sondern selbst mit Europa den Vergleich aushalten können. Die Oasenländer Turkestans verdienen in gewisser Hinsicht mit vollem Rechte in Sand gefasste Edelsteine genannt zu werden. Das befruchtende Nass des Jaxartes, des Zerefschans und Oxus vermag in der That in kurzer Zeit an seinen Ufern das Füllhorn des mannichfaltigsten Segens auszustreuen, doch was ist der schmale von Versandung stets bedrohte Landstrich der Flussgebiete im Vergleich zu jenen unabsehbaren, mehrere Tage, ja Wochen weit sich erstreckenden, schrecklichen Sandsteppen und kahlen Wüsteneien, von denen eben Turkestan umringt ist? Und dieses Turkestan war es, dessen grosse Fruchtbarkeit schon im Alterthum sprichwörtlich geworden, ein Land, wo das Abschneiden eines Kanals hinreicht, um Tausende von Menschen dem Hungertode preiszugeben. Vom südlichen Gebiete des Oxus bis zu den Ufern des Indus, nämlich von Afghanistan, Beludschistan und Mekran lässt sich natürlich noch viel weniger Günstiges sagen. In der Gebirgsregion des Ostens, d. h. zwischen den Ausläufern des Hindukusch, beschränkt sich die Bodencultur nur auf einige enge Thäler, die dann im Vergleiche zu den umgebenden nackten Bergen als überaus fruchtbar geschildert werden, daher die entzückende Beschreibung der Gärten im Norden Kabuls; doch erstreckt sich eben von diesen hochgepriesenen Orten bis nach Herat einerseits nur das hohe wildromantische Hezarehgebirge, das zu keiner Zeit mehr als einige Hirtenstämme dürftig ernähren konnte, und andererseits senken die nordwestlichen Aus-

läufer in solche Ebenen nieder, deren Charakter von der turkestanischen Steppenregion sich wenig unterscheidet. Nur am obern und mittlern Hilmendbecken, sowie an den Ufern der Flüsse Argundab, Chasch und Ferrah, d. h. im südlichen und westlichen Afghanistan gibt es so manche ihrer Culturfähigkeit wegen mit Recht berühmte Strecken Landes. Von Beludschistan und Mekran, dieser östlichen Fortsetzung der schrecklichen Salzwüste Mittelirans, braucht wol kaum gesprochen zu werden. Wir hätten nur noch Ostturkestans zu erwähnen, dessen Bodenverhältnisse insofern denen Persiens gleichen, da es ebenfalls auf drei Seiten von Bergen umschlossen und in Mitte aus einer grossen Salzsteppe besteht, ein Land, das aber infolge der ringsum sich erhebenden ewigen Gletscher vorzüglich bewässert und reich an allen Erzeugnissen der Natur ist, um unsern Ueberblick über die Culturfähigkeit der islamischen Länder zu beschliessen.

Aus gegebenem Umrisse wird vor allem ersichtlich werden, dass die Bevölkerung des moslimischen Ostens, selbst unter den günstigsten politischen und socialen Verhältnissen, wenngleich zahlreicher als jetzt, aber nie so zahlreich gewesen sein konnte, als wir gewöhnlich laut Angabe orientalischer Geschichtschreiber und Reisenden anzunehmen pflegen. Von einem Populationsverhältniss, wie wir heute in Europa und Amerika vor uns sehen, hat im mohammedanischen Osten nie und nimmer die Rede sein können. Erstens müssen wir die Zahlenangaben orientalischer Autoren mehr als Ausfluss einer leidenschaftlichen Feder und erhitzten Phantasie, denn als Ergebniss statistischer Erkundigungen betrachten. So wie z. B. die Berichte jener gigantischen, tagelang dauernden Schlachten, bei welchen Hunderttausende den Walplatz bedeckt haben sollen, und wo, nach Aussage des Historikers der Mongolen, von je Hunderttausend eine Leiche sich

schnurgerade erhoben hatte, nur bei leichtgläubigen Orientalen Anklang finden können, ebenso müssen wir die Nachrichten betreffs der Wanderung und Uebersiedelung grosser Stämme und Völker nur im äusserst reducirten Massstabe der Wahrscheinlichkeit hinnehmen. Zur Zeit der ersten Seldschukiden, unter Dschengiz und Timur, sind allerdings aus der Officina gentium Centralasiens viele tausend Türken nach dem westlichen Asien gezogen, um dort eine neue Heimat sich zu gründen, doch geschah dies nur allmählich, d. h. im Zwischenraume mehrerer Jahrzehnte, ferner spricht die Thatsache des steten Völkerausflusses aus dem turanischen Hochlande nicht für, sondern gegen die von orientalischen Autoren angepriesene Fruchtbarkeit der Länder jenseit des Oxus. Zweitens deutet die beträchtliche Anzahl von Städte- und Dörferruinen, von Ueberbleibseln ehemaliger Culturstätten nicht immer auf Abnahme und Verminderung, sondern auch auf die theils infolge äusserer Umstände nothwendig gewordenen Ortsveränderungen. Das Versiegen einer Quelle, der Einsturz eines Irrigationskanals oder die Laune eines Herrschers ist oft hinreichend, um die Cultur von einer Gegend in eine andere zu verpflanzen. Hierzu gehört auch die Veränderung der Regierungssitze einzelner Dynastien und Fürsten, was ebenfalls die Volksströmung veränderte. Was Konia, Engürü und Brussa in der ersten Epoche der Osmanen war, das ist heute Stambul, Smyrna und Adrianopel, und wenn in Isfahan ganze Vorstädte verlassen und ganze Reihen von Bazaren in Ruinen liegen, so ist andererseits aus dem Dörfchen Rei die heute über 40000 Einwohner zählende Kadscharenresidenz Teheran erwachsen. Was speciell Persien anbelangt, so lässt es sich allerdings nicht leugnen, dass daselbst der Verfall eine etwas grössere Dimension angenommen hat, denn bei seiner hervorragenden Rolle auf dem Gebiete der

Kunst, Industrie und Wissenschaft, und bei seiner zeitweiligen nicht unbedeutenden politischen Stellung muss ein Land, welches 3000 Quadratmeilen Flächeninhalt hat, doch mehr als 4½ Millionen Einwohner gezählt haben. Im übrigen islamischen Osten aber kann die Differenz zwischen jetzt und ehedem keine so abnorme sein, denn auf einem Ländercomplex, dessen Boden weit mehr als zur Hälfte ganz steril ist, und dessen Culturdistricte zumeist durch künstliche Befeuchtung urbar gemacht werden können, dort kann das Verhältniss zwischen Raum und Einwohnerzahl nie viel günstiger gewesen sein.

Fassen wir nun die Qualität der Urproducte des ganzen islamischen Ostens ins Auge, so werden allerdings wir zum Resultate gelangen, dass der von uns besprochene Theil Asiens, was die Mannichfaltigkeit der Naturerzeugnisse anbelangt, dem Abendlande nicht nur nicht nachsteht, sondern in vieler Hinsicht sogar überragt. Diese Bemerkung bezieht sich auf alle drei Reiche der Natur. Asien ist reich an Mineralien jeglicher Sorte. Es hat vorzügliche Farbe- und Gerbstoffe, Oel-, Webe und Medicinalpflanzen. Es besitzt, mit Ausnahme der Erdäpfel, alle bei uns gebräuchlichen und bekannten Nähr- und Futterpflanzen, und wenn wir dessenungeachtet am Eingange dieses Abschnittes bei der allgemeinen Charakteristik das Wort „Armuth“ gebrauchten, so geschah dies einerseits mit Hinblick auf die Quantität der Erzeugnisse, welche neben der Gesammtzahl des Flächeninhalts äussert winzig erscheint, andererseits aber auch in Anbetracht der Qualität der Hauptnahrungsstoffe, welche fast durchschnittlich das Gepräge eines heissen Himmelsstriches an sich tragend, Kraft und Mark der Gewächse eines mildern Klimas entbehren. Dieses gilt namentlich von den Nährpflanzen des Menschen, und unter anderm sei hier zunächst des Brotes erwähnt, das in keinem Theile des islamischen Ostens von solcher Nahrhaftigkeit

ist als in Europa, was natürlich der niedrigen Qualität des Weizens zuzuschreiben ist, denn der grosse Unterschied zwischen natürlicher und künstlicher Saat geht am besten aus dem ägyptischen Weizen hervor, der, wie J. E. Pollak richtig bemerkt, trotz der Bewässerung mit dem humusreichen Nilwasser viel weniger Kleber enthält als der in Europa erzeugte. Nicht minder befremdend ist der Umstand, dass solche Nahrungsstoffe, die wir in Europa nur als Nebenzweig der Verköstigung ansehen, im islamischen Asien als Hauptnahrung betrachtet werden. Obst, bei uns nur Confect und Nascherei, ist bei Türken, Persern, Arabern und Mittelasiaten monatelang die einzige Nahrung, und selbst bei der bemittelten Klasse, wo Fleisch genossen wird, besteht die Nahrung aus viel mehr vegetabilen als animalischen Stoffen. Hierin ist natürlich ein wesentlicher Unterschied zu bemerken. Türken, überall mit Recht „Vielfresser" genannt, daher das Sprichwort: „Der Araber isst bis er satt wird, der Türke bis er zerplatzt", geniessen mehr Fleisch als die übrigen Mohammedaner Asiens, und hierin bleiben Osmanen, Azerbaidschanen, Oezbegen u. s. w. sich so ziemlich gleich. Der moslimische Turanier ist vorzugsweise Carnivore; doch muss auch hier in Anbetracht gezogen werden, dass die Kraftsubstanz des Schaffleisches, das er geniesst, weit geringer ist als die des Rindfleisches im allgemeinen, und schönes Rindvieh ist im ganzen mohammedanischen Asien nicht anzutreffen. Perser und Araber sind wieder vorzugsweise Vegetarianer, daher sie auch entschieden minder corpulent als die Türken sind, und Reis ist bekanntermeise das Lieblingsgericht sämmtlicher Asiaten. Ob Buckle's Behauptung hinsichtlich des Reises, die er speciell nur auf Aegypten anwendet, in ihrer ganzen Ausführlichkeit und Bedeutung auch auf Asien, namentlich auf das mohammedanische Asien anwendbar sei, das würde wol noch

so manches Bedenken haben. Doch dass der Genuss des Reises, der vorzugsweise vegetabilen Nahrung, auf die geistige Rührigkeit des Menschen befördernd wirkt, und dass eben die Kost im engen Zusammenhange mit dem Klima viel dazu beigetragen, im Wesen des Asiaten gewisse Geistesanlagen zu erwecken, mit welchen er den Abendländer überragt, das darf keinen Augenblick bezweifelt werden, ebenso wenig es in Abrede zu stellen ist, dass unsere Nahrung und unser Klima unsere Nerven und Muskeln, ja unsern ganzen körperlichen Organismus viel mehr gestählt und gekräftigt und mit einer solchen Spannkraft versehen hat, die der physische Mensch im Morgenlande nur selten besitzt.

Der Europäer, der einen Efe, d. h. einen Bergbewohner aus der Umgebung Smyrnas, mit der aus einer hohen, konischen Mütze bestehenden Kopfbedeckung, mit dem breiten und langen Schnurrbart, in seinem phantastischen Anzuge mit fliegenden Aermeln und bauschigen kurzen Pluderhosen, mit seinem breiten, bis über die Brust reichenden und mit Waffen vollgespickten Gürtel zum ersten mal zu Gesicht bekommt, der wird natürlich von der physischen Kraft und Fürchterlichkeit dieses bizarr wildausschenden Asiaten eine gar sonderbare Meinung erhalten. Nicht minder imposant scheint uns auf den ersten Anblick die Gestalt eines Kurdenhäuptlings aus Rowandiz in dem grellfarbigen, faltenreichen Gewande, mit dem wallenden Haare und dem wildrollenden, feurigen Auge, dessen Glanz natürlich durch die dunkle Schattirung der gefärbten Brauen und Wimpern um so mehr gehoben wird. Ein solcher Mann mit der langen Lanze, langen Flinte, Krummsäbel, Pistolen und Schildern ist jedenfalls eine martialische Erscheinung. Ebenso dünkt uns mancher Afghane das leibselige Ebenbild eines Orlando furioso. Schmächtig gebaute Perser und Araber geben in ihren ellenweiten

Maschlachen und Burnussen die erdenklichste Figur der Stattlichkeit und männlichen Stärke. Stellen wir nun einem solchen Menschen den Europäer in seinem prosaisch nüchternen Anzuge gegenüber, so wird der oberflächliche und unerfahrene Beschauer gewiss in ersterm und nicht in letzterm das Ideal der körperlichen Stärke sich vergegenwärtigen. Doch der Schein trügt, und da der Schein in Asien den weitesten Spielraum hat, so wird die Täuschung hier überall eine um so grössere. Ich will keinesfalls behaupten, dass der Asiate ein Schwächling sei, doch hat eine jahrelange Erfahrung mich überzeugt, dass durchschnittlich genommen, der Europäer hinsichtlich der physischen Stärke ihm bedeutend überlegen ist. Durch besondere Kraftentfaltung ist der Lastträger aus Armenien im Stande, Ausserordentliches zu leisten, und verdient jedenfalls die von den europäischen Touristen in Konstantinopel ihm gezollte Bewunderung. Die Maulthiertreiber in Anatolien und Persien sind eine in Plage und Mühe abgehärtete Menschenklasse; auch in Mittelasien kann man hier und da auf einzelne Gewerbtreibende von merklicher Abhärtung stossen,— doch im ganzen und allgemeinen wäre es eitle Mühe, in den verschiedenen Rassen des mohammedanischen Ostens jene physische Kraft und Stärke zu suchen, welche dem Menschen im Norden und Mitteleuropa eigen ist. Wenn wir daher in Europa den Satz aufstellen, dass je üppiger die Natur, desto träger der Mensch, und wiederum: je dürftiger und karger die Natur, desto arbeitsamer und folglich auch desto kräftiger der Mensch — so kann dies, wie die Erfahrung uns lehrt, auf das mohammedanische Asien und seine Einwohner keinen Bezug haben. Durch grössere Ergiebigkeit des Bodens wird jedenfalls der Hang zum Schlaraffenthum auch hier grösser; doch stehen im entgegengesetzten Falle Fleiss und Emsigkeit noch lange nicht in gleichem Verhältnisse zur dürftigen Natur. Der

muselmanische Landmann verwendet an vielen Orten unsagliche Mühe auf seine Irrigationskanäle, er plagt und rackert sich — doch es gebricht ihm an jener physischen und moralischen Kraft, mittels welcher der Mensch eines mehr stählendern Klimas selbst der hartherzigsten Natur etwas abzugewinnen versteht, und selbst die grösste Willensstärke wird ihn nicht genug kräftig machen, um die Widerwärtigkeiten der ihn umgebenden Natur zu besiegen.

Und diese Inferiorität in der physischen Beschaffenheit übt einen entschiedenen und weitreichenden Einfluss auch auf das Gesammtbild der geistigen Eigenschaften des Moslimen in Asien. Er hat Schwung und Begeisterung, aber keine Standhaftigkeit und Ausdauer, und diese Schattenseite des Charakters läuft gleich einem schwarzen Faden durch alle Phasen und Zeitabschnitte seines staatlichen und geselligen Lebens hindurch.

LV.

Die Cultur des Islams.

Ueber die Glanzperiode der mohammedanischen Cultur ist bei uns in Europa schon so vieles und mannichfaltiges gesagt worden, dass es gewiss nur wenig Züge im Bilde dieser vergangenen Geisteswelt gibt, die noch einer fernern Beleuchtung bedürftig wären. Was uns die gelehrten und geistreichen Arbeiten eines Dozy, von Schack, Gosche und Amari in der Neuzeit von der islamischen Cultur in Spanien und Sicilien erzählen, gibt uns jedenfalls ein untrügliches Bild von dem unermüdlichen Streben nach Wissenschaft und Kunst, welches die Araber in benannten Ländern des südlichen Europas beseelte, ein Streben, dem gegenüber die damalige christliche Welt eine so klägliche Stellung einnimmt, und schliesslich ein Streben, das den Beschauer der heutigen Verkommenheit des Islams in eine grenzenlose Verwunderung versetzen muss und erstaunt ausrufen lässt: „Sind das die Nachkommen jener Mohammedaner, die solche hervorragende Capacitäten auf dem Gebiete der exacten Wissenschaften, als: El Hazin, Ibn Junis, Ebu Rihan und andere aufzuweisen haben!“ Männer, welche Theorien über die Höhe der Atmosphäre, über die Schwere der Luft, Theorien über die Entwickelung der Organismen aufgestellt haben; mit Einem Worte, exacte Wissenschaften pflegten, die doch dem heutigen Befolger der Lehre Mohammed's aus tiefster Seele verhasst sind, ja die er sogar als der Beschäftigung des Gläu-

bigen unwürdig betrachtet. Und doch werden die Gründe dieser aussergewöhnlichen Erscheinung uns nichts weniger als klar scheinen, wenn wir bei unsern Forschungen nach den Ursachen des Verfalls jener Cultur auf die einzelnen Phasen derselben, zweitens auf die Factoren der Zerstörung einen solchen Ueberblick werfen, der die ethnischen, socialen und politischen Bedingnisse nicht nur der damaligen, sondern auch der heutigen Islamswelt ins Auge fasst.

Bei unserer Verwunderung über die Glanzperiode islamischer Bildung vergessen wir sehr häufig, dass der allbelebende Geist der mohammedanischen Denker seiner Zeit doch zumeist in den Fesseln des strammen Scholasticismus lag, und dass die Bildung, weit entfernt das zu sein, was wir heute unter diesem Worte verstehen, zu den grossen Massen in einem solchen Verhältnisse stand, in welchem z. B. die Prachtbauten der Sultane Isfahans, Samarkands und Agras zu den sie umgebenden grössern Massen von ärmlichen Lehmhütten sich befanden; d. h. jene Bildung, in welcher wir Grundsteine unserer europäischen Cultur erblicken, war nur sporadisch, ja sehr sporadisch anzutreffen. Die Ursache hiervon liegt ganz klar auf der Hand. — Schulen und Kirchen, Medresses und Moscheen waren im Mittelalter bei Christen sowol als bei Moslimen eng miteinander verbunden. Der Rechtgläubige und Fromme, der seine irdischen Schätze zum Heile seiner Seele verwerthen wollte, baute Medresses oder Mektebe, damit in denselben Gottes Wort gelehrt und durch Forschungen weiter befördert werde. Wenn nun in diesen oft reich dotirten Collegien aus der grossen Schar der mit Koranexegesen, Dogmatik, islamischem Recht, Grammatik, Rhetorik und Dichtkunst sich befassenden Schüler ein solcher hervortrat, dessen Forschersinn auf den einen oder andern Zweig der exacten Wissenschaften fiel, so sind solche nur als äusserst seltene Ausnah-

men anzuführen; Ausnahmen, denen ihre Zeitgenossen noch lange nicht jenes Lob und jene Beachtung schenkten, die ihnen von den christlichen Fachgenossen der Neuzeit gezollt wird. Man muss in den biographischen Wörterbüchern eines Ibn Challikan Taschköprüzade und Kiatib Tschelebi lange umherblättern, bis man auf einen Naturforscher oder Mathematiker stösst. Die Pflege dieser Wissenschaften stand nicht so sehr mit den Satzungen des Islams als mit dem vorherrschenden Zeitgeiste im Widerspruche, und hätte man mit Astronomie nicht zugleich astrologische Zwecke verbunden, so wären selbst die Forschungen auf dem Gebiete dieses Wissens der Nachwelt nicht zugute gekommen. Unter Wissenschaft haben die Befolger des Islams von jeher, ebenso wie heute, vorzugsweise nur Theologie und Theosophie, nur Grammatik, Logik und die schönen Redekünste verstanden. Nur die Koryphäen auf diesem Felde des Forschens haben sich der ungetheilten Achtung der Zeitgenossen erfreut, nur ihren Namen hat man vorzugsweise der Ueberlieferung auf die Nachwelt würdig gefunden. Diejenigen, welche von dem ausgetretenen Ochsenpfade göttlicher Wissenschaften auf den Weg der Naturforschung einlenkten, waren gewiss und sind noch heute als sonderbare Käuze angesehen, deren aussergewöhnliche Wissenslust nur dann mit Nachsicht behandelt wurde, wenn die exacten Wissenschaften als bescheidene Nebenbeschäftigung neben dem Hauptfache des göttlichen Wissens figurirten. Eine andere Geistesrichtung wäre auch schon deshalb vom Grunde aus zu verdammen gewesen, weil der Koran als die Quintessenz und Encyklopädie aller Wissenschaften dargestellt wird, ebenso wie es die Bibel im Glaubenszeitalter der Christen war.

Wie weit Wissen und Glauben Hand in Hand gehen, eigentlich nicht gehen können, das hat uns die Neuzeit zur Genüge bewiesen. Es ist eben aus diesem Grunde,

dass ich in der Verherrlichung, welche wir der vergangenen Cultur des Islams zollen, ein bedeutendes Quantum von Ueberschätzung finde. Die Ursache dieser Täuschung mag in erster Reihe in dem schwarzen Hintergrunde, den das Christenthum in dem Culturbilde der damaligen Welt bildet, gelegen sein, welcher uns die islamische Bildung in so hellem Lichte erscheinen lässt. Denn wenn wir das geistige Leben Bagdads, Siciliens, Cordovas und Toledos mit dem Treiben unserer damaligen europäischen Hauptstädte vergleichen, werden wir natürlich für die christliche Welt ebenso viel Spott und Verachtung hegen, als wir im Gegentheil für die mohammedanische uns begeistern werden. Zweitens pflegt alles, was durch Zeit und Raum uns fern gerückt worden ist, von einem gewissen Heiligenschimmer umgeben zu sein. Praktische Kenner der mohammedanischen Welt haben von der Culturfähigkeit des Islams immer anders geurtheilt als theoretische Beschauer, und wäre einem Gibbon z. B. das Christenthum nicht so verhasst gewesen, so wäre der Strahlenkranz seiner Glorification des arabischen Propheten gewiss dünner ausgefallen. — Wir begehen ferner einen nicht unbedeutenden Fehler, indem wir von den Eigenheiten der arabischen Cultur in Spanien auf das gesammte Bild der arabischen, vielleicht richtiger gesagt: der mohammedanischen Wissenschaft folgern. Was uns die Geschichtschreiber El Makari, El Bekri, Ibn Chaldun, und nach diesen die so geist- und werthvollen Arbeiten eines Dozy und von Schack von dem Flor der maurischen Cultur erzählen; die Beschreibung der Prachtbauten, als: der grossen Moschee von Cordova, der Zauberstädte Ez Zehra, der Alhambra, des Generalife und anderer, ist so überraschend, so blendend grossartig, dass wir uns in der That vergebens nach ähnlichen Monumenten mohammedanischen Kunstsinnes in Asien umsehen. Wenn Schack

im zweiten Bande seiner „Poesie und Kunst der Araber in Spanien und Sicilien“ mittheilt: „Bei ihrem ersten Einfalle in Spanien hatten die Mohammedaner zahlreiche glänzende Gebäude der Römer und Westgothen vorgefunden, und ihre Geschichtschreiber berichten von den bewunderungswürdigen Denkmälern, Brücken, Palästen und Kirchen, deren Anblick die Sieger auf ihrem Eroberungszuge mit Staunen erfüllt habe“ — so hat er wol recht. — Doch haben denn die siegreichen Araber auf dem Culturfelde der Griechen, Römer und Sassaniden in Asien nicht ähnlichen Bauten begegnet, von welchen sie zur Entfaltung einer ähnlichen Weltanschauung hingerissen werden konnten? Dass dies nicht der Fall war, braucht wol kaum erst gesagt zu werden. Die Ueberreste aus dem Blütenzeitalter der islamischen Cultur der Omejjaden in Damascus, der Abbasiden in Bagdad und im östlichen Persien, der Dschengiziden in Azerbaidschan und der Timuriden in Chorasan und Turkestan sind fürwahr so winzig und klein, dass sie mit den Kunstdenkmälern der Mauren in Spanien kaum verglichen werden können. Selbst die heitere Poesie der letztern, als: ihre Liebes-, Kriegs- und Trinklieder, sowie auch ihre Naturlieder, sind in einem Tone geschrieben, welcher von dem tiefdüstern, melancholischen, nur immer von Religion und Nirwana durchwehten Geiste der Mohammedaner Asiens so gewaltig absticht, dass man schon beim ersten Vergleiche auf den Gedanken kommen muss: der Islam habe unter europäischem Klima, inmitten der reizenden Natur Andalusiens, einen ganz andern Charakter angenommen, als er ursprünglich in seiner Wiege, Asien, war. Auch die mohammedanischen Denker aus der Iberischen Halbinsel glänzen in gar wunderlichem Lichte über ihre Fachgenossen im fernen Osten. Ein so durchdringender und erhabener Geist, wie Ibn Chaldun, dessen Werke selbst

dem gediegensten Denker der Neuzeit zur Ehre gereichen würden, findet sich im ganzen Pantheon asiatischer Moslimen nicht vor. Ihre Industrie, ihre Kunst, ihr ritterlicher Sinn unterscheiden sich so wesentlich von der Auffassung, dem Geistesvermögen und der Geistesrichtung der Asiaten, dass wir leicht zur Annahme versucht sind: der Islam habe sich unter dem westlichen Himmel ebenso wie das Christenthum eine ganz andere Bahn gebrochen, und daher der Massstab der maurischen Cultur auf die Bildung des ganzen Mohammedanismus nicht anzuwenden sei. Uebrigens regte sich ja schon zu seiner Zeit der grosse Streit um geistige Superiorität zwischen den zwei Hauptabtheilungen der Islamswelt, nämlich zwischen den Magribin (Westländer) und Maschrikin (Morgenländer). Ein Streit, an welchem ein Averroes und Ibn Chaldun sich betheiligten, und in welchem es so ziemlich festgestellt wurde, dass die Maschrikin nur in der Poesie und Rhetorik, nur in der Pflege der Sprache sich auszeichneten, während sie in den sonstigen Zweigen der Wissenschaft, in der Kunst und in den socialen Institutionen von den Magribins überstrahlt werden. So wie der Islam als Glaube nur eine bunte Mosaik früherer Religionen darstellt, in dem wie der geistreiche Gelehrte A. von Kremer in seinem Buche: „Culturgeschichtliche Streifzüge auf dem Gebiete des Islams“, so treffend bemerkt: „Das Christenthum hatte den Ascetismus und die Dogmatik begründet, der Manichäismus zur Freigeisterei geführt, während aus dem Judenthume nebst anderm die Messiasidee überging“, ebenso kann man auch die islamische Cultur als Agglomerat der Bildung jener Völker bezeichnen, welche die Araber in so erstaunend kurzer Zeit ihrer Herrschaft unterworfen hatten. In der staatlichen und gesellschaftlichen Organisation des östlichen Islams war der Einfluss der alten Parsicultur vorherrschend, ein Einfluss, gegen

welchen die ersten Chalifen sich vergebens wehrten, und den der perserfreundliche Meemun ohne weiteres zur Herrschaft brachte. In der westlichen Islamswelt finden wir so viele unverkennbare Spuren der byzantinischen Bildung; denn Kostantinie (Konstantinopel), schon von dem Propheten als Juwel der Städte, als Schatz der Kunst bezeichnet, wurde von seinen Nachfolgern, trotz des schwarzen Unglaubens der Westländer, gar häufig zum Musterbild genommen. Aehnlicher Natur sind unsere Wahrnehmungen im ganzen Norden Afrikas, in Sicilien und, wie erwähnt, auch in Spanien; und es wäre sehr schwer, einen selbständig nationalen Charakter im Geiste der mohammedanischen Cultur zu entdecken, wenn nicht etwa das Gewand, in welches sie gehüllt war, die arabische Sprache nämlich, die wie wir übrigens sehen werden, vielmehr zum Nachtheile als zum Vortheile gereichte. Solange nun diese aus verschiedenen ethnischen Bestandtheilen zusammengesetzte Moslimwelt durch das Feuer einer unverfälschten Begeisterung einerseits, durch die Zerworfenheit und crasse Ignoranz ihrer Gegner andererseits in den drei Welttheilen am Zenith ihrer Macht sich erhalten konnte, d. h. solange die Mohammedaner des materiellen Wohlstandes sich erfreuten und über die Schätze dreier Welttheile verfügten, — da hatten die Culturbestrebungen bei ihnen warme Theilnahme gefunden. Private hatten Schulen, Collegien und Bibliotheken gegründet, die vornehme Welt fand an Kunst und Gelehrsamkeit Wohlgefallen, und die Fürsten hatten Gelehrte und Künstler in wahrhaft fabelhafter Weise belohnt. — Doch hat der Satz, dass Bildung und Wohlstand gepaart miteinander gehen, auch in Asien schon früh seine Bestätigung finden müssen. So finden wir in den verschiedenen Gegenden des damaligen islamischen Staatencomplexes, dass die geschwächte Autorität, die Anarchie und

der Bürgerkrieg nicht nur zum materiellen, sondern auch zum geistigen Sinken führte. Im Centrum, im Sitze des Chalifats nämlich, hatten türkische Prätorianer, noch mehr aber die Unfähigkeit der Chalifen selbst, die Fackel des Lichtes in den Staub gedrückt. Solange die Machtstimme von den Ufern des Tigris bis zum äussersten Osten und Westen in kräftigem Nachhalle ertönte, und das Gebäude des Glaubens nicht der morschen Säulen des blinden Fanatismus bedürftig war, da konnte der Geist in freiem Schwunge selbst in die entferntesten Regionen der Cultur und Kunst dringen. Als aber das Chalifat von dem auf Absolutismus sich stützenden Sultanat, und der freie Glaube von der an bornirten Bigotismus sich anlehnenden Orthodoxie abgelöst wurde, trat selbstverständlich das Gegentheil ein, und die Stelle der freien Wissenschaft nahmen nun Koranexegesis, dogmatische Grübeleien und kleinliche Literaturversuche ein. Von ungefähr ähnlicher Beschaffenheit sind die selbst noch in den spätern Jahrhunderten aufflackernden Lichter der mohammedanischen Cultur. Wir begegnen diesem Verhältnisse in der Glanzperiode der Seldschukiden, Dschengiziden und Timuriden. Die Regierung eines Alp Arslan und Melik Schah, eines Sultan Gazan und Chudabende und schliesslich eines Scharuch Mirza und Ulug Beg sind alle ebenso viele sprechende Beweise für die Gültigkeit des früher angeführten Satzes. Aus allem diesen erhellt der Umstand, dass der Islam in der Zeit seines Wohlergehens ebenso viele Freidenker und Gelehrte nach unsern heutigen Begriffen aufzuweisen hatte, als er hinwieder in seinem Schwächezustande nur geisttödtenden, theologischen Zänkereien sich hingab.

Wenn wir die eigentlichen Ursachen des Verfalls der mohammedanischen Bildung in den damaligen politischen Umwälzungen, den unaufhaltsam von Ost gegen Westen

verheerend und verwüstend vordringenden turko-tatarischen Völkerströmen suchen und finden, — darf aber auch anderseitig nicht vergessen werden, dass diese Cultur schon den Keim ihres Unterganges in sich bergend das Licht der Welt erblickt hatte. Es ist dies jener despotische Einfluss, den das mit dem Religionswesen eingeführte Arabische auf die Sprache der Türken und Perser, also auf die zwei Hauptelemente der islamischen Welt, ausübte. Solange Damascus, Bagdad und Cordova die Hauptsitze arabischer Schöngeisterei bildeten, das Centrum des Lichtmeeres waren, dessen Strahlen weit und breit hindrangen, so lange haben die Dichter und Gelehrten nicht arabischer Nationalität entweder ganz arabisch geschrieben, oder in ihre Muttersprache ein solches Uebermass arabischer Worte und Redensarten aufgenommen, sodass ihre Geistesproducte den eigenen Landsleuten alles, nur nicht zugänglich wurden; ja es ist höchst charakteristisch, dass die vorzüglichsten Grammatiker und Lexikographen der arabischen Sprache häufig einer fremden, zumeist der persischen Nationalität angehörten, obwol man eben in Iran zuerst sich bemüht hatte, vom fremden Joche arabischen Spracheinflusses sich zu befreien. — An eine Nationalliteratur, an eine Aufklärung der Masse war damals ebenso wenig zu denken als bei uns im Mittelalter, wo noch alles lateinisch schrieb. Denn als die Machthaber arabischer Zunge vom Throne stürzten, als das Band der Einheit zerriss, da fehlte es an Ermunterern und Belohnern, und gebrach es auch an Fortsetzern der begonnenen Arbeit. Und wäre übrigens selbst auch dieses nicht der Fall gewesen, so hätte die Ueberschwenglichkeit der Ausdrücke, der bombastische Wortschwall viel dazu beigetragen, den Inhalt einer sogenannten Nationalliteratur, die mit Fetzen und Flittergold reich behangen war, dem allgemeinen Verständnisse zuzuführen. Die Gelehrten und Dichter der

sinkenden islamischen Cultur haben stets eine den Massen zugängliche Sprache, ebenso wie die Nachteule das Tageslicht, gemieden, und bis auf den heutigen Tag noch finden sie nur jene Rede ergötzlich schön, wo der Leser „im Meer des Wortschwalles tief hinabtaucht, zwischen den Klippen und Untiefen der Gleichnisse umhersuchen muss, bis er die Perle des Sinnes mit unsaglicher Mühe sich herausholen kann". Denn einer verständlichen Schreibart sich bedienen, heisst nach ihrer Ansicht so viel, als Kleinode auf offener Strasse hinstreuen, die als leichter Fund folglich auch werthlos bleiben müssen. — Dass die Erzeugnisse des Geistes, welche in solcher Hülle in die Welt geschickt wurden, nicht Gemeingut werden konnten, wird wol von selbst ersichtlich sein. Es ist falsch, wenn wir annehmen, dass nur Ueberschwenglichkeit in Gedanken und Wort, als ein speciell orientalisches Gewächs, auf die grossen Massen im Orient einen besondern Einfluss auszuüben im Stande wäre. Es hat sich jederzeit das Gegentheil bewährt. Denn während Bücher ethnischen Inhalts, als z. B. Saadi's „Rosengarten", der schmucken Einfachheit halber schon seit Jahrhunderten her in der ganzen islamischen Welt in erstaunlicher Weise populärisirt sind, haben andere Werke hochtrabenden Stiles und voll meisterhafter Metaphern, wie z. B. das „Humajun-nameh", nur in einem sehr beschränkten Kreise die gebührende Achtung gefunden. Nur die grelle Farbenpracht, nur die grössere Anziehungskraft der Form, nicht aber die vorsätzliche Verhüllung des geistigen Inhaltes, hat dem Volke in Asien von jeher am meisten zugesagt. So wie das Kindesalter im allgemeinen an bunten Märchen, an hellstrahlenden Farbenspielen, ja an allem Aussergewöhnlichen und Uebernatürlichen ein Gefallen findet, ebenso ergötzt sich eine ganze Gesellschaft im Kindesalter der Cultur an ähnlichem Tand, und krankt ebenso lange an den hieraus fol-

genden Uebeln, bis das Schicksal es ihr vergönnt hat, ins Stadium des reifern Alters und der gesunden Denkungsweise zu treten. Nun ist aber die Gesellschaft im islamischen Asien, eben weil Bildung nie zum Gemeingut werden konnte, immer im Kindesalter geblieben, denn das Gaukelspiel der blendenden Rede ist an und für sich nur Beweis der Unzulänglichkeit des Geistes.

Ferner darf man bei den Hauptursachen, welche den Verfall der islamischen Cultur herbeiführten, auch nicht jene ethnische Constellation ausser Acht lassen, vermöge welcher beinahe auf der ganzen Grenzlinie gegen Westen nur kriegerische, den Culturbestrebungen nie besonders holde, durch verknöcherten Fanatismus von der Bahn der freien Forschung stets fern gehaltene Türken jenes Medium bildeten, mit welchem der Verkehr mit dem Abendlande aufrecht gehalten werden sollte. Im Westen nämlich hatte eben zu jener Zeit, als die islamische Cultur in Asien mit Riesenschritten ihrem Untergange nahte, das Zeitalter des Glaubens dem Zeitalter des Denkens das Feld geräumt. Man konnte fast sagen, dass in dem Masse, in welchem wir vorwärts schritten, die Mohammedaner immer Rückschritte machten, und die Typographie, die Reformation, die immer wachsende Macht des Bürgerstandes hatten bei uns eine neue glückliche Aera geschaffen, während in Asien auf dem Gebiete der Kunst, Wissenschaft und der Industrie alles der Auflösung entgegeneilte. Und ist es unter diesen Umständen nicht fraglich, welche Wendung etwa die Dinge genommen hätten, wenn an der Stelle der Ottomanen die geistreichen Iranier mit Europa in unmittelbaren Verkehr getreten wären? Während erstere nur immer mit dem Schwerte ihre Religionspflicht erfüllen wollten, haben letztere sich zumeist in Kämpfen auf dem geistigen Gebiete hervorgethan; und wäre es gleich nicht anzunehmen, dass persische Machthaber in

Anatolien oder Konstantinopel mit dem christlichen Abendlande eine besondere Entente cordiale unterhielten, — eine so scharfe Abgrenzung, ein so mächtiger Wall zwischen beiden Welten wäre nie und nimmer entstanden. Diese meine Annahme mag wol vielen paradox erscheinen, doch wer würde von einem Volke anders denken, dessen Fürst, als Uzun Hassan, trotzdem er selbst Türke war, schon vor mehr denn 400 Jahren mit Venedig, Ungarn und Polen sich gegen seinen mohammedanischen Nachbar und Stammesgenossen verbinden wollte? Von einem Volke, das schon früh für die Errungenschaft eines geistigen Lebens sich in solchen Massen begeistern konnte, wie kein zweites im Verbande des Islams, und das zu allen Zeiten und unter allen Umständen als Träger der Kunst, der Industrie und des Handels sich hervorthat?

Es ist in der That gar nicht zu verwundern, wenn nach dem Untergange des arabischen Machteinflusses die Glanzperiode der islamischen Cultur zu erbleichen anfing und in der stockfinstern Nacht der Verwüstung nur einzelne schwache Funken auftauchen konnten, Funken, die der frühern Leuchte entnommen, weder Licht noch Wärme zu verbreiten im Stande waren. Es ist schon mehr denn fünf Jahrhunderte, dass die islamische Bildung diesen Schlaf des Todes schlummert, unbekümmert und ungestört von dem Brausen der Wogen, das der starkbewegte Geist des Abendlandes gegen seine Grenzen ausschickt. Unbekümmert und ungestört sage ich, doch nicht unbewusst der mächtigen Umwälzungen, durch welche der christliche Westen aus den Banden der Alten Welt sich befreiend, zum neuen Leben erwachte. Die Mohammedaner haben nämlich schon frühe, ja ich möchte sagen: sehr frühe von den Geistesregungen Europas einzelne Nachrichten, wenngleich nur in der Form schwacher Andeutungen erhalten. Es waren dies Beweise der europäischen Industrie und

des Kunstsinnes, durch welche ihre Aufmerksamkeit auf Europa gelenkt wurde. Die Anerkennung und die Pflege, welche die Werke griechischer Philosophen an den Höfen der Chalifen gefunden haben, will ich nur als ein Nebenmoment erwähnen; denn die Begriffe von Junan oder Rum, wie die Araber Griechenland und Byzanz nannten, waren grundverschieden von den spätern Auffassungen der Worte: Frengi und Frengistan. Der Würdigung frengischer Kunst und Industrie begegnen wir zuerst an den Höfen der Dschengiziden, es sei dies in der Mongolei oder in ihren Residenzen in Persien und an der Wolga. Schon damals waren Tuchwaaren und Luxusgegenstände Venedigs gesucht, und die wenigen Europäer, welche damals in den fernen Osten sich wagten, wurden als geschickte Handwerker, ja bisweilen als übernatürliche Künstler angesehen. Zwei Jahrhunderte später, unter Timur nämlich, treten diese Begriffe in noch schärfern Reliefs hervor; denn der lahme Welterschütterer aus der „Grünen Stadt", der mit Heinrich III. von Castilien ein freundschaftliches Verhältniss unterhielt, sagte bei der Audienz, die er den Gesandten des letztern in Samarkand ertheilte: „Diese Franken sind wahrlich ein grosses Volk, und ich will auch meinem Sohne, dem Könige von Spanien, meinen Segen schicken." Ein halbes Jahrhundert später vernehmen wir ähnliche Aeusserungen aus dem Munde des Gründers der Sefidynastie. Caterino Zeno, Ambrogio Contarino und Giosafat Barbaro überlieferten Grüsse ähnlichen Inhaltes an die Dogen und den Senat der Republik von Venedig; und dass die kostbaren und kunstreichen Geschenke, welche sie nach Isfahan brachten, mit der damaligen sehr bedeutenden Industrie Persiens glücklich concurrirte, das beweist eben die Gunst, in die die christlichen Gesandten mittels dieser Geschenke bei den Hofdamen und Fürstinnen, ja in allen vornehmen Kreisen sich zu setzen im Stande waren. Es muss jeden-

falls ein Grund vorhanden gewesen sein, dass das Sprichwort: „Schätze sind in Indien, Macht bei den Türken und Verstand bei den Franken zu finden", entstanden ist und schon sehr früh landläufig war. So sprach und dachte man im islamischen Osten noch zur Zeit, als Europa nur die Morgenröthe seiner jetzigen Aera sah, als die Apostel der Neuzeit sich nur selten nach Asien wagten, und selbst dort auch nur mit grosser Schüchternheit auftraten. Und dennoch hatte schon vor mehr denn 200 Jahren Humajun, der geistreiche Timuride, es der Mühe werth gefunden, über die Nachrichten, welche ihm aus Europa zukamen, nachzudenken, und Abbas der Grosse in Persien begünstigte europäische Kaufleute nur deshalb, um mit dem ihm wunderbar dünkenden Frengistan in nähere Berührung treten zu können. Die mohammedanischen Fürsten Asiens, die über das Niveau der Alltäglichkeit sich erhoben hatten, haben insgesammt dem von Westen her aufgehenden Lichte viel mehr Aufmerksamkeit zugewendet, als wir im allgemeinen anzunehmen pflegen. Man riss sich gewaltsam von der Lethargie asiatischer Denkungsweise auf, rieb sich die Augen, wollte sehen, sah auch, — doch durfte und wagte man auch nicht dem Blicke freien Lauf zu lassen, weil die grosse Masse, in den verknöcherten Conservatismus asiatischer Weltanschauung versunken, an die Scholle des Althergebrachten zu fest gebunden, durch die stramme Lehre des Islams von der Erkenntniss der Wahrheit abgeschlossen, nur durch Zwang auf die Bahn der Neuerungen zu bringen gewesen wäre.

Ja, nur durch Zwang hat man dem Westen sowol als dem Osten Asiens die Ueberzeugung beibringen können, dass das jugendliche Europa im Besitze solcher staatlichen und gesellschaftlichen Institutionen sei, wie sie der Würde und dem Rechte der Menschheit mehr angemessen, dem wahren Fortschritte und der Cultur viel

gedeihlicher seien, als all die Jahrtausende alten Begriffe und Principien, auf welchen die Dinge in Asien basiren. Dieser Zwang, diese gewaltsame Belehrung konnte natürlich erst dann ihren Antritt feiern, nachdem Europa in sich selbst gekräftigt, Mittel genug besass, um über seine engen Grenzen hinaus sich geistig und materiell auszudehnen; als der mächtige Feind, Entfernung genannt, durch die neuesten Erfindungen der Wissenschaft besiegt war, und als man schliesslich zur Ueberzeugung gelangte, dass die Scheidemauer der Religionen und Nationalitäten kein Hemmniss bietet, um die reinen Lehren der Humanität und einer gesunden Weltansschauung selbst in die weiteste Ferne zu tragen. Dass die ersten englischen Handelsfactoreien in Indien, dass russische Expansionsgelüste an der Wolga, am Kaukasus und am Oxus und viele andere Bewegungen nicht von solch reinem Sinne und edelm Geiste geleitet worden seien, will ich wol zugeben; doch hat jeder Schritt Europas in Asien, bewusst oder unbewusst, den Samen seiner bessern Zukunft hingestreut. Es war ein gewaltsames, aber im Grunde dennoch wohlthuendes Auftreten. In Indien brach die Herrschaft der Grossmogulen zusammen. Persien wurde durch die vom Kaukasus her drohenden Bajonnete zur Besinnung gebracht, und die Türkei, dieser altersschwache mähnenlose Leu, wurde von den etwas unsanften Rippenstössen seiner Nachbarn auf die Schulbank gebracht. Ueberall war „Lernen“ das Losungwort. Ueberall hiess es, radicale Neuerungen unternehmen und sich dem Geiste Europas anschmiegen. „Gezwungene Liebe thut nicht gut“, sagt ein altes Sprichwort, dass aufgedrungene Lehre noch weniger frommt, trotzdem sie als erster Schritt zum Anfang unumgänglich nöthig ist, das werden uns die nächsten Abschnitte zeigen.

V.

Die Neuerungen.

Es war ein unglücklicher Zufall für die Völker des Ostens, dass sie den ersten Schritt der Neuerung auf dem Felde des Heerwesens und der Waffenkunst thaten. Rohen Völkern hat von jeher nur rohe Gewalt und Uebermacht imponirt. Ausserdem hat das militärische Spiel und der Farbenreichthum der europäischen Uniformen dem kindischen Gemüthe der orientalischen Reformatoren nicht wenig zugesagt, und da man sich einredete, mitunter auch zur Ueberzeugung gelangte, dass diese schmuck aussehenden, in Reihe und Glied marschirenden, auf ein Commandowort sich bewegenden Truppenmassen den einheimischen, wenngleich noch so sehr begeisterten Haufen überlegen waren; und schliesslich dass strenge Zucht und Subordination des regulären Heeres dem Fürsten viel dienlicher sei, als das launenhafte Betragen der durch Koransworte und Beutelust nur locker gebundenen Miliz — so gab man sich gern der Hoffnung hin, durch Feindesrath und Feindesbeispiel dem Feinde am meisten schaden zu können. Wie rosenroth, wie verlockend schön muss nicht das Zukunftsbild gewesen sein, welches sich der strebsame Sultan Mahmud II. malte, als er mit seinem Bruder durch das stark vergitterte Fenster auf die dunkeln Fluten des

Bosporus hinstarrend in Träumereien von der Befestigung seiner Herrschaft, von der Vernichtung der halsstarrigen Derebeys, besonders aber von der süssen Rache an den Moskow-Giaurs sich einliess! Ein grässliches Blutbad verlieh die Farbe zur Morgenröthe des neuen türkischen Kriegswesens. Der Janitscharenherd wurde umgerissen, der heilige Kessel, dem auf öffentlichen Umzügen Menschen sowol als Thiere ehrerbietig begegnen mussten, lag in Scherben, und unter dem altersgeheiligten Tug (der mit dem Halbmond bekränzte Rossschweif), unter welchem die Enkel Seldschuk's das Türkenvolk aus der innerasiatischen Steppe an die Gestade des Mittelländischen Meeres führten. unter diesen Fahnen reihten sich solche Gazis, die von ungläubigen Instructeurs militaires aus Frankreich und Preussen in jene Waffengriffe eingeschult, in jene Kunst eingeübt wurden, durch welche der mohammedanische Soldat der Erfüllung seiner frommsten Pflicht, nämlich die Vernichtung aller Ungläubigen, um so erfolgreicher obliegen sollte. Also in Rath und That hat Europa seinem alten Erzfeinde, dem Islam, beigestanden! Als ganz neu kann die Idee: von Europa in der Kriegskunst Unterricht zu nehmen, keinesfalls genannt werden. Durch die Erfindung des Schiesspulvers sind die Frengis in den Augen der Moslimen als Besitzer der teuflischen Kunst des Mordens berühmt geworden, und man hat auch von jeher zur Bedienung der Artillerie Europäern den Vorzug gegeben. Dies that Mohammed II. bei der Eroberung Konstantinopels. Unter Uzun Hasan, Schah Ismail, Nadir und Ekber Schah in Indien dienten Europäer und Griechen als Kanoniere, und nur zur gänzlichen Umgestaltung des Heer- und Kriegswesens hat die Türkei erst unter Mahmud II. die Initiative ergriffen. Doch was ist durch alles dieses bezweckt worden, welchen Nutzen hat die mit grauenvollen Scenen ins Leben gerufene Institution für die Türkei

selbst gebracht? Tapferkeit und Ausdauer, durch was zu allen Zeiten ein gutgeführtes türkisches Armeecorps sich auszeichnete, ist auch heute noch vorhanden; ich gebe gern zu, dass der Esprit de corps und Achtung vor dem commandirenden Offizier heute bedeutend grösser sei als vor einem Jahrhundert; doch vom belebenden Geiste eines regulären Heeres, nämlich vom Geniecorps, von gutgebildeten wohlunterrichteten Offizieren hat die Regierung am Bosporus, trotz all der kostspieligen militärischen Collegien, trotz all der theuern Rathschläge ihrer europäischen Freunde, nur blutwenig aufzuweisen, und während der Regierung dreier Sultane war es nur ein einziger Offizier, und auch dieser war Renegat, der, was strategische Befähigung anbelangt, seinen europäischen Rangesgenossen sich anreiht. Aus den wuchtigen Protokollheften des Daresch-Schura (höchsten Kriegsrathes), wo in mehrern Unterabtheilungen über 50 höhere Offiziere gleichwie in einer Versorgungsanstalt vegetiren, lässt sich keine den Zeiterfordernissen entsprechende Armee schaffen, ebenso wenig ist dies durch blinde Nachäffung in Uniformen, Tressen und Gallons möglich, denn leider ist es zur Genüge bewiesen, dass die Vollkommenheit im Morden, Schlachten und Verwüsten, d. h. in der sogenannten Kriegskunst, mit dem Höhengrade der Cultur und Wissenschaft Hand in Hand geht, und da die Türkei, was letzteres betrifft, nur noch auf der Anfangsstufe steht, so können ihre Anstrengungen auf dem Gebiete der Armeereformen noch lange nicht die gewünschten Früchte tragen.

Persien hatte in ähnlicher Weise mit der europäischen Kriegskunst seine erste Lection in der europäischen Civilisation genommen. Obwol entfernter von dem Bereiche des westlichen Einflusses, hat dieses Land doch verhältnissmässig viel früher mit unsern Marskindern Bekanntschaft gemacht. Der Mann unsers Jahrhunderts, der in seinen gigan-

tischen Planen von den Pyramiden zum Hindukusch, von der Wolga zum Indus mit einer Leichtigkeit sich bewegte, die keinesfalls mit unsern damaligen Kenntnissen asiatischer Länder und Völker im Einklang stand, wollte bekanntermassen durch Iran und mit Hülfe Irans dem britischen Leoparden an den Ufern des Ganges eine gefährliche Wunde beibringen. Feth Ali Schah, der damalige Regent, ein Mann von hochtrabenden romantischen Ansichten, der sich ein Iskender sani (Alexander der Grosse in erneuerter Auflage), jedenfalls aber ein Napliun des Ostens dünkte, trotzdem er in allen vier Weltgegenden seines Reiches tüchtig durchgeprügelt wurde — gab sich gern den Napoleonischen Machinationen hin, und empfing den General Gardanne sammt 70 französischen Offizieren, die nun seine Armee reformiren sollten, aufs allerfreundlichste. In Iran hält man jeden Soldaten für einen grossen Helden; in den Augen Feth Ali Schah's waren es lauter Rusteme, und es ist wohl zu begreifen, dass der stolze und eitle Monarch seinen schönen Bart, der für den längsten im Reiche galt, sich mit Wohlbehagen strich, als das erste persische Bataillon in Reihe und Glied vor ihm vorbeidefilirte. Infolge politischer Constellationen hatte die persische Armee gar bald ihre Lehrer gewechselt. In der Türkei waren die Instructeurs militaires zumeist Preussen und Franzosen; in Persien, im Lande der Spitzfindigkeit, hatte man mit mehrern europäischen Nationen den Versuch gemacht. Franzosen machten den eigentlichen Anfang. Auf diesen folgten die Engländer mit einigen tüchtigen Offizieren, als Colonel Shea, Lieutenant Lindsay, Kapitän Christie, Sheil und andern, deren Thätigkeit im letzten russisch-persischen Kriege sich genügende Achtung schuf, eine Thätigkeit, deren Spuren jedoch bald mit dem Abzuge des englischen Einflusses zu Grunde gingen. Nach den Engländern kam an die Oesterreicher die Reihe. Nasreddin Schah, dem

das Bild einer in geschlossener Reihe einhermarschirenden Escadron gefallen haben muss, denn Cavalerieparaden hatte er nie beigewohnt, wollte den malerisch aussehenden Reiterscharen der Kurden, Papak und Terekme eine europäische Form verleihen, und hatte zu diesem Behufe der ungarischen Husarenoffiziere Grafen Karacsay und Oberlieutenant Nemiro sich bedient. Doch was hätten die Erben der parthischen Reiterkunst, denn der heutige Perser ist äusserst geschickt im Sattel, von den an einer strammen, bleifesten Haltung gewöhnten Franken lernen sollen? Das Experiment hatte hier ebenso wenig Erfolg wie bei der Artillerie, auf welche Hadschi Mirza Agasi, der launenhafte Vezir Mehemed Schah's, ungeheueres Geld verwendete. Und es ist fürwahr zu bewundern, dass man aus den Täuschungen noch nicht erwacht, mit der Idee der sogenannten Heeresreform ununterbrochen fortfährt und in der Neuzeit mit italienischen Offizieren das Werk der Umgestaltung betreibt. Dass Gebrechen und Hindernisse, weit grösser als die von den türkischen Culturzuständen ausfliessenden, hier im Wege stehen, braucht wol kaum gesagt zu werden. Es ist nur auffallend, dass die persischen Reformatoren es nicht wahrnehmen, dass die Armee des Schah nicht nur mit den Russen im Norden und den Engländern im Süden sich nicht messen konnte, sondern dass sie selbst den nomadischen Nachbarvölkern und den einheimischen Rebellen nicht gewachsen war. Die Vortheile einer irregulären Truppe waren eingebüsst, ohne sich die Vortheile einer regulären Armee angeeignet zu haben, und trotz des bedeutenden Kostenaufwandes ist der waffenführende Theil der heutigen iranischen Bevölkerung wenig geeignet, Ruhe und Ordnung aufrecht zu halten, geschweige das Land nach aussen zu vertheidigen wie in frühern Zeiten. Es musste nothgedrungen eine förmliche Auflösung der Streitkraft eintreten, die

sich am besten bekundet, wenn man den ans Possirliche grenzenden Aufmarsch der sogenannten Serbaze (reguläre persische Infanterie) ansieht. Der Wortbedeutung nach — Leute, die mit dem Kopf spielen, — hat die persische Linie auch keinen Funken des martialischen Wesens an sich. Das Alter ist in allen seinen Stufen repräsentirt, denn oft dienen Vater, Sohn und Enkel in einem und demselben Regiment. Die Uniform ist das Lächerlichste von allem. Am meisten besteht sie blos aus Riemzeug und Patronentasche, welche der ungewaschene und ungeschorene Perser um seinen schmuzigen blaueinwandenen Kittel wirft. Der Beschuhung, der plumpen, landesüblichen, so auch der Kopfbedeckung, und dem verlumpten Vagabunden ähnlichen Ausschen entspricht auch ganz der militärische Geist, der sie beseelt. Soldaten sind sie dem Namen nach, doch hat vom gemeinen Soldaten bis zum Oberlieutenant ein jeder einen andern Lebensberuf.

Die Helden der königlich persischen Linie sind daher selbst in officio Schneider, Schuster, Riemer, Tischler, Maurer, Gewürz-, Frucht- und Obsthändler. Dabei ist man noch so scrupulös, in der Werkstatt, auf dem Gerüst, vor dem Haufen Kohlrüben auf dem Markte das eine oder andere Stück des schmierigen Riemzeuges umzuhängen, um den martialischen Charakter keinesfalls zu beeinträchtigen. Wie sonderbar ist es mir nicht vorgekommen, wenn ich die Schildwache vor dem Hause irgendeines persischen Offiziers Wassermelonen verkaufen sah, und wie oft ereignet es sich nicht, dass der gute Mann eben, während er seine Waare der Kundschaft himmelhoch anrühmt, um den vorbeigehenden Superioren zu begrüssen schnell die Melonen niederlegt und das Gewehr präsentirt. Man denke noch hierzu die gewissenlose Behandlung, welche der sogenannten regulären persischen Armee von seiten ihrer Offiziere zutheil wird, die von dem geringen Sold

noch die Hälfte, ja oft zwei Drittheile entwenden, und man kann sich wol den Geist vergegenwärtigen, welcher eine derartige Truppe beseelt, den Eifer, mit welchem sie für die Sache ihres Herrn einstehen; ja man wird es ganz erklärlich finden, dass die heutige Armee des Schah in Persien, wie wir dies bei Merw sahen, von einer Hand voll kühner Turkomanen überfallen, sammt Kanonen und Genieoffizieren zu Paaren getrieben und in Gefangenschaft geschleppt wurden. Unter solchen Umständen war es mir ganz einleuchtend, wenn der Perser von den alten glücklichen Zeiten, als in Iran der fremde abendländische Geist noch nicht bekannt war, mit hinreissender Lobeserhebung sprach. Damals war seine militärische Kunst den Feinden des Landes vollkommen gewachsen; heute aber ist dieselbe weder der barbarischen Kriegsweise der Nachbarn angemessen, noch ist sie im Vortheile im Vergleich des europäischen Kriegswesens, und Volk und Land hatten unter dieser Anomalie gewaltig zu leiden.

Bei den Afghanen im weiten Osten geht es auch nicht besser. Auch hier hat das Gelüste nach der europäischen Kriegskunst die kriegerischen Gebirgsbewohner so mancher ihrer Vorzüge entkleidet. Der Geist der Neuerung drang theils von Persien her, theils von Rendschit Singh, dem ehemaligen Löwen von Pendschab, wo italienische, französische und englische Abenteurer eine Schule stifteten, noch zur Zeit Dost Mohammed Chan's über den Cheiberpass, und wie lächerlich der erste Anfang mit europäischer Uniform, mit dem Aufmarschiren in Reihe und Glied und dem fremden Commandoworte sich ausgenommen hat, darüber ist uns während des afghanischen Feldzuges so manches Erquickliche mitgetheilt worden. Mehr als 30 Jahre blieb es eben nur bei diesem Anfange, und wenngleich in der Neuzeit während der Regierung Schir Ali Chan's infolge englischer Aufmunterung einige Schritte vorwärts gemacht

wurden, so hat eben der europäische militärische Geist bei den Afghanen nur wenig Anklang gefunden, und Paltans sowol als Rissale, wie sie Infanterie und Cavalerie bezeichnen, haben in keiner Affaire sich ausgezeichnet, ja sie sind immer und überall von der ungeregelten Miliz des alten Stiles überflügelt worden. Und wie sollte dann auch das „Right shoulder forward!“ „Left shoulder forward!“ Wunder wirken bei Leuten, wo locale und sociale Verhältnisse doch eine ganz andere Taktik erheischen, wo Disciplin und Subordination ganz unbekannt sind, und wo der Staat eben in der Lebensfrage der regulären Armee, als in Besoldung und Verproviantirung, sich noch so vieles zu Schulden kommen lässt?

Selbst über den Oxus im Lande altorientalischer Denkungsweise, zum Volke des wilden Religionsfanatismus kam der Geist der Neuerungen zuerst in der Gestalt des mit der Patronentasche einhergehenden soi-disant uniformirten Sohne des Mars! Abdul Samed Chan, ein den persischen Henkern entlaufener Abenteurer, der von den Insructeurs militaires zu Teheran ebenso viel profitirt haben mag, um dem tollen Nasrullah Chan Sand in die Augen streuen zu können, sollte in Bochara, in diesem Hauptneste islamischer Denkungsweise, wo für alles Europäische der tiefste Hass herrscht, eben die europäische Cultur mit der Institution des geregelten Heeres einführen. Was die Frucht seiner Arbeit war, mag dem Leser nur dann einleuchtend werden, wenn ich sage, dass der persische Serbaz seinem tatarischen Waffenbruder gegenüber als vollkommen gedrillter, gut eingeschulter Infanterist ersten Ranges erscheint. Ueber das bauschige, faltenreiche, schlafrockähnliche Oberkleid Mittelasiens war das aus ungegerbtem Leder angefertigte Riemzeug geworfen. An die Stelle des Turbans war eine papierdütenähnliche Mütze aus Pappendeckel gesetzt, und wenn der bocharische Infanterist, mit untergeschlage-

nen Beinen auf der Erde sitzend, das Gewehr nur halbwegs zu präsentiren verstand, da glaubte man schon auf dem Zenith der europäischen Kriegskunst angelangt zu sein. Glückliche orientalische Einbildungskraft! denn mit derartigen regulären Truppen meinte der Emir Mozaffar ed-din unbesiegbar zu sein; wenigstens in diesem Sinne äusserte er sich zu mir selbst.

Ueberall und überall, wo man im mohammedanischen Asien von der Grösse Europas hörte, war man der Ansicht, dass die überwältigende Uebermacht des Abendlandes nur in dem regulären Heerwesen liege. An den Fortschritt auf dem Felde allgemeiner Bildung, an unsere socialen und staatlichen Institutionen wollte man gar nicht denken; es durfte auch nicht gedacht werden, denn wie hätte ein Volk in den Besitz nachahmungswürdiger Cultur gelangen können, das den Koran, diesen Ausbund aller Weisheit, nicht befolgt? So konnten wir ähnliche Wahrnehmungen selbst im fernen Chokand, ja in Ostturkestan, in dieser äussersten Grenze des Islams gegen Osten, machen. Mehemmed Ali Chan, der berühmteste Fürst der Neuzeit im alten Fergana, wollte vom italienischen Uhrmacher Giovanni Orlando und vom englischen Offizier Conolly durch die Principien des europäischen Heerwesens den Talisman seiner zukünftigen Macht erlangen, und der Atalik Gazi von Jarkend hatte vor einigen Jahren, um die Pfeiler seines neuerrichteten Thrones zu kräftigen, in Stambul und Calcutta um englische Offiziere angesucht, von denen er seine Soldaten unterrichten lassen wollte. Wenn wir daher nun einen Blick von den Ufern des Bosporus bis auf die fernen Thalgegenden des Thien-Schan-Gebirges werfen, und das stille Streben so vieler asiatischer Völker ins Auge fassen, wird es uns nicht gleich auffallen müssen, wie ungeschickt und zwecklos es war, das Abendland in einer solchen Institution nachahmen zu wollen, oder

gewollt zu haben, die selbst bei uns zu Hause nur als Resultate anderseitiger Arbeiten ins Leben gerufen werden konnte? Zum ständigen Heerwesen gehören in erster Reihe eine Bewanderung in den neuern Wissenschaften, zweitens eine gewisse Ordnung des staatlichen Lebens und drittens solche physische Eigenschaften des Individuums, die dem Osten bis heute gänzlich unbekannt und vielleicht auch nie zugänglich gemacht werden können. So braucht man zur Besoldung eines Heeres geregelte Finanzverhältnisse, von denen das mohammedanische Asien noch heute keine Spur hat; zur Leitung eines Heeres bedarf es eines Geniecorps, welches nur auf die neuesten Errungenschaften der Wissenschaft sich basiren kann, und wenngleich der Asiate im allgemeinen genügsam ist, den Strapazen und Entbehrungen sich leichter unterwirft als der Europäer, so geht ihm dennoch vieles von jener physischen Kraft ab, und es fehlt ihm namentlich jene Standhaftigkeit und Ausdauer, besonders aber das strenge Pflichtgefühl, mittels dessen die Kinder des Abendlandes zu einer einheitlichen Kraft geschmiedet werden können. Die Maharattas im Norden Indiens und einige Regimenter der Osmanlis mögen von der allgemeinen Regel eine Ausnahme machen. Das wird jedoch den Sachbestand nicht ändern, und das reguläre Heerwesen Europas wird noch lange eine Institution bleiben, zu der man vor allem Europäer von Geist und Stoff braucht.

Nur nachdem die Völker des Ostens mit den Anfangsgründen des abendländischen Heerwesens sich einige Zeit herumgespielt hatten, nur dann erst schritt man langsam und gezwungen zu den Reformen der staatlichen Haushaltung. Auch hier machte selbstverständlich die Türkei den Anfang, da an die Stelle des Jenitscheri Agasi ein Kriegsminister treten musste, und die Verwaltung des

Heeres der speciellen Abtheilung des Seriskeriat übergeben wurde; so musste auch nothgedrungen der alte Reïs Efendi dem neuen Chardschije Naziri (Minister der äussern Angelegenheiten) Platz machen. Ein Zweig nach dem andern wurde modellirt, und die Hohe Pforte, welche noch vor einem Jahrhundert aus einigen Würdenträgern mit einer bescheidenen Anzahl von Kiatibs bestand, die ihre Agenda oft im engen Kreise der Wohnung ganz geräuschlos verrichteten, wuchs nun allmählich zu einem völligen Labyrinthe von Bureaux und Bureauchefs, von Comités, Missionen und einer ganzen Anzahl von Medschlis, d. h. Rathsversammlungen, heran. Die Amtslocalitäten nahmen ganze Paläste ein, und die Departements wimmelten von hohen und niedern Beamten, Concipisten und Conceptions-Adjuncten, von Schreibern und Lehrlingen und vielen andern rang- und amtslustigen Jüngern. Im Amedibureau, welches als Vermittler zwischen der Pforte und dem Sultan diente, fanden die Söhne der Reichen und Vornehmen ihren Platz. Im geräumigen Bureau des Ministeriums der äussern Angelegenheiten wurden oft über hundert jener junger Efendisöhne untergebracht, die auf der glanzvollen Laufbahn des Verkehrs mit dem Auslande ihr Glück versuchen wollten, während das nicht minder geräumige Terdschüman Odasi (Bureau de traduction) nebst Türken besonders die Söhne der reichen griechischen und armenischen Bankiers aufnahm. In den hohen und minder hohen Räthen placirte man die bedeutende Zahl derjenigen, die vom activen Amtsberufe in eine halbe Pension versetzt werden sollten; ich sage bedeutende Zahl, denn die Türkei hat während der letzten Decennien die meisten ministeriellen Veränderungen durchgemacht, und der jedesmalige Wechsel des Oberhauptes war bis in die äussersten Glieder fühlbar. Ein ähnliches Verhältniss

herrscht und herrschte von jeher auf dem Ministerium der Finanzangelegenheiten, auf der Admiralität, auf dem Kriegsministerium, ja in allen Zweigen der Verwaltung, und das beamtliche Personal der Türkei, das sich vor hundert Jahren noch auf eine sehr bescheidene Zahl belief, hat heute einen Schematismus, in welchem die Namen mehrerer Tausende vorkommen. Wenn man nun fragen wollte, was diese Reformen bezweckt, und was die Anhäufung eines solchen gewaltigen Trosses von Beamten, deren Versorgung in die Staatskasse so grosse Lücken macht, Erspriessliches erzeugt habe, dann mögen wol in erster Reihe die Dolmetscher unserer europäischen Gesandtschaften in Pera, ja alle diejenigen, die mit der Pforte in amtliche Berührung kommen, am besten antworten. Wenn du, werther Leser, an einem Nachmittage an einen der Pfortenеingänge dich postirst, wird es deinem Blicke nicht entgehen können, dass viele Beamte auf ihrem Heimwege von einem Diener begleitet sind, der in einer Hand das unvermeidliche lange Tabackrohr in einem Tuchsacke trägt, während ihm von der andern Hand ein grosser zumeist seidener Sack (Torba) herabhängt, welcher mit Actenstücken voll ist, die noch der Erledigung harren. Der Efendi, Bey oder der Pascha selbst bewegt mit langsamen Schritten sich vorwärts. Sein Gesicht trägt die Spuren grosser Mattigkeit, und man könnte fast auf den Gedanken kommen, dass dies die Folgen einer anstrengenden Thätigkeit seien. Doch nein, es sind die Spuren von 15 — 20 Pfeifen und vielleicht noch mehr, oder so vieler Schalen Kaffee. Die officiellen Actenstücke in der Torba hat er nur zur Hälfte durchgeblickt. Zu Hause werden sie ihm noch weniger Sorge verursachen; und es ereignet sich oft, ja es ist am meisten der Fall, dass der Diener diesen Seidensack mehrere Tage hindurch vom Hause ins Amt und vom Amte ins Haus schleppt, ohne dass sein Herr die seiner

amtlichen Entscheidung harrenden Actenstücke gelesen, geschweige denn erledigt hätte. Ja die Torbas! Ich weiss Beispiele, wo manche Pièce diplomatique, manch wichtiger Contract mit einer europäischen Handelsgesellschaft und schliesslich mancher Gesetzentwurf infolge der Verschleuderung daheim aus der Schmuzwäsche herausgesucht werden musste. Natürlich, in solchen Fällen wird der rastlose, an abenländische Pünktlichkeit und abendländischen Zeitwerth gewöhnte Europäer ungeduldig, die Dragomane-Secretärs ihrer betreffenden Gesandtschaft rennen sich auf ihren Wegen nach der Pforte die Fersen ab, bisweilen ist einer der letztgenannten Herren von überaus heissem Temperament und bestürmt den Efendi oder Pascha, mit dem er zu thun hat, in einer unhöflichen, und oft auch groben Weise. Doch der Efendi auf seinem weichen Sitze ist der Ausbund der orientalischen Gleichgültigkeit, und während der Europäer vor ihm stehend mit wilden Gesticulationen, mit feuersprühenden Augen, springend, singend und schreiend zur Beschleunigung der Affaire alle mögliche Beredsamkeit ins Werk setzt, macht der Efendi oder Pascha einen tiefen Zug aus der Pfeife, bläst dem erhitzten Gegner einen bläulichen Rauchqualm ins Gesicht, seufzt tief auf, räuspert sich höchstens ein wenig, und alles bleibt wieder beim alten. Der Contract nämlich mit der europäischen Handelsgesellschaft ist nicht erledigt, die wesentlichen diplomatischen Actenstücke bleiben ohne Antwort, und der türkische Gesetzentwurf hat die Phase des Entwurfes nicht verlassen. Wenn daher die ottomanische Beamtenwelt im Verkehr mit den europäischen Gesandtschaften die grösste Geduld bekundet, so fällt es den Organen der letztern auch nicht ein wenig schwer, an dieses Laisser-aller des orientalischen Lebens sich zu gewöhnen, und gegenseitige Reibungen kommen auch der Regel nach nur dort vor, wo die betreffenden Dragomane,

erst jüngst in Konstantinopel angekommen, ihr europäisches Blut noch nicht gänzlich verändert haben.

Doch mein Gott, wie sollte dies auch anders sein? Durch äussere Form, durch Amtsschablone wird der in orientalischer Schule erzogene, von orientalischer Denkungsweise beseelte Türke noch lange nicht zu jenem Mitgliede in der Staatshaushaltung umgewandelt, nach welchem er modellirt worden ist. Auch hier hat die Türkei den gewaltigen Fehler begangen, mit Nichtbeachtung des graduellen Fortschritts, eine europäische Institution bei sich einzubürgern, die auf europäisches Schulwesen und europäische Denkungsweise sich basirt, und als den meist betrübenden Erfolg dieser falschen Operation muss man wahrnehmen, dass der alte Reïs Efendi und der frühere Kiatib Efendi mit den ihnen in Amtspflicht vertrauten Angelegenheiten schneller fertig wurden. Was heute ein Wagen voll Torbas nicht entledigt, zu dem waren damals vier bis fünf Zeilen genug. Es ist wol wahr, in den meisten Fällen wurde die Procedur damals mittels der noch immer genug donnernden Stimme des Machtgebotes verkürzt, daher Stil und Haltung der Documente einen ebenso grellen Contrast zwischen der Form unserer europäischen Actenstücke bildetèn, wie der damalige Efendi mit dem grossen Turban und den ellenweiten Pluderhosen von dem Anzuge unserer Diplomaten abstach; doch ist selbst heute eben nur die Verschiedenheit der äussern Form geschwunden, im Innern, in seinem wahren Wesen, ist der Türke seiner häuslichen und Schulbildung, seiner Weltanschauung und ethnischen Beschaffenheit nach noch in vielen Stücken immer derselbe Türke und Orientale, wie er es vor hundert, ja zweihundert Jahren war. Er konnte auch noch nicht anders werden, denn eine neue Geistesrichtung, eine fremde Weltanschauung lässt sich nicht gleich irgendeinem beliebigen Modeartikel importiren, und europäische Institutionen und Sitten

konnten in Asien, ohne eine früher stattgefundene sorgfältige Vorbereitung des Bodens, auch nicht besser gedeihen.

Auch im benachbarten mohammedanischen Staate, nämlich in Iran, musste den Reformen im Kriegswesen eine gewisse Veränderung in der Civilverwaltung folgen. Der Perser, der auf seine vergangene Cultur weit mehr eingebildet ist, und schon deshalb durch eine mehr conservative Natur sich auszeichnet, hat bisjetzt nur in wenig abendländischen Institutionen den Vorrang abtreten wollen, und was hier in der staatlichen Haushaltung erneuert wurde, erstreckt sich einzig und allein auf die Ernennung eines Sipeh-salars (Kriegsministers), einiger militärischen Chargen nach europäischem Zuschnitte, und auf das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, an dessen Spitze der Weziri Duwel Charidsch, d. h. Vezir der äussern Länder, steht. Richtiger gesprochen, concentrirt dieses ganze Ministerium sich einzig und allein in seiner Person, und sein Verkehr mit dem Auslande erstreckt sich nur auf den Umgang mit den dortigen europäischen Gesandtschaften. Ganz in der Neuzeit soll auch ein Minister für öffentliche Strassen und Bauten ernannt worden sein; doch da die grosse Anzahl der persischen Strassen zumeist aus schmalen Fusssteigen oder ausgetretenen Pfaden der hinziehenden Kamele, Maulthiere und Pferde besteht, so wird er den eigentlichen Rayon seiner Thätigkeit sich erst schaffen müssen. Wenn wir hierzu noch die Zwittergestalten europäisch-asiatischer Institutionen in Tunis und in Aegypten rechnen, in welch letztgenanntem Lande mit der Nachahmung abendländischer Formen besonders viele Undinge getrieben werden, und wo man seit der Zeit Mohammed Ali Pascha's der irregeleiteten öffentlichen Meinung in Europa den meisten Sand in die Augen streut, so hätten wir in kurzer Uebersicht alles das aufgezählt, was die mohammedanischen Staaten zur Modellirung der öffentlichen Aemter

bisjetzt von uns erlangt haben. Von derartigen Formen Früchte zu erwarten, hätte dem Denker und dem gründlichen Kenner ostmohammedanischer Verhältnisse nie einfallen können; denn dort, wo der Staat als Staat, in seinem Verkehr mit Europa den abendländischen Ansprüchen vollauf sich gewachsen zeigte, dort waren in den meisten Fällen die leitenden Männer bisjetzt solche Individuen, die entweder durch einen langjährigen Aufenthalt in unsern europäischen Hauptstädten mit unserer Denkungsweise sich vertraut gemacht, und daher sozusagen entorientalisirt waren, oder wir sehen in denselben orientalische Christen, die trotz ihrer Mängel und Laster, im Grunde genommen dennoch Europa sich leichter nähern konnten als ihre mohammedanischen Landsleute. So sei, um nur von der Neuzeit zu sprechen, erwähnt, dass die Correspondenz-Angelegenheiten mit den auswärtigen Mächten auf der Pforte zumeist in den Händen der Armenier sich befindet. An den Ufern des Nils hat ein Nubar Efendi sich hervorgethan, und am Hofe zu Teheran war es im Grunde genommen doch nur ein Melkum Chan, der seinen königlichen Herrn Nasreddin Schah auf die europäische Denkungsweise mit zwar überlegten, aber dennoch kühnen Schritten herüberführte. Was die wahren stockorientalischen Reformatoren betrifft, von denen wollen wir anderseitig ausführlicher sprechen.

Nach den erwähnten Reformen in dem Bereiche des Schwertes und der Feder waren gewisse Umgestaltungen im socialen Verkehr, in der Tracht und in der Lebensweise der Orientalen, wie der Leser es sich wol leicht denken kann, ganz und gar unvermeidlich. Wenn der Türke nach Erlernung einer europäischen Sprache unsere Schrift ganz so wie die seinige, statt auf dem Tisch, auf

den Knien schreibt, so ist es dennoch unmöglich, dass er auch andern europäischen Sitten, Gebräuchen und Institutionen, mit Beibehaltung der Jahrhunderte alten Tracht und Denkungsweise, sich anschmiegen könne. War man bei der Einführung der Infanterie zu der Ueberzeugung gelangt, dass die breiten, kittelartigen Beinkleider, der bis zu den Knöcheln reichende Oberrock, der schwere Turban und die plumpen, absatzlosen Schuhe, mit dem Handhaben der Flinte beim Marschiren in Reihe und Glied, mit Einem Worte, beim Exercitium doch störend im Wege stehen müssten, demzufolge man auch die europäische Uniform annahm — so schien es auch andererseits den leitenden Reformatoren unumgänglich nothwendig, dass zur Vermeidung des grellen Abstandes zwischen Männern des Ostens und Westens und zur Erleichterung des Verkehrs, der Türke sein letztes Nationalkleid allmählich beiseitelegen und, mit einer kleinen Ausnahme, das im gebildeten Europa allgemein getragene Kleid annehmen müsse. Der Schluss war natürlich bei Militär- sowol wie bei Civilbeamten, wie wir dies weiter darlegen werden, weit entfernt, ein richtiger genannt zu werden. Doch wir wollen hier nur Thatsachen registriren, und als solche auf die Kleiderneuerung hinweisen, die zur Zeit Mahmud's II. an den Ufern des Bosporus sozusagen mit Gewalt eingeführt wurde. Ich sage mit Gewalt, denn es ist selbstverständlich, dass der Türke, der von Jugend auf mit untergeschlagenen Füssen sitzt, im „Gabelkleide", wie der Türke spöttisch die Pantalons benannte, sich nicht besonders gemächlich fühlte, und diese Neuerung daher ihm einen bedeutenden physischen Kampf kostete. Durch Annahme des Setris (europäischen Rockes), durch dessen kurz getheilte Schösse er sowol vorn als hinten gewisse Theile des Körpers zeigte, was bei den Mohammedanern als anstandverletzend erscheint, hatte er einen schweren morali-

schen Standpunkt zu überwinden. Die Cravate nannte er Henkersstrick, den Fez, nicht mit Unrecht, eine Schlafkappe, und doch nahm er dieselben an; denn der Padischah hat es so gewollt, und der Padischah ist wohlverstanden schon seit lange her in der Türkei als Staatsoberhaupt jener Mann, welcher der verarmten Klasse der Intelligenz Aemter, Brot und bisweilen auch Mittel zu einem üppigen, faulen Leben verschafft, da es heute nicht mehr in seiner Macht ist, so wie in alten Zeiten die Fahne des heiligen Krieges zu entrollen und seine Getreuen an dem Hab und Gut der Ungläubigen zu bereichern. Man wählte das europäische Kleid, aber natürlich mit grossem Widerwillen, musste aber dessenungeachtet, infolge dieser Neuerung, selbst im häuslichen Kreise sich gewisse Veränderungen gefallen lassen. So geschah es, dass der Türke, der kurz vorher noch dadurch bekannt war, dass ihn, auf einem Sessel sitzend, der Schwindel befiel, nun sein Zimmer, natürlich jenen Theil des Hauses, wo er Fremde empfängt, mit mehrern vierfüssigen Stühlen oder „fränkischen Pfählen", nach seiner orientalischen Benennung, zu versehen hatte. Die Mitte derartiger Gemächer enthielt einen Tisch, man bequemte sich auch von Zeit zu Zeit dazu, einige andere Möbelstücke anzuschaffen, mit Einem Worte, man hat im Verlauf von höchstens zwanzig Jahren den Empfangzimmern der türkischen Häuser einen ziemlich europäischen Anstrich verliehen. Ein Schritt macht den andern unbedingt nothwendig. Im europäischen Costüm über Tisch und Sessel verfügend, wollte der Türke auch seine Mahlzeiten nicht mehr so wie früher auf der höchstens eine Spanne hohen Sofra, „Tischchen", am Boden sitzend verzehren, und musste sich demzufolge ganz regelrecht à la franca zu Tische begeben. Eine höchst peinliche Gewohnheit für ihn; da der Türke, wie schon angedeutet, heute selbst

nach einer solchen Anstrengung auf dem nicht hinreichend breiten Sessel einen höchst unsichern Sitz einnimmt, und als Anfänger nicht selten beim Verlieren des Gleichgewichts zu Boden fällt. Bei einer europäischen Tafel konnte selbstverständlich von strenger Einhaltung türkischer Tafelsitte auch keine Rede sein, und anstatt die kleinen weichgekochten Fleischstückchen mit eingeschulter Grazie mit zwei Fingern aus der Sauce herauszufischen, wie die Jahrtausende alte Etikette des Ostens es befiehlt, nahm man zu der Gabel, zu diesem eisernen fränkischen Mordwerkzeuge, seine Zuflucht. Der Gebrauch dieser Schneide- und Stichgeräthe am Tische ist den Türken übrigens auch heute noch ganz verpönt, und wenn es nur thunlich ist, d. h. wenn die Abwesenheit eines Gastes, vor dem man mit civilisatorischem Gefunkel prahlen will, es nur gestattet, greift der gute Osmanli noch immer gern zu den alten aus dem Mutterleibe mitgebrachten Esszeugen; ja er behauptet, trockenes Brot mit den Fingern genommen schmecke besser als Braten mit der Gabel genossen. Es haben sich auch so manche Anstandsregeln und der Verkehr im öffentlichen Leben so manchen zeitgemässen Veränderungen unterwerfen müssen. Im Masse, als das Losungswort à la franca um sich griff und als sine qua non der feinen Bildung betrachtet wurde, hat man auch einzelne Gebräuche und Gewohnheiten der alten Lebensweise mit neuern vertauschen müssen. Es gehört zum Bonton, statt auf der Strasse sich im Sattel zu bewegen, lieber mit einem dünnen Spazierrohr einherzugehen; statt des grossen Dienertrosses sollte man nun höchstens ein oder zwei Menschen nach sich folgen lassen, und statt des wackelnden, nach rechts und links sich leise bewegenden Schrittes, der nach altorientalischer Sitte für anmuthsvoll galt, denn die Poeten verglichen ihn mit den Bewegungen der vom Zephyr bewegten Cypresse,

befliss man sich mit steifer europäischer Haltung einherzugehen.

Was in dieser Hinsicht von den Neuerungen gesagt wurde, bezieht sich mit wenig Ausnahmen auf jene Länder und Provinzen, die den ottomanischen Kaiserstaat ausmachen, als die europäische und asiatische Türkei, Tunis, Tripolis und Aegypten, obwol an den Ufern des Nils der französische Einfluss seit Mehemmed Ali ein stärkerer war, und europäische Sitten sich mitunter einen grössern Eingang verschaffen konnten. Was nun über die Grenzen des eigentlichen türkischen Machtgebietes hinausgeht, nämlich in Bagdad und so auch in ganz Persien, da haben abendländische Sitten, was Tracht, häusliche Einrichtung und Alltagsleben betrifft, bis heute nur eine geringe Spur zurücklassen können. Namentlich ist es im letztgenannten Lande der Fall. Wol hat der Perser seine viele Ellen lange und weite Dschubbe aus buntfarbigen, grossblumigen Shawl- und Seidenstoffen nur für feierliche Gelegenheiten aufbewahrt und im gewöhnlichen Leben dem persischen Rock einen ganz passenden europäischen Zuschnitt verliehen. Wol hat man auch hier in Nachahmung Europas schon seit Feth Ali Schah Beinkleider angenommen, doch den Nacken hat sowol der Perser als seine Glaubensgenossen im fernen Asien noch nicht beugen wollen, d. h. von Hemden mit Kragen versehen, von Cravaten ist hier noch lange keine Rede gewesen, obwol die officielle Tracht zur Qual des Iraniers den Stehkragen anbefohlen hat, welche aber dadurch umgangen wird, dass man entweder die obern Knöpfe des Rockes ganz offen lässt, oder die Brust derartig zuknöpft, dass die rechte Kragenspitze übers Ohr reicht, und die linke bis über die Schultern fällt. In der Wohnung des Persers ist natürlich von europäischen Lebenszeichen noch

weniger zu entdecken, mit Ausnahme einiger königlichen Gemächer und Paläste der reichen Landesgrossen sitzt man daselbst noch immer auf den wunderschönen Filzstücken von Jezd und auf den noch schönern Teppichen kurdischer und turkestanischer Fabrikation, die an den Zimmerwänden herum ausgebreitet sind, und in dem Zimmer des Iraniers erstreckt die Erinnerung an das Abendland sich höchstens auf jene farbigen Modebilder, die als Beilagen unserer Modezeitungen auf irgendeinem Wege so weit nach Osten gelangen, um dort die Nischen der Zimmer zu zieren. Weiter in Afghanistan, wohin der europäische Geist einestheils über Herat von Westen, andererseits aber über Indien von Süden gedrungen ist, sind etwaige Spuren abendländischen Einflusses nur in den sogenannten Waffenröcken der Afghanen zu entdecken, die aber mit seinen übrigen Kleidungsstücken in solcher Harmonie stehen, in welcher dieser äussere Reformationsversuch zu dem wilden barbarischen Wesen des Afghanen sich befindet. Der Waffenrock nämlich wird sehr häufig über das schmuzige, lange, bis zu den Knien reichende Hemd geworfen, und wenn schon jemand nach vielen Anstrengungen in ein europäisches Tuchgewand gezwungen wird, so trägt er dieses gewiss nur so lange, als er beim Exercitium oder bei irgendeiner militärischen Parade es tragen muss. Von europäischen Gebräuchen in den innern Räumlichkeiten des afghanischen Hauses ist bisjetzt auch nicht die leiseste Spur zu entdecken. Ebenso wenig in Turkestan, wenn wir nicht auf jene Erzeugnisse der europäischen Industrie Bezug nehmen wollen, welche gegen die Form einzelner Geräthschaften oder Waffen sich dort Eingang verschafft haben. Die äusserste Grenze im islamischen Osten ist daher, im strengen Sinne des Wortes genommen, nur Persien, und zwar der westliche

Theil dieses Landes, denn von Chorasan angefangen weiter hinaus haben sich die europäischen Neuerungen noch gar keiner Eroberung zu rühmen.

Wer nun einen summarischen Ueberblick über das, was wir von den erstern Neuerungen gegeben, werfen wird, dem muss selbstverständlich vor allem die Aeusserlichkeit der Formen und der dünne Anstrich der Oberfläche, welcher dem alten, verfaulten, orientalischen Wesen hierdurch verliehen wurde, auffallen. Nirgends und unter keinen Umständen konnte der erste reformatorische Angriff tief eindringen. So wie der Staat durch kindische Nachäffung des europäischen Militärwesens und der Civilämter sich weder militärisch kräftigen, noch seiner innern Verwaltung einen erspriesslichen Dienst leisten konnte, denn vieles ist beim alten geblieben, wie wir es fernerhin sehen werden; ebenso ist das einzelne Individuum durch Annahme des europäischen Kleides und einiger europäischer Gebräuche auch nur langsamen Schrittes den eigentlichen Reformen und der wahren Umgestaltung der Dinge näher getreten. Am besten kennzeichnet dieses Verhältniss der Umstand, dass alle die häuslichen Reformen und scheinbaren Sittenveränderungen nur an dem Manne, als an jenem Theile der Gesellschaft, welcher mit der Aussenwelt verkehrt, nur im Selamlik, als in jenem Theile des Hauses, der dem fremden äussern Einfluss zugänglich ist, bisjetzt vorgenommen werden konnten. Die Frau, und derjenige Theil des Hauses, den sie bewohnt, nämlich der Harem, hat bisjetzt trotz der Aenderungen eines halben Jahrhunderts, noch immer den alten, primitiven orientalischen Charakter bewahren können. Ob Türkin, Perserin oder Mittelasiatin, ist das weibliche Geschlecht der Islamwelt selbst kein Haar breit von der

alten Tracht, von den alten Sitten und von der alten Lebensweise gewichen, und so wie die Frau in ihrem Strassenanzuge sich noch immer Kopf und Gesicht mit einem Schleier verhüllt, noch immer im sackähnlichen, plumpen, weiten, geschmacklosen und gefälligkeitsunterdrückenden Kleide umhergeht, ebenso herrschen in den einzelnen Gemächern des Harems noch immer jene Anstandsregeln, jene Gewohnheit, ja jener Geist, der seit Jahrhunderten als speciell orientalisch bekannt ist. Hier ist noch immer die von albernen Lebensbegriffen, von Aberglauben und von auffallender Bornirtheit strotzende Lebensphilosophie der alten Matronen und der aus Afrika importirten Negerinnen vorherrschend, und die Frauen eines vornehmen und reichen Türken oder Persers, sie mögen in alle Luxusstoffe der europäischen Industrie gehüllt einhergehen, ihre Männer mögen als die berühmtesten Reformatoren gelten und an der Spitze der staatlichen Angelegenheiten sich befinden, sind, was ihre geistigen Fähigkeiten anbetrifft, von ihren Geschlechtsgenossen auf der Steppe im tiefen Asien nur wenig verschieden. Der Harem verlacht und verspottet so manchen Schritt, welchen die Männerwelt auf dem Felde der Neuerungen macht. Der Harem ist noch immer zugänglich den fanatischen Lehren der Mollahwelt, und dies ist um so schlechter und um so mehr hindernd für den eigentlichen Fortschritt und die Umgestaltung der Dinge, da das mohammedanische Kind die ersten Jahre seines Lebens eben im Harem verbringt, die dort herrschenden Ansichten mit der Muttermilch einsaugt, derselben sich später nur schwer entledigen kann, oder wie es die Verhältnisse zeigen, sich ihrer oft auch nie entledigt. Ich spreche hier aus persönlicher Erfahrung, indem ich mich erinnere auf den Kampf, den ich seinerzeit zu bestehen hatte, als ich türkische Kinder und Jünglinge in einen oder den andern Zweig

der europäischen Wissenschaft einführen wollte. Was ich den Jungen oft den ganzen Tag hindurch über die Elementar-Begriffe der Geographie, Physik und Geschichte beigebracht habe, das hat der Aufenthalt einer einzigen Stunde im Harem gründlich zerstört und entwurzelt. „Meine Mutter, meine Tante N. N. und die Dada N. N. behaupten, dass dies oder jenes, was du mir gesagt hast", so äusserte sich der Knabe, „ganz unrichtig und lächerlich wäre. Sie haben das Erdbeben, den Blitz, Sonnen- und Mondfinsterniss mir in einer andern, schönern Weise ausgelegt als du. Sie meinen in der Sprache der Franken könne es keine Wissenschaft geben, weil dies gottlose Ungläubige wären, die keinen Koran haben" u. s. w., u. s. w. Und was die Mutter, die Tante und die Dada sagt, hat natürlich auf das kindliche Gemüth viel mehr Einfluss als die Worte des Lehrers vom fremden Lande, ja selbst als die Rathschläge des eigenen Vaters. Kein Wunder daher, wenn der Harem nicht nur mir in meinen persönlichen Bestrebungen störend in den Weg trat, sondern wenn er auch den ganzen reformatorischen Impuls vielseitig lähmt und vereitelt. Solange der Vorzug der abendländischen Cultur und die Nothwendigkeit der Assimilirung an unsere Weltanschauung im innersten Kreise des mohammedanischen Familienlebens, nämlich im Harem nicht Wurzel gefasst hat, wird man von allen Versuchen auf diesem Felde sagen können, sie gleichen dem auf lockern Sandboden gepflanzten Baume, den der leiseste Windstoss umstürzt und vernichtet.

VI.

Die Wege der Neuerungen.

Wir haben das Gesammtbild der Neuerungen in möglichster Kürze entworfen, versuchen wir daher nun einmal den Weg zu verfolgen, auf welchem dieselben mittelbar oder unmittelbar zu den mohammedanischen Völkern des Ostens gelangt sind. In unsern hierauf bezüglichen Forschungen werden wir auf zwei verschiedene Kanäle stossen. Den ersten bilden die persönlichen Anschauungen der Türken, Araber, Perser in Europa, die theils in diplomatischen Missionen in der einen oder in der andern Hauptstadt des Abendlandes sich aufgehalten haben, oder als Jünglinge im reifen Alter auf die Hochschulen Englands, Frankreichs und Deutschlands geschickt wurden, um dort die Wissenschaften des Abendlandes zu lernen, um dieselben in der Heimat zu verwerthen. Zweitens, der Aufenthalt der Europäer selbst in den verschiedenen Ländern des Ostens, die theils von ihren Regierungen dahin geschickt, theils auf dem Wege des Handels und der Industrie ihr Glück daselbst versuchen, und wollend oder nicht wollend den Mohammedanern als lebendige Specimen der abendländischen Welt dienen. Wir wollen bei den Reiseerfahrungen der mohammedanischen Völker selbst beginnen.

Als vor etlichen vierzig Jahren Mahmud II. das Oberhaupt derjenigen Familie, in deren Mitte ich jahrelang Gastfreundschaft genoss, von den reizenden Ufern des Bosporus an die Gestade der Donau, nach dem eben nicht sehr entfernten Wien, an der Spitze einer diplomatischen Mission geschickt, da soll es in dem Hause ein Klagen und Weinen, ein Zittern und Zagen gegeben haben, als wenn ihm das grösste Unglück zugestossen wäre. Ins Ausland geschickt zu werden, hiess noch vor funfzig Jahren ein Unglück, es galt eine Verbannung und wurde als bittere Strafe angesehen. Der Pascha, von dem ich eben rede, ging aber dennoch nach Wien; man trug Sorge daheim, dass ihn die treuesten Diener begleiten sollten, musste er doch in der Mitte von Ungläubigen verweilen, und unter jenen Völkern wohnen, die für die bittersten Feinde des Islams gehalten, den guten Pascha auf jeden Schritt und Tritt mit Gefahren jeglicher Art bedrohen würden. So hiess es vor einem halben Jahrhundert. Der Pascha ging doch nach Wien und fand nicht nur die fröhliche Hauptstadt an der blauen Donau entzückend schön, sondern erfreute sich bei dem damaligen Fürsten Metternich der charmantesten Aufnahme, und ward in allen Cirkeln der österreichischen Aristokratie mit Auszeichnungen überhäuft. Die Damen bewunderten das intelligente Aussehen des Mannes, seine feinen Manieren, seine zarten Händchen, und mehr als einmal musste er in den prunkvollen Gemächern der Grossen irgendein schwungvolles Liebesgedicht der orientalischen Muse zum besten geben, das die Damen natürlich entzückend schön fanden. Unter gleichen Verhältnissen begab sich der seinerzeit berühmte Feth Ali Pascha, der spätere Grandmaître d'Artillerie und Schwager des Sultans, an die Ufer der Seine. Feth Ali war Tschirkassier von Geburt, ein Mann von stattlichem, ja sogar von schönem Aussehen, und hat

gewiss im Quartier Saint-Germain dieselben Eroberungen gemacht wie sein diplomatischer College in den Palästen der Colloredo, Schwarzenberg und Liechtenstein. Es ist ganz natürlich, dass in dieser Weise der Reiz der Neuerung des gesellschaftlichen Lebens, das sie umgab, und das enttäuschte Gefühl ob des Christenhasses bei den ersten Türken, wenngleich nicht geradezu eine Begeisterung, dennoch ein Gefallen für das Leben und Treiben der abendländischen Welt, für die Behaglichkeit und den Luxus unserer Hauptstädte hervorrief, so zwar, dass der früher erwähnte der beiden türkischen Würdenträger auf seiner zweiten Mission nach der österreichischen Residenz nicht nur ohne Unbehagen, sondern mit einem gewissen Grade von Freude dem grossherrlichen Befehle Folge leistete. Die Kunde von der Sicherheit, mit welcher man sich in der Mitte Europas bewege, nicht minder aber auch der Umstand, dass die Mitglieder der türkischen Diplomatie an unsern Höfen, in den Salons unserer Grossen als wahre Löwen der Gesellschaft betrachtet, mitunter auch gründlich verhätschelt wurden, hat unter den Türken allmählich das Verlangen erweckt, an diesen früher als Verbannung ausgelegten Missionen sich zu betheiligen; und als die Efendis und Paschas nach ihrer Heimkehr aus dem Westen mit Orden behangen, als erfahrene Leute auch daheim in Gunst und Würde sich erhoben, fing man bald an, auf die Posten eines Gesandtschaftssecretärs, Attachés u. s. w., eine förmliche Jagd zu machen. Dies war schon vor dem Krimkriege der Fall. Nach letzterm steigerte sich der hierauf bezügliche Begehr noch mehr, und heutzutage wird die Ernennung als Chef irgendeiner türkisch-europäischen Mission für die grösste Gunst gehalten und als Zeichen eines baldigen Avancements zur höchsten Würde betrachtet.

In ähnlicher Weise verhielt es sich auch mit jenen jungen Leuten oder wissensdurstigen Männern, die

zur Absolvirung europäischer Schulen nach Europa geschickt wurden. Welch bittere Selbstüberwindung muss es dem jungen Mohammedaner, der von seinem Chodscha daheim vom sechsten bis zum funfzehnten, ja oft bis zum achtzehnten Jahre nur über die Vorzüge des Islams, von dem encyklopädischen Charakter des Korans, in dem alles vorhanden wäre, und ausser demselben es gar nichts Lernenswerthes gäbe, dem von der Ignoranz und der verstockten Barbarei des Christenthums gepredigt wurde, nicht gekostet haben — sich nun in die Mitte der Christenwelt, ja auf christliche Hochschulen begeben zu müssen, um die für seine Lebenslaufbahn unentbehrlich gehaltene christliche Wissenschaft zu lernen! Ich sage, es hat einen gewaltigen Kampf gekostet, und doch gelang es Reschid Pascha schon in den vierziger Jahren, eine bedeutende Anzahl junger Türken und zwar aus den bessern Familien auf die Universitäten von Wien, Paris und London zu schicken. Man ging, ja es geschah noch mehr, selbst Mollahs, absolvirte Theologen und mohammedanische Rechtsgelehrte schlossen sich der Reihe derjenigen an, die im fremden christlichen Lande dasjenige suchten, was die berühmten Collegien von Nur Osmanie, Aja Sofia und Sultan Ahmed in Konstantinopel, oder das weltbekannte Collegium Al-Azher in Kairo nach einer neuern Behauptung entbehren sollten. Ja man ging, man verweilte sogar mehrere Jahre in unsern europäischen Hauptstädten; doch was war der Erfolg dieses Besuchs, was lernten die Diplomaten, die türkischen Studenten und Mollahs in unsern europäischen Residenzstädten, wird man fragen? Leider wenig oder gar nichts, muss hierauf die Antwort sein; denn so ehrlich auch der Wille jener Reformatoren war, die durch unmittelbare Berührung mit der abendländischen Welt eine geistige Umgestaltung ihrer Landsleute bezwecken wollten, ebenso ungeschickt und unzweck-

mässig musste sich der erste Versuch herausstellen, und dem entsprechend traurig waren denn auch die Erfolge. Forschen wir nun ein wenig nach den Ursachen, welche dem Erreichen des vorgesteckten Zieles hindernd im Wege standen, so werden wir in erster Reihe jenen individuellen Eigenschaften der Orientalen begegnen, die im Charakterbilde der Kinder des Ostens fast überall in prägnanter Weise sich hervorheben. Ob Türke, Perser, Araber oder Afghane, steckt in dem Mohammedaner Asiens überall eine grosse Dosis der Genusssüchtigkeit, ein Hang nach dem sensuellen Leben, dem er auch zu Hause im Verborgenen nachgeht, und in der Oeffentlichkeit sich nur deshalb als frommer, gottergebener Mann, ja mitunter als Derwisch und Anachoret geberdet, weil die düstere und trübe Weltanschauung der mohammedanischen Lehre ihn hier zur Enthaltsamkeit zwingt, ja ihm bisweilen solche Fesseln anlegt, deren er sich selbst im vertrautesten Kreise nicht entledigen kann. In Europa herrscht in dieser Hinsicht eine ganz andere Weltanschauung. Hier, besonders aber in unsern Hauptstädten, kann man den Freuden und Vergnügungen, dem Saus und Braus, im Winter oder im Sommer, bei Tag oder bei Nacht, ungestört obliegen. Hier begegnet man keinem bekannten Mollah oder Hadschi, keinem ernsten Onkel oder Bekannten, vor dem man sich zu schämen braucht, und der junge Osmanli müsste nur ein wenig Empfänglichkeit für die tausendseitigen Vergnügungen unserer europäischen Hauptstädte mitgebracht haben, und er würde bald die Säle der Collegien mit dem Strassenpflaster und später mit den Café chantants vertauscht haben. Anfangs mögen den einen oder den andern die jahrelangen Gewohnheiten, der Abscheu vor christlicher Kost wol ein wenig zurückgehalten haben, doch die galanten Damen von Paris sind zu liebenswürdig, zu einschmeichelnd schön, als dass man ihnen längere Zeit hätte

widerstehen können. Bei vielen mag auch Heimweh und Trennungsschmerz von den Verwandten die Sucht nach Zerstreuung angeregt haben, doch wie und woher es auch immer kam, musste man bald die traurige Wahrnehmung machen, dass diejenigen Morgenländer, die zur Erlernung der europäischen Wissenschaften nach Paris, Wien und London kamen, denen die Vorzüge unserer Civilisation gedeihlich werden sollten, sich dort fast durchgängig mit den schlechtesten und verworfensten Seiten des europäischen Lebens bekannt gemacht haben, ja um mich eines drastischen Ausdruckes eines bekannten türkischen Staatmannes zu bedienen, „anstatt civilisirt, s..hilisirt wurden". Der Diplomat, der in Berührung mit der Damengesellschaft den Kreis seines Wissens erweitern und von unsern staatlichen Institutionen sich einen Begriff schaffen sollte, hat es höchstens bis zum Parliren in irgendeiner europäischen Sprache gebracht, um dann ohne Hülfe eines Dolmetschers die ihm wichtig genug scheinenden Relationen mit Grisette, Lorette und Cocotte unterhalten zu können. Und fürwahr, ein ganzes Meer von Erfahrungen hatten jene jungen osmanischen Diplomaten in erstaunlich kurzer Zeit auf diesem Gebiete zusammengebracht. Anfangs, als das rothe Fez, dieses Absonderungszeichen inmitten der schwarzhütigen Franken, im Wege stand, musste man natürlich etwas enthaltsamer sein, doch später wurde diese speciell vorgeschriebene mohammedanische Kopfbedeckung beseitigt, und als die jungen Attachés und Secretäre ihren Abenteuern incognito nachgehen konnten, da gab es keinen Salon der Demi-Monde, wo der soi-disant europäische Türke sich nicht ganz häuslich gefühlt hätte. Auch bei den Zöglingen wurde das Studienheft gar bald mit dem Champagnerglase vertauscht, man dachte sich, es ist leichter die Geometrie und Mathematik, die graden und krummen Linien, die stumpfen und spitzen Winkel auf dem Tanzboden von Mabille als in

den Lehrbüchern zu studiren. Geographische Kenntnisse glaubte man genug erlangt zu haben, wenn man die entlegensten Stadttheile der Hauptstadt an der Seine ohne Führer durchwandern kann, und das geschichtliche Wissen erstreckte sich höchstens auf die Genealogie einiger berühmter Wäscherinnen und Grisetten. Sogar die Mollahs, die jahrelang mit Koranexegesis, mit arabischer Rhetorik und Casuistik sich befasst hatten, auch die traten in den Reigen ein. Wozu durch frommes Leben sich erst der Huris im Paradiese verdient zu machen, wenn man schon hienieden zu dieser süssen Belohnung gelangen kann? Merkwürdig genug, dass eben bei diesen eingefleischten Moslimen die grösste Veränderung in der Weltanschauung sich zeigen musste. Von den erstgenannten Türken, die nach Europa gingen, haben fast alle mehr oder weniger Vergehen gegen die Satzungen des Korans sich zu Schulden kommen lassen. Atheisten und zwar strenge Atheisten wurden jedoch nur die Mollahs, diejenigen Menschen, unter welchen es viele gab, die den Koran auswendig wussten und zu Hause für helle Leuchten mohammedanischer Gelehrtheit galten.

Was in erster Reihe dem angestrebten Erfolge der türkischen Reformatoren hier hindernd in den Weg trat, war die Indolenz und Trägheit, welche sozusagen im Blute der Orientalen liegt, und nur von wenigen überwunden werden kann. Wenn der angehende Diplomat oder Student in der Heimat auch einige Stunden arbeitete, wenn der Mollah auch im Collegium der betreffenden Moscheen von einer Gebetzeit bis zur andern vor seinem Lehrer kniend dasass, so war eben diese Thätigkeit, dieser Fleiss dennoch gar verschieden von dem, was wir im Abendlande unter den gleichen Ausdrücken verstehen, ein Fleiss und eine Thätigkeit, die das neue Feld der Studien um so mehr erforderte; denn trotz der verhältnissmässig grossen geistigen Begabtheit der Orientalen

hat die Erlernung unserer europäischen Sprachen und Wissenschaften doch immer eine beträchtliche Anstrengung erheischt. Stundenlang den Vorträgen der Lehrer beizuwohnen, und dann das Gelernte sich zu Hause einzuschärfen oder noch den Privatstudien obliegen, war jedenfalls zu viel, als was von dem Nervensystem und von der Gewohnheit des jungen Osmanlis erwartet werden konnte. Ferner war eben die unzureichende Vorbereitung zum Cursus der europäischen Studien auch ein Hauptlemmschuh auf der Bahn des Fortschrittes. Man hat in Konstantinopel oder in Kairo jahrelang mit den Wissenszweigen der orientalischen Cultur verbracht. Es war die Jugendzeit, in welcher unsere jungen Leute den Elementarstudien obliegen, und nun sollte der vom Osten herbeigekommene Schüler mit den erstern gleichen Schritt halten, und die Lehrgegenstände der Hochschule durchmachen! Einige, allerdings die winzig kleine Minorität, haben sich bald über diese Schwierigkeiten hinweggesetzt und eben mit der früher erwähnten orientalischen Geistesbegabtheit wahrlich Erstaunliches geleistet, doch die grosse Mehrzahl hatte von ihrem Studiencursus, und von dem Aufenthalte im Abendlande, im allgemeinen nur Schaden und Nachtheil gehabt, und für das theuere Geld, welches die betreffende Regierung für sie verwendete, anstatt Licht nur die dunkelsten Schattenseiten unserer Cultur, oder richtiger gesagt unserer Uncultur, nach Hause mitgenommen.

Später, als die türkischen und europäischen Minister gewahr wurden, dass das Einreihen ihrer Landsleute in unsere Collegien und Institute nicht zum gewünschten Zwecke führe, da kam man auf die Idee, in Europa, namentlich in Paris specielle Lehranstalten für die Hinausgeschickten zu errichten. Hier verwendete man erst fremde christliche Lehrer, später mohammedanische; doch es blieb beim alten. Der Orientale, ob Lehrer oder Schüler, verlor gar bald

inmitten der lebenslustigen Welt das Gleichgewicht und stürzte sich in den Strudel der Vergnügungen. Ein Schritt hatte den andern beschleunigt. Man fing beim Ablegen des Fez und dem Genusse eines Schweinscôtelette an, und endete bei Demoralisirung und Verkommenheit; und dass von solchen Mitgliedern die mohammedanische Gesellschaft am Bosporus nur wenig Nutzen haben konnte, ist leicht erklärlich.

Und dennoch hat das Beispiel der neuen Türkei und Aegyptens auch auf den mehr östlich mohammedanischen Staat, nämlich auf Persien ermunternd eingewirkt. Auch Iran, dieses alte Land asiatischer Cultur, hatte nämlich während der letzten Decennien mehrere junge Leute nach der französischen und englischen Hauptstadt zur Absolvirung der Studien geschickt. Die Perser wollten immer geistreicher und witziger sein als ihre westlichen Glaubensgenossen. Sie sind es auch, daher kam man in Teheran auf die Idee, begabte junge Leute, nicht nur um europäische Sprachen und Wissenschaften, sondern auch um europäische Handwerke zu erlernen, hinauszuschicken. Man wollte nämlich persische Tuch- und Leinwandweber, persische Waffenschmiede haben, ja ich erinnere mich eines jungen Mannes, dem ich auf der Rückreise bei der türkischen Grenze begegnete, der mir mit einer stolzen Miene mitgetheilt, er habe in Europa Knöpfe machen gelernt. Der persische Nationalstolz träumt ohnehin von nichts weniger als von der Ueberflügelung der abendländischen Industrie; wir müssten daher eine ganze Liste jener Künste und Wissenschaften geben, in die man die Söhne Irans im Abendlande einweihen wollte, um dann selbstverständlich dem Import unserer Erzeugnisse daheim die Thüren schliessen zu können. Doch zu was führte all dieses Bestreben, brauche ich es wol erst dem geneigten Leser zu sagen? Der

Perser in Paris unterscheidet sich auch kein Haar breit von seinem türkischen Collegen, wenn nicht in den noch grössern Fanfaronnaden und entsetzlichen Lügen, mit denen er den guten Pariser und Londoner hinters Licht führt. In Persien ist jeder Schriftkundige ein Mirza, viele Bettler führen den Titel Chan, und ich habe selbst Prinzen vom königlichen Geblüte gekannt, die in den Stallungen irgendeiner Gesandtschaft als Kutscher bedienstet waren. Durch dieses aristokratische Gebaren wurde nun mehr als ein pariser Hôtelier, Schneider und Kaufmann jämmerlich hintergangen, ja ich kenne sogar einen unglücklichen Familienvater, der seine schöne Tochter einem derartigen Chan in Civilehe gab und der sein Kind als zukünftige Prinzessin, denn die Perser übersetzten dieses Wort mit *Prince* in Europa, schon mit Purpur und Diamanten beworfen sah. Ich war eben in Teheran, als eine solche unglückliche Prinzessin, an der Hand ihres prinzlichen Gemahls in alles Elend und allen Schmuz, in alle Entbehrungen und allen Kummer des persischen Frauenlebens eingeführt wurde, und habe die Arme auch wirklich oft bedauert. Mit der Sendung persischer Mollahs, d. h. mit schiitischen Theologen hat man in Teheran noch nicht den Versuch gemacht, doch sind einige derselben aus eigenem Antriebe nach dem Westen gekommen und haben, was den Fortschritt in der Freidenkerei anbelangt, ihre osmanisch-sunnitischen Collegen weit überragt. Erst vor zwei Jahren hat in Pesth ein solcher Mollah sich mir vorgestellt, der von der Ascetenpraxis eines Moscheehofes in Kerbela entsprungen, in den russisch-armenischen Klöstern sich lange als Mönch herumgetrieben hatte. Er verweilte dann längere Zeit in Venedig und Rom als angehender Missionar der katholischen Kirche. Auch das Geld der frommen Protestanten Londons und Berlins hatte er in den Sack gesteckt, und als ich ihn befrug, welcher Religion er momentan angehöre,

antwortete er mir: „Ich bin Meister in der Great Oriental Lodge!“ — Dieser Mann hatte, sei hier nebenbei bemerkt, ein erstaunliches, fast übernatürliches Sprachtalent, und natürlich dabei ein Gedächtniss, dessengleichen mir noch nie vorgekommen ist.

Von den mehr östlich gelegenen Ländern des islamischen Asiens hat man selbstverständlich bisjetzt noch nicht die Lust verspürt, es auch nicht für nothwendig gefunden, an den Hauptquellen der europäischen Cultur nationale Lehrer und Civilisatoren zu bilden. Von den indisch-mohammedanischen Unterthanen Grossbritanniens hat es während der letzten dreissig Jahre hier und da einen Mollah gegeben, der von den Collegien zu Calcutta oder Bombay zur Fortsetzung seiner Studien nach London gekommen ist. Bei diesem war jedoch nur der Name mohammedanisch, da diese zumeist noch vor dem Anlangen an die Ufer der Themse schon daheim beinahe gänzlich europäisirt worden sind. Von den Afghanen mag es bisjetzt höchstens nur einige Abenteurer und dem armen Stande angehörige Individuen gegeben haben, die als Diener irgendeines Angloindiers zur unmittelbaren Anschauung der westlichen Welt Gelegenheit fanden. Doch war ihre Zahl zu klein und ihre Stellung daheim eine solche untergeordnete, dass von einer Rückwirkung gar nicht die Rede sein kann. Ebenso verhält es sich mit dem eigentlichen Mittelasien, das bisjetzt nur zwei Mitglieder nach Europa geschickt hat. Der eine, ein Jarkender, der Diener des Dr. Leitner aus Lahore, und der zweite mein eigener Tatar aus Kungrat. Wie es ersterm ergangen ist, ist mir unbekannt; doch letzterer hat die europäische Civilisation, natürlich in der ungarischen Ausgabe, so entzückend schön gefunden, dass es ihm gar nicht einfällt, die Ufer der Donau mit den Ufern des Oxus zu vertauschen.

Kurz und schwach wie das Bild ist, welches wir von dem Besuche der Orientalen im Abendlande entworfen haben, so wird es doch dem Leser hier und da einen Einblick verschaffen in das Leben und Treiben der ersten moslimisch-asiatischen Besucher Europas. Wir wollen nun den mit der europäischen Civilisation frisch übertünchten Orientalen nach Hause begleiten, d. h. wir wollen sehen, mit welchen Gefühlen der Türke oder Perser bei seiner Rückkehr in die Heimat in die mohammedanische Gesellschaft wieder eintritt. Meine diesbezüglichen Beobachtungen haben mir immer aufs äusserste merkwürdig geschienen. Als noch während der Abwesenheit des zur Bildung hinausgeschickten Asiaten von Zeit zu Zeit ein Brief in den Familienkreis gelangte, natürlich voll der Lobeserhebungen über „unsere schöne Welt", da hatten die Tanten und Nichten, Grossältern und sonstigen Anverwandten wol oft die Köpfe in Sorgsamkeit zusammengesteckt und mit Grauen daran gedacht, welch schrecklicher Giaur aus dem lieben Hasan, Ahmed, Osman u. s. w. wol werden wird. Später langte im Briefe die Photographie des im fremden Lande weilenden Familienmitgliedes an, und o Schrecken aller Schrecken! er hat einen schwarzen Cylinder auf dem Kopfe, das leibselige Abzeichen des Unglaubens. O wehe, was ist aus unserm guten N. N. geworden! fiel man sich gegenseitig in die Haare. Das Bild wurde versteckt, damit es als eine Familienschmach niemand zu Gesicht komme, und es lässt sich leicht denken, mit welcher Bangigkeit ein solcher metamorphosirter Rechtgläubiger im Kreise der Seinigen zurückerwartet wurde. Jahre vergingen, N. N. kam nach Hause. In den ersten Momenten hat die Zärtlichkeit der Familienbande ihn den Einfluss der fremden Welt vergessen lassen, doch die bittere Realität der Umgebung musste ihn bald aus dem Traume aufrütteln. Paris und

Konstantinopel! Wien und Konstantinopel! London und Konstantinopel! Wer hätte bei solchem Riesenabstande der beiden Städte wol gleichgültig bleiben können? Statt der macadamisirten und der wohlgepflasterten Strasse musste der Neuangekommene sich nun an das schlechte holperige Trottoir, auf welchem todte Katzen und Hunde herumliegen, gewöhnen. In Europa begegnete er auf seinen Promenaden den verführerischen Blicken charmanter Gesichter, hier höchstens einigen schmierigen Lastträgern, die unsanfte Rippenstösse versetzten, einem schmuzigen, nur uns romantisch scheinenden Kurden aus dem Innern Asiens, und noch obendrein einem zu Ross, zu Wagen oder zu Fuss sich bewegenden Vorgesetzten, dem er Bücklinge bis zur Erde machen muss, um ja den Anstand nicht zu verletzen. Sollte etwa der Besuch der Bazare und anderer türkischer Belustigungsorte ihn für die Unterhaltung auf den öffentlichen Plätzen, für die Theater, für die Boulevards und Tanzsalons der europäischen Grossstädte entschädigen? Auf jeden Schritt und Tritt musste der Neologe solchen Erscheinungen begegnen, die seinen tiefsten Widerwillen erregen, und wer derartigen Tadlern zugehört hat, wie sie die Misbräuche der heimatlichen Gesellschaft, die primitiven barbarischen Zustände rügend, mit sprühenden Augen und voll Begeisterung, von den herrlichen Vorzügen des Westens reden, der würde fürwahr schwören, dass in N. N. ein feuriger Reformator, ein von den europäischen Ideen ganz durchdrungenes Wesen steckt, der daheim nun Wunder auf dem Gebiete der Reformen wirken wird. Selbst im Familienkreise, im innersten Heiligthum des gesellschaftlichen Lebens findet der Neologe alles anstössig, alles schlecht und lächerlich, er will seine Mutter, seine Schwestern, seine Tanten, ja sogar die schwarzen Sklavinnen europäisiren, und wenn es auch gleich hier und da einige Mütter gibt, die ihrem

Kinde zu Gefallen sich in die eine oder in die andere Veränderung hineinfügen, und in der Hoffnung, dass der theuere Sprössling in die alte Lebensweise wieder zurückkehren wird, grosse Willfährigkeit zeigen, so werden solche schmollende Orientalen von dem übrigen Hausgesinde doch immer verlacht und verhöhnt. Der Widerstand dauert, je nachdem der Charakter eines solchen Pseudoreformators stark oder schwach; je nachdem seine Neuerungen mehr oder weniger Widerstand begegnen. Am Ende muss jedoch die unmittelbare Umgebung den Sieg davontragen, und der früher noch so sehr begeisterte Jungtürke wird, seinem Schicksal sich fügend, mit dem Strom der Allgemeinheit allmählich fortschwimmen. Wenn es nur bei dieser Rückkehr zu den alten Sitten, zu der frühern moslimisch-orientalischen Weltanschauung bliebe, so hätte man im Grunde genommen über die so schnelle Culturverdunstung derartiger Türken sich nicht besonders zu beklagen; doch tritt hier wie überall eine scharfe Reaction ein, und der ehemalige Schüler des Collége de France, oder welch irgendeiner andern Hochschule von London und Berlin, wird von den Umständen nicht nur wieder in einen echten guten Türken, sondern in einen Europa feindlichen, fanatischen Mohammedaner verwandelt, dem Europa verhasst und verpönt ist, und der im geheimen dem Abendländer viel feindlicher gestimmt und gefährlicher ist als der orthodoxe, primitive, unserer westlichen Cultur noch ganz fern stehende Orientale. Ich habe mich oft gefragt, was wol die Ursache dieser merkwürdigen Erscheinung wäre, und habe mit wenig Ausnahme dafür folgende Aufklärung gefunden. Erstens der Neid, mit welchem solche Leute auf die Vorzüge unserer europäischen Welt hinblicken, und da sie ob des Erfolges in der Umgestaltung ihrer eigenen Welt gar leicht in Verzweiflung gerathen, ja eine Besserung für unmöglich finden,

so müssen sie in der alten asiatischen Lebensweise solche Lichtseiten herausfinden, mit welchen sie Europa verdunkeln wollen; und da es ferner ihnen unmöglich ist, die Vortheile unserer Welt zu geniessen, so müssen sie in der ihrigen sich auch welche heraussuchen, und gelangen auf diesem Wege zur Uebertreibung und zu dem erwähnten schroffen Gegensatze der Selbsterhebung. Zweitens steckt in der Brust jedes halb europäisirten Orientalen eine wol leicht erklärliche bange Furcht vor der Uebermacht des Westens, eine Furcht, die dem stets Daheimgebliebenen unbekannt ist, und auch nicht zum Hasse hinreisst, die aber desto grösser und unbändiger wird, je mehr das betreffende Mitglied der asiatischen Gesellschaft zur wahren Erkenntniss der materiellen und physischen Kraft des Westens gelangt ist. Derartige von Neid und Furcht durchzuckte Gefühle haben sich bisjetzt nur selten verbergen lassen. Sie sind beim Staatsmann, der an der Spitze der Angelegenheiten stand, sowol als bei dem commandirenden General, bei dem Offizier und bei dem angehenden Diplomaten, ja bei jedem in der einen oder in der andern Weise hervorgetreten, und sind nur unter dem geschickt angelegten Mantel der Verstellungskunst dem oberflächlichen Beobachter des Ostens entgangen.

Braucht es wol erst gesagt zu werden, was die morgenländische Welt von derartigen Lehrern und Civilisatoren wol erwarten konnte? Als Einheimische, als Mitglieder angesehener Familien, als reiche und von der Regierung begünstigte Leute hätten diese wol mehr zum Herzen des Volkes reden können, ihnen wäre es wol leichter gewesen, das Werk der wahren Reform zu beginnen, doch woher und wohin mit den in ihrer eigenen Individualität vorgefallenen Metamorphosen, mit den ewigen Schwankungen und mit der auf jedes Unternehmen

tödlich wirkenden Unentschlossenheit? Es ist ganz selbstverständlich, dass auf diesem Wege, wenigstens bisjetzt, das Gegentheil dessen erzielt wurde, was angestrebt war. Diese Gefühle des Neides und der Furcht ziehen sich gleichsam wie ein schwarzer Faden durch das ganze Leben derjenigen, denen die Verjüngung der alten Mutter Asia als Aufgabe zugefallen ist. Anstatt ihre Landsleute mit den angestrebten Vorzügen des Westens vertraut zu machen, sind sie es eben, welche nur auf die Schattenseiten der europäischen Gesellschaft, auf die Verworfenheit des Westens, daheim die Aufmerksamkeit lenken wollen. Ich habe nie in Europa so viel Laster gesehen, habe auch von deren Existenz nie so viel gehört, als was ein so halb europäisirter Morgenländer von unserer Welt zu erzählen weiss. Es ist wahr, man trifft in unsern Hauptstädten so manch scheusslichen Pfuhl der Sittenlosigkeit; nicht minder wahr ist es, dass die Morgenländer während ihres Aufenthaltes im Westen eben in diese zumeist ihre Nase gesteckt haben; doch kann ich es nicht glauben, und niemand wird es glauben, wenn der türkische, persische oder arabische Leumund von unserm Familienleben ein so schwarzes, grauenvolles Bild entwirft, wenn er behauptet, dass unsere Frauen insgesammt unmoralisch seien, dass das schändliche, schmuzige Laster der Päderastie bei uns tiefere Wurzel habe als im Osten, und dass Bestechlichkeit und frecher Diebstahl in unserer Beamtenwelt häufiger vorkomme und weniger gefahndet sei als in den Reihen orientalischer Würdenträger. Von den Gebrechen, leider sehr schweren Gebrechen unserer Gesellschaft wollen wir gewiss kein Hehl machen, auch unsere Cultur hat Auswüchse, die nicht schwarz genug gemalt werden können; doch ist das Gesammtbild der Immoralität nicht so erschreckend; so arg ist es mit uns doch nicht bestellt, wie der fanatische Morgenländer seinen Landsleuten einreden

will, und fürwahr, mächtig ist auch sein Einfluss über ihre Gemüther. Eine blumenreiche lebhafte Sprache, die erhitzte Phantasie steht derartigen Spottrednern kräftig zur Seite, und wer Abende in einer solchen Gesellschaft zugebracht hat, wo bei angestellten Vergleichungen zwischen den beiden Welten der Westen immer jämmerlich verrissen wurde, der wird sich gar nicht wundern, wenn er das Auditorium mit freudestrahlenden Gesichtern sich erheben sieht, und im Glanze ihrer Augen wird er lesen können das in ihrem Innern verborgene, aber auch oft zum Ausbruch gelangende „El hamdu lillah“ (Gott sei Lob und Dank), dass ich Mohammedaner bin. Es ist wahr, dass diese allgemeine Regel, denn eine solche muss ich sie nennen, noch immer auch ihre lobenswerthen Ausnahmen hat. Mit Freuden müssen wir es einregistriren, dass die Türkei sowol als Persien, Aegypten sowol als Arabien, schon Männer nach Europa geschickt haben, die dort etwas gelernt, vom Geiste und vom guten Geiste des Abendlandes durchdrungen, in der Heimat auch an das edle Werk der Reformation sich mit voller Seele gemacht haben. Ihr Name, ihre Geschichte, ihr Thun und Wirken ist in unsern europäischen Ländern verhältnissmässig zu gut gekannt, als dass eine specielle Benennung hier nöthig wäre. Was der Osten bis heute auf dem Felde der Reformen Wesentliches geleistet, ist auch einzig und allein nur deren Werk. Doch wie weit steht der Erfolg hinter den Erwartungen dieser edeln Seelen; wie wenig ist die Frucht der sauern Arbeit würdig! Nur derjenige wird sich einen Begriff von den Kämpfen und Mühseligkeiten dieser Männer machen können, der den spröden Stoff der orientalischen Gesellschaft nicht nach Anblick aus der Ferne, sondern nach Fühlung kennt. Und ein solcher Kenner wird wol noch Anstand nehmen, mit seiner Stimme und seinem Urtheile jenem Chore der Lästerer sich anzu-

schliessen, die durch Leidenschaftlichkeit oder Unkenntniss der Dinge ungeduldig geworden, der moslimischen Gesellschaft schon jetzt den Schimpf der Unverbesserlichkeit zuwerfen.

Nachdem wir von dem, durch Orientalen selbst importirten Geiste der abendländischen Welt gesprochen, ist es wol an der Zeit, dass wir nun auch jenes Einflusses erwähnen, den die Europäer durch ihren Aufenthalt im Morgenlande daselbst ausgeübt haben. Diese Vertreter des Westens können in zwei verschiedene Klassen getheilt werden. Der Europäer, der sich expatriirt hat, in Konstantinopel, Kairo, Alexandrien, Smyrna, Beirut, Damascus, Bagdad und Teheran sich niedergelassen, um daselbst einen Familienherd zu bilden; allerdings nur provisorisch, so wenigstens meinen die Betreffenden, trotzdem, wie es sich später herausstellt, ihr Aufenthalt gegen ihren eigenen Willen permanent wird. Zweitens solche Europäer, die in diplomatischen oder militärischen Diensten, um wissenschaftliche oder commerzielle Zwecke zu verfolgen, sich in einem der genannten Orte provisorisch niederliessen, um dann, nachdem sie Erfahrungen und Schätze gesammelt, oder ihre Dienstzeit abgelaufen ist, wieder nach dem Abendlande zurückkehren zu können. So wie die Denkungsweise, Anschauung und Beschäftigung dieser beiden europäischen Klassen voneinander wesentlich abweicht, ebenso grundverschieden ist auch ihre Wirkung und ihr Einfluss auf die orientalische Welt, in der sie sich befinden. Nur der Eindruck des ersten Aufenthaltes ist bei beiden gleich, nämlich beide empfinden beim Anblick der primitiven Zustände, bei Vermissung jener geregelten Lebensverhältnisse und des europäischen Comforts, und bei Entbehrung des von Jugend auf gewohnten Sittenbildes, einen gewissen

Grad von Widerwillen, bisweilen auch Abscheu und Hass gegen die Gesellschaft, in welche das Schicksal sie gebracht hat. Man kann noch so sehr von einer philosophischen Denkungsweise belebt sein, so wird man es dennoch nicht gleichgültig hinnehmen können, in schmuzigen, schlecht gepflasterten Strassen einherzugehen, in Häusern zu wohnen, die der Wind durchbläst, und die so schnell wie ein Papier ein Raub der Flammen werden. Man ärgert sich, wenn die eingeborenen Herren des Landes, mit denen man verkehren muss, durch das schläfrige Gebaren, durch Nachlässigkeit und durch einen unbändigen Hang zum Faulenzen in allen Absichten und Vorhaben nur störend im Wege stehen. Man wundert sich, dass dieses Volk, trotz eines schon ziemlich langen und engen Verkehrs mit dem Westen, trotz des ewigen Reformirens, Tadelns, Scheltens und Fluchens, sich noch immer nicht gebessert und noch nicht verändert hat. Man glaubt natürlich, dass eine Cultur, gleich einem Kleide, aus- und angezogen werden kann, man wird daher ungeduldig, ja entsagt jeder Hoffnung auf eine Besserung der Dinge, und da obendrein noch das Heimweh, gleichsam einer verborgenen Feder, das Gemüth durchzittert und die Leidenschaft erregt, so ist es nichts als natürlich, dass der Europäer während seiner ersten Zeit des Aufenthaltes im Osten für die ihn umgebende Welt alles, nur keine Sympathien hat. Die Zeit vergeht, und mit ihr auch die Anwandlungen der ersten Eindrücke. Der zur permanenten Niederlassung entschlossene Europäer ist indessen durch eine häufigere und mehr intime Berührung mit den Kindern des Ostens langsam einer solchen Umgestaltung unterlegen, von der er selbst nicht die leiseste Spur hat. Der gefühlte Widerwillen gegen Schmuz und Elend des primitiven Zustandes verschwindet in der Behaglichkeit der freien Bewegung, in der Abwesenheit aller jenen poli-

tischen, socialen und religiösen Fesseln, die ihm unsere Welt daheim angelegt hat, und die für ihn, es sei an den Ufern des Bosporus oder des Nils, in Syrien sowol als in Armenien oder Persien gar nicht existiren. Es ist das lockere Band der Consulats- oder Gesandtschaftsobrigkeit, welches ihm diese Freiheit gewährt. Als Unterthan einer fremden europäischen Macht in der Türkei oder Persien leben zu können, ist übrigens keine unangenehme Sache; man wird auf jegliche Weise geschützt oder begünstigt, ja selbst als türkischer Unterthan hat der Europäer gewisse Vortheile, und wie sehr anziehend im allgemeinen der Aufenthalt für derartige Europäer im Osten sein muss, erhellt am besten aus dem Umstande, dass von zehn behufs eines provisorischen Aufenthaltes eingewanderten Franzosen, Deutschen, Italienern oder Ungarn, fast mehr als die Hälfte, ja ich möchte sagen zwei Drittel an diesen anfangs verpönt scheinenden Orten sich permanent niederlassen.

Fragen wir nun, was der Mohammedaner im allgemeinen von diesen unsern Landsleuten lernen kann, so wird die Antwort klar auf der Hand liegen. Es ist leider eine nicht zu bestreitende Thatsache, dass unter denjenigen Europäern, die den Entschluss gefasst haben, einem solch bedeutenden Lebenswechsel sich zu unterwerfen, nur sehr wenige auf einem solchen Grade von Bildung stehen, um an der Frage der Verschiedenheit zwischen westlicher und östlicher Cultur, zwischen historischen und ethnischen Bedingungen, ein besonderes Interesse finden zu können. Man sorgt sich zumeist um die materielle Seite des Lebens, ist des Berufes, den die Umstände auferlegt haben, völlig unbewusst, und kümmert sich blutwenig, ob Türken, Araber oder Perser der europäischen Denkungsweise näher gebracht werden sollen oder nicht, ob ihre Welt lebensfähig und einer Besserung zugänglich sei, oder ob sie durch gewaltsamen Untergang der neuern Weltanschauung

zum Weichen gebracht werden muss. Wir in Europa sind daher mitunter zu streng in unserm Urtheile über diese Gattung Europäer. Dass er dem Moslimen nicht als hellstrahlende Leuchte der abendländischen Cultur vorglänzt — das ist jedenfalls zu bedauern, aber die Schuld liegt in den meisten Fällen nicht so sehr in der Willenskraft, als in der höchst mangelhaften Vorbildung des betreffenden Europäers. Dass letzterm, abgesehen von dem blindesten und schmuzigsten Materialismus, obendrein auch noch andere Untugenden zur Last gelegt werden, das ist natürlich schon viel mehr zu bedauern; obwol auch hier nicht vergessen werden dürfte, dass die Kritiker ihr Urtheil zumeist mit nicht genügender Berücksichtigung der Abendländer gleichen Standes fällen. Touristen und Gelehrte, die im raschen Fluge ein Land durchziehen, qualificiren sich viel schneller zu Civilisationsaposteln als der permanent dort wohnende Europäer, dessen Indifferentismus im Grunde genommen aber minder anstössig ist als der falsche Eifer jener Industrieritter, die zuweilen nach mehrtägigem Aufenthalte am Bosporus bei den türkischen Ministern mit grossartigen Reformvorschlägen vorsprechen. Ja ich habe Fälle gekannt, dass europäische Gesandtschaften es nicht scheuten, mit ihrem Einflusse solchen Reformatoren behülflich zu sein.

Mit der zweiten Kategorie der Europäer, nämlich mit jenen, die im Osten nur einen kurzen Aufenthalt zu nehmen gedenken, aber ihrer reformatorischen Rolle bewusst, leider oft zu sehr bewusst, in dem einen oder andern Zweige des öffentlichen Lebens einen Einfluss auszuüben berufen sind, verhält es sich selbstverständlich ganz anders. Diese können der Mehrzahl nach gebildete Menschen genannt werden, bisweilen trifft man unter ihnen auch solche, die die Tragweite ihrer Mission gründlich auffassend, für die Verjüngung des faulen Ostens, für die Verbesserung der Lage seiner Millio-

nen von Menschen wahrlich begeistert und voll der besten Absichten sind. Wir haben von dieser Art Europäer unter der Regierung Mehemmed Ali's in Aegypten, unter Mahmud II. in der Türkei und unter Feth Ali Schah und Mehemmed Schah in Persien, wahrlich herrliche Exemplare gehabt, und ich muss immer das Danaidenwerk, dem sie sich mit Muth und edler Ausdauer unterwarfen, aufs äusserste bewundern. Leider kann ich nicht umhin bei näherer Betrachtung der Carrière dieser Leute zu bemerken, dass in ihrem rastlosen Streben und Wirken, in ihrem begeisterten Thun und Wollen, nicht nur die Apathie und der wilde Conservatismus des Orients, sondern ihre eigene, ungenügende Vorbereitung als ein mächtiges Hemmniss im Wege standen. Diese Leute haben natürlich mehr oder weniger den Osten nur oberflächlich gekannt, sie sind nie in den wahren Geist der Cultur jener Völker gedrungen, bei denen sie die Rolle eines Mentors führten. Ihre Kenntnisse in der geschichtlichen Vergangenheit, in der Literatur und ethnischen Beschaffenheit der betreffenden Völker waren zu gering, zu oberflächlich, um dort eingreifende Spuren ihrer Thätigkeit zurücklassen zu können, mit Einem Worte, sie haben, wie es sich herausgestellt, den himmelhohen Abstand zwischen der christlichen, abendländischen und der mohammedanisch-morgenländischen Bildung nie vollauf in Erwägung gezogen, vielleicht auch nicht in Erwägung ziehen können; daher all diese Anstrengungen nur die Oberfläche gerüttelt, nur eine leise, schwache, wellenartige Bewegung hervorgerufen haben; während das eigentliche Innere in dem faulen, siechen, Jahrhunderte, ja vielleicht Jahrtausende alten Zustande verblieb. Und fürwahr trifft die Schuld des Mislingens nicht so sehr den Asiaten und den dahin geschickten Europäer selbst, als jene Regierungen im Abendlande, die entweder aus politischen Beweggründen oder aus Hu-

manitätsrücksichten die Wiederbelebung des Ostens auf ihr Schild geschrieben, in allen Theilen Asiens als Regeneratoren auftreten und auftreten wollen. Hätten die Cabinete von London, Paris, Wien und Berlin bei der Wahl ihrer nach dem Osten geschickten Diplomaten nicht nur die schablonenartige Standesbefähigung, nicht nur den aristokratischen Ursprung, oder jene Eigenschaften gesucht, welche man bei den vollendeten Diplomaten als unumgänglich nothwendig ansieht, so hätte in der Siebenhügelstadt, in der alten Residenz der Pharaone und in der Hauptstadt am Fusse des Demavends vieles eine ganz andere Form angenommen. Der Gesandte einer europäischen Macht in besagten Ländern ist immer ein kleiner König zu nennen, der, sei es aus Freundschaftsrücksichten oder auch aus Furcht eine bedeutende Macht auf die Gemüther und auf die Neigungen der Orientalen besitzt. Was ein Gesandter sagt, klingt immer besser, findet immer leichtern Eingang und könnte fast immer als fruchtbringender Same betrachtet werden. Doch welche Früchte, welchen Nutzen, welchen Erfolg soll das Wort eines solchen Mannes haben, der den Osten nicht kennt, denselben einer nähern Betrachtung kaum würdig hält, und der müde des europäischen Salonlebens deshalb nach Asien gekommen ist, um an dem bunten Bilde der Oberfläche sich zu ergötzen, oder gar um seine materielle Stellung zu verbessern? Und solche treffen wir leider der Mehrzahl nach in der Reihe jener Diplomaten, die während der Hälfte unsers Jahrhunderts an die asiatischen Höfe geschickt worden sind.

Auch die im islamischen Osten zerstreut lebenden Missionare dürfen nicht unberücksichtigt bleiben, wenn wir von den Factoren einer unmittelbaren Verpflanzung abendländischer Ideen sprechen. Dass der apostolische Eifer unserer Katholiken und Protestanten, trotz der

schweren Millionen, die zu diesem Zwecke schon verausgabt wurden, dem Islam bisher nur butwenig schaden konnten, und auch in der Zukunft nicht schaden werden können, ist allbekannt. Wenn steinreiche Amerikaner und Engländer mit ihrem Gelde nichts besseres anzufangen wissen, als ganze Schiffsladungen von Bibeln und Tractätchen in allen möglichen Sprachen nach Asien zu schicken, dagegen wird niemand etwas einzuwenden haben. Diese heiligen Schriften, zumeist spottschlechte Uebersetzungen, werden weder gelesen noch gekauft, und dienen bei etwaigen Vergleichungen mit der prachtvollen Sprache des Korans, der Lehre Christi gewiss mehr zum Schaden als zum Vortheil. Vom Religionsstandpunkte aus ist das Wirken der Missionare daher null und nichtig. Nur ihren Schulen und Spitälern, ihrem mitunter wahrlich aufopfernden Betragen gegen Andersgläubige dürfte Lob und Anerkennung nicht vorenthalten werden, wenn sie andererseits durch Anfachung des ohnehin in Asien mehr als anderswo bestehenden Sektenhasses, nur nicht unaufhörlich Drachenzähne säen würden. Ihre Anwesenheit in den Provinzen der Türkei und Persiens ist auf den Mohammedaner ohne jeglichen Einfluss geblieben, doch in den christlichen Gemeinden, denn diese sind zumeist das Feld ihrer Thätigkeit, haben sie viel Unheil angestiftet, sodass F..... Pascha nicht Unrecht hatte, als er einst dem für die American Mission plaidirenden Bruder Jonathan den Vorschlag machte: „Wie wäre es, wenn Ihre frommen Landsleute uns Bibel und Gelder hierher schicken, und die Missionare lieber daheimbehalten würden —?!“

Wenn wir nun die verschiedenen Mittel und Wege resumiren, durch welche der Import des europäischen Geistes des Abendlandes bewerkstelligt werden sollte, so werden wir im vorhinein zur traurigen Ueberzeugung ge-

langen, dass es sich mit den erzielten Resultaten auch nicht besser verhalten könne. So wenigstens steht es heute mit dem Gesammtbilde der Reformen; so verhält es sich mit den Neuerungen, die nur das unerfahrene Auge blenden, den Forscher aber, anstatt der Zufriedenheit und hoffnungsvollen Zuversicht, in einem Meere des Zweifels und der Befürchtungen lassen müssen. Wo der Grund eines Gebäudes mit morschen, schlechten Steinen ausgeführt wird, dort kann von Fortbestand, geschweige denn vom glücklichen Aufblühen keine Rede sein. Das Werk, welches Europa bisjetzt in Asien vollbracht, ist von ähnlicher Natur. Und um die traurige Wahrheit unserer Aussage zu beweisen, wollen wir mit den Einzelheiten des Statusquo im mohammedanischen Osten uns ein wenig beschäftigen, und namentlich jene Bewegungen registriren, welche in Europa als Fortschritt auf der neuen Bahn bezeichnet werden.

VII.

Der Staat, sein Oberhaupt und seine Würdenträger.

Dewleti Alije (Das erhabene Reich), Babi Alije (Die erhabene Pforte) und Asitaneï seadet (Die Schwelle der Glückseligkeit), sind die hochtrabenden Benennungen, mit welchen man in der Türkei den Staat, die Pforte und die Residenz bezeichnet. In Persien erreichen die Titulaturen eine noch mehr schwindelnde Höhe; doch ist es nicht eine bittere Ironie, wenn wir z. B. die wirkliche Stellung des sonst glänzende und strahlende Namen führenden Staates mit dem traurigen, düstern Bilde der Wirklichkeit vergleichen? Alle Welt weiss es heute schon, dass die Türkei nur das Gnadenbrot des Princips der Integrität des ottomanischen Kaiserstaats geniesst. Fürwahr ein herber Bissen für eine Macht, die noch vor zwei Jahrhunderten das Abendland in Schrecken versetzte, und das noch am Ende des vergangenen Jahrhunderts den Gesandten der europäischen Grossmächte einen solchen Empfang zutheil werden liess, als wenn man sich noch immer auf die hunderttausend siegestrunkenen Janitscharen stützen könnte, und als wenn Europa in sich selbst zerfallen und uneinig, noch immer vor den Worten des Grossherrn erbeben möchte. Ja, das Ansehen der Türkei ist hin, aber

auch schon längst hin; nur der Stolz vergangener Grösse hat noch einen schwachen Einfluss nach innen, nur dieser ist es, der die grosse Anzahl der christlichen Unterthanen einigermassen im Zaume hält; nach aussen jedoch ist die „Erhabene Pforte“ mit der „Hohen Schwelle der Glückseligkeit“ ein schwacher Schatten, dem man nur deshalb die Existenz vergönnt, weil, ob des schönen Platzes, den er einnimmt, ein wildentbrannter Neid wüthet und die Entscheidung noch lange schwer machen wird.

Es ist wahr, der Verfall des Staates datirt sich nicht von heute oder gestern, ein jahrhundertelang währender Process hat ihn herbeigeführt, und kann schon auch deshalb als Folge der Neuerungen nicht ausgelegt werden, wie es die Masse des türkischen Volkes glauben machen will, da die eigentlichen Reformen damals sich nur Eingang verschaffen konnten, als die Glückssonne der Türken schon tief unten am Horizonte stand, ja richtiger gesagt, weil man eigentlich nur in der Hoffnung, den gesunkenen Leuen wieder aufzurichten, zu den Reformen als wunderwirkendes Elixir griff. Nun wohl, wir wollen daher das Gegentheil suchen, wir wollen die Frage aufstellen, was haben die Neuerungen dem staatlichen Ansehen nach aussen gefrommt? In erster Reihe werden wir jener so schön klingenden, aber so wenig sagenden Phrase begegnen: „Die Türkei hat Einlass in das europäische Staatenconcert erhalten.“ Der Sultan wird von unsern gekrönten Häuptern per „Mon frère“ angesprochen, die männlichen Mitglieder der Familie Osman's sind in den „Almanach de Gotha“ eingetragen, und wenn unsere abendländischen Prinzen und Thronfolger die reizende Siebenhügelstadt besuchen, so dürfen sie keine ellenlange Hotelrechnungen zahlen, denn es steht dem Sultan zu, sie mit fürstlicher Pracht zu empfangen, und im Palais von Emirgian, Beglerbeg und Beikos ihnen eine luxuriöse Gastfreundschaft

zutheil werden zu lassen. Fürwahr, ein schönes Privilegium, was der Türkei jahraus jahrein schwere Tausende kostet, ein Höflichkeitsact, der keinesfalls der gebrachten Opfer werth ist, da bei dem immer mehr und mehr sich stärkenden Constitutionalismus in Europa das Zufriedenstellen des einen oder der andern hohen Reisenden auf die Geschicke der Türkei gar keinen Einfluss haben kann. Und der Krimkrieg, wird man mich wol fragen, war dies nicht etwa die Folge des Chatt-i-humajum von Gulchane oder selbständiger reformatorischer Bestrebungen des verstorbenen Abdul Medschid? Ja wohl, vor hundert oder funfzig Jahren noch wäre das Abendland nicht mit Gut und Blut für den Fortbestand des ottomanischen Reiches eingestanden, damals wären die vereinigten Flaggen Italiens, Englands und Frankreichs nicht dem vom Norden herbeieilenden Feinde entgegengeeilt; doch wolle man dies nicht dem Fortschrittsgeiste der Türkei, als vielmehr unserm eigenen Fortschritte zuschreiben. Das heutige Europa kann glücklicherweise nicht mehr zu Kreuzzügen begeistert werden, und tritt selbst für den Halbmond ein, dort, wo er durch allzu grosse Störung des Gleichgewichtes seine eigenen Interessen gefährdet sieht. Es lässt sich einmal, auch bei der besten Absicht, nicht in Abrede stellen, dass die bisjetzt ins Leben gerufenen Neuerungen am Bosporus dem staatlichen Ansehen nach aussen fürwahr nur wenig gefrommt haben. Vielleicht nach innen wird man sich sagen: hier leider ist dies noch weniger der Fall; denn ist die Hohe Pforte in den letzten Decennien von aussen her mit einem Lacke überzogen worden, und hat sie auch hier und da, dem Scheine nach, den Glanz bewahrt, im Innern ist die Verwesung vorderhand um so ärger. Jeder Ferman, welcher die eine oder die andere Institution ins Leben gerufen hatte, kann als Wurm betrachtet werden, der am Staatskörper nagend, bisjetzt nur Fäulniss erzeugt

hat, da diese Verordnungen, nur zu oft falsch in der Conception, obendrein noch einem solchen Völkerelemente vorgeschrieben wurden, das zum Empfang derselben nicht im mindesten vorbereitet wurde. Als im Anfange dieses Jahrhunderts die Paswand-Oglus an der Donau und so manche Derebeys in Kleinasien sich gegen die Befehle des Grossherrn auflehnten, als das Verzögern des jährlichen Tributes von dem Statthalter von Bagdad hinreichend war, um an den Ufern des Bosporus die Furcht vor einer Revolte zu erwecken, als die grossherrlichen Edicte in einem oder dem andern Theile des ottomanischen Staates nicht sogleich befolgt, oder vielleicht gänzlich ad acta gelegt wurden, da sehnten sich die Herren auf der Hohen Pforte in unaussprechlicher Weise nach jenem Zwangsmittel, welches in ihrer Hoffnung die erschütterte Autorität des staatlichen Oberhauptes wiederherstellen sollte. Dieses Sehnen und Hoffen gab dem Tanzimat, wie man die staatlichen Reformen nannte, die Geburt. Das Tanzimat kam. Es ist nahezu ein halbes Jahrhundert, dass es, gleich einer schwarzen, unheilschwangern, gefürchteten und gehassten Wolke, über den auf drei Welttheile sich erstreckenden Ländercomplex des Sultans schwebt. Und was hat das Tanzimat bezweckt? Man besuche welchen Theil immer der asiatischen und europäischen Türkei, man treffe früh morgens oder spät abends in einem Dorfe ein und zeige den grossherrlichen Ferman vor, um auf Grund dessen ein Quartier, eine Schutzwache oder sonstige Begünstigungen zu erlangen, und unter zehn Fällen wird man es neunmal hören: „Ach Herr, lege das Papier beiseite, deine eigenen, schönen Worte, das freundliche Benehmen wird dir bei uns mehr Vortheil verschaffen als all das Geschreibsel, was die Efendis und Paschas in Konstantinopel dir mitgegeben haben. Was von Stambul kommt, bringt nur Elend und Unheil für uns, und woran die Beamten unsers

Sultans ihre Hand legten, das kann uns nur Furcht und Schrecken einflössen.“ Und fürwahr, die guten Leute haben Recht; das Ansehen der Regierung in den Provinzen ist vielleicht besser als vor 50 Jahren, doch gleicht es der drohenden Stellung, die der bis zu den Zähnen bewaffnete Krieger, gegenüber dem am Boden liegenden, mit dem Tode ringenden Gegner, einnimmt. Den Respect, den die Pforte geniesst, ist eine Einschüchterung und keine Achtung aus freien Stücken; denn um ihr einst muthwilliges, hartnäckiges Kind züchtigen zu können, hat sie ihm alle Glieder gelähmt und dem gänzlichen Untergange nahe gebracht. Dieses Princip der Centralisation, welches Sultan Mahmud eingeführt, und infolge dessen alles Mark und Leben, alle Kraft und Stärke aus den Provinzen nach der Residenzstadt wanderte, um dort dem tausendköpfigen Drachen des Luxus und der Verschwendung geopfert zu werden, hat in der Türkei so verheerend gewirkt wie in keinem andern Staate der Welt. Von Kars, mit seinem eisigen Winter angefangen, bis nach Enezeh, wo der Wanderer schon auf den sonnengebrannten Sand der arabischen Steppe tritt, werden wir immer und überall schauerliche Ruinen dieses Tanzimates antreffen; es hat eine gewaltige Revolution hervorgerufen, es hat plötzlich alles Ungleiche gleichmachen wollen, ja es hat das Land des Sonnenaufganges mit einem Ruck in das Land des Sonnenunterganges verwandeln wollen, und durch dieses gewaltthätige Bestreben, wie sich leicht denken lässt, alles aus den Fugen gebracht.

Bei uns, wo das Feudalsystem im Mittelalter ähnlichen Schaden, ähnliches Unheil anrichtete wie in der Türkei, hat der Uebergang zu den neuern Zuständen sich nach Jahrhunderten vollzogen, im Orient, im Lande des Conservatismus, wollte man die Umgestaltung gleich einem Deus ex machina hervorzaubern, und die Folgen mussten da-

her desto trauriger und verhängnissvoller werden. Jene aristokratischen Familien, die einstens an der Spitze des einen oder des andern Districts standen, die auf das Volk einen Einfluss ausüben konnten, und durch diese Stellung der Regierung gewiss mehr Stütze als Nachtheile boten, die sind heute verarmt, verkommen, aller Macht und alles Ansehens beraubt und ziehen gleich nächtlichen Geistern in den verfallnen Stätten ihrer Ahnen umher. Die Macht besitzt N. N., früher Diener, N. N., früher Tschibuktschi oder Leibdiener eines Efendi aus Konstantinopel, keine *self made men* im englischen Sinne des Wortes, sondern meistens unfähige Günstlinge, abscheuliche Werkzeuge eines entarteten Naturtriebes. Und da selbst diese, infolge des allzu häufigen Regierungswechsels in Konstantinopel, auf ihren betreffenden Posten sich höchstens einige Monate, oft vielleicht nicht einmal so lange erhalten können, so wird ihnen schon im vorhinein die Möglichkeit benommen, mit dem Wohl und Wehe der betreffenden Provinz sich vertraut zu machen, oder die Sympathie der Bevölkerung auf einem oder dem andern Wege zu gewinnen. Wenn wir nun zu diesen betrübenden Umständen den ekelhaften Nepotismus hinzufügen, der in der Pforte herrscht, und infolge dessen man Leute ohne jede Fähigkeit, ohne jeden Funken von Gewissen in die Provinzen schickt, so wird man fürwahr von den argen Wunden, welche der Staat in der Türkei mittels dieser unreifen und unüberlegter Innovationen sich selber beibringt, nur erschrecken müssen. Der eine hat einen Cousin, Onkel oder sonstigen Anverwandten, der nach Verprassung des väterlichen Erbtheiles, ohne Bissen Brot dasteht. Man will ihm helfen, bekleidet ihn mit dem Range eines Wali, Kaimakam oder Mutesarrif (verschiedene Grade der Bezirksvorstände) in den Provinzen; der andere hat einen treuen Diener, den er belohnen will; der dritte wieder einen Schuldner, der befriedigt

werden soll. Alles geht in die Provinz, nicht dieselbe zu verwalten und blühend zu machen, sondern wie sich leicht denken lässt, um seinen Seckel zu füllen und bald wieder nach dem Centrum zurückzukehren. Hätte die Siebenhügelstadt nicht so viele Annehmlichkeiten für den Orientalen, als sie hat, würde sie durch Luxus und sorgenlose Lebensweise nicht der einzige Anziehungspunkt im Reiche sein, wohin der von Natur zum Müssiggang geneigte Orientale sich so sehr angezogen fühlt, so möchte sich vielleicht vieles in dieser Richtung verändern; doch Stambul ist das leibselige, irdische Paradies für den Osmanli, und um dahin zu gelangen, scheut er es nicht, selbst die grösste Gewissenlosigkeit als Mittel zu gebrauchen.

Nur in Anbetracht dieser traurigen Verhältnisse wird es einigermassen erklärlich, warum man in so manchen reizenden Gegenden Anatoliens und Rumeliens, wo die Natur oft den reichsten Segen ihres Füllhorns gespendet hat, nur Armuth und Elend antrifft, grosse Strecken, die im Alterthum wegen ihrer Fruchtbarkeit berühmt waren, liegen öde und brach danieder, der Ackerbau, mit den primitivsten Werkzeugen betrieben, trägt dem Landmanne nur höchstens so viel, was sein Mund erheischt. Schlechte Strassen, in den meisten Fällen aber gar keine Strassen, machen die Ausfuhr gänzlich unmöglich, und fügen wir noch das unmenschliche Steuersystem hinzu, wo der Staat die Abgaben im allgemeinen verpachtet, und wo oft die Unterpächter, aus der dritten Hand ihren Pacht erhaltend, dem Bauer sein Hab und Gut, ja selbst oft seine Kleidungsstücke in Beschlag nehmen, um an ihrem Geschäft keinen Verlust zu erleiden, so wird es um so leichter zu verstehen sein, warum der Landmann in bitterer Verzweiflung lieber die Hände in dem Schose ruhen lässt, als durch den Schweiss seines Angesichts den christlichen Multezim (Steuerpachter) zu bereichern. Oder sollten wir etwa des

drückenden Systems des Heerwesens vergessen, wenn von dem Ruin des ottomanischen Staates die Rede ist? Nur die Mohammedaner, nur die untere Volksklasse der osmanischen Bevölkerung geniesst das Privilegium, die Armee des Grossherrn zu bilden, ob im Kreise seiner Familie, ob die einzige Stütze alter Eltern oder unmündiger Kinder, ob vom Pfluge oder vom Handwerke, er wird gewaltsam weggerissen, um nach einem mehrjährigen Dienste in der regulären Armee noch fernere Jahre der Reservetruppe anzugehören. Er muss alles in Stich lassen und seiner Fahne folgen, während der Grieche und Armenier zu Hause bleibt, um entweder ungestört seinem Geschäft nachzugehen oder in heillosen Comploten gegen die bestehende Regierung zu wirken.

Es ist fürwahr kein glänzendes Los, der herrschenden Klasse in der Türkei anzugehören, und dass die Begierung, die solche Zustände hervorgerufen hat, die mit einem solchen Beginne, trotz des Verderbens, dessen sie Augenzeuge ist, noch immer fortfährt, keines Ansehens, keiner Liebe und keiner Achtung sich erfreuen kann, ist wol selbstverständlich. Wenn in alten Zeiten, wo der asiatische Despotismus noch in voller Blüte war, ein Despotismus, den der patriarchalische Charakter der Gesellschaft bedeutend milderte, zeitweilige Tyrannei und Bedrückung auf der einen oder andern Provinz des Reiches lastete, da hatte man die Hoffnung durch persönliche Vorsprache beim Fürsten das Los zu mildern und den Urheber der Tyrannei bestraft zu sehen. Heute werden nur wenig Osmanlis sich solchen Hoffnungen hingeben. Jene Zeit ist heute längst vorüber, wo die Herren der Türkei unter der Pforte ihres Hauses, daher mit dem Namen Pforte jede amtliche Localität bezeichnet wird, Klagen anhörten und Gerechtigkeit ertheilten, wie dies im Innern Asiens noch jetzt der Fall ist. Die Sultane, sie mögen im alten

Serail, im Dolma Bagtsche, in Beglerbeg oder in Tschiragan residiren, sind sie ebenso wenig zugänglich wie der Kaiser von China oder wie es der Taikum von Japan ehedem war. Nur auf dem Wege in die Moschee kann man, mit einem Bittgesuche versehen, ihm nahe kommen, und selbst dieses Bittgesuch findet nur in seltenen Fällen die gebührende Beachtung. In dieser Hinsicht steht natürlich Persien, Afghanistan und Mittelasien dem zwischen zwei Civilisationen sich befindenden ottomanischen Herrscher voran, denn man mag die Fürsten erwähnter Länder mit noch so vielen ellenlangen Titulaturen überhäufen, Sitte und Gewohnheit kann sie mit dem Lichtmeer überirdischer Grösse umgeben, so findet doch bisweilen der Bauer, der Handwerker, ja sogar der Bettler seinen Weg zum Fürsten, er trägt seine Bitte vor, fragt und antwortet, ja zankt sich sogar bisweilen, und der Fürst pflegt nicht selten auf diesem Wege solche Dinge zu hören, die ihm sonst immer verschwiegen bleiben würden. Und in der Türkei sind sie es thatsächlich auch, denn diese Zwitteretikette des europäisch-asiatischen Hofwesens, welche an den Ufern des Bosporus sich einnistete, hat der schönen Gebräuche des Ostens sich entledigt, ohne es mit den Vortheilen, welche das Abendland in dieser Hinsicht bietet, ersetzen zu können.

Wenn leider selbst bei uns noch im Abendlande nach dem Satze: „A capite foetet piscis“, trotz all unsers constitutionellen Ringens und Strebens die individuellen Eigenschaften der Fürsten, ihre Bildung und ihre Weltanschauung auf die Geschicke der betreffenden Länder noch einen so mächtigen Einfluss üben können, so ist dies im Osten, wo die Gesellschaft trotz der grauen Haare auf dem Haupte noch in den Kinderschuhen geht, gewiss mehr der Fall. En nas ala din-i-mulukuhum (das Volk bekennt sich zum Glauben seiner Fürsten) hiess

es vor alten Zeiten im Osten, und so heisst es heute noch. Wie der Sultan seinen Bart schert, wie er seinen Fez auf den Kopf setzt, welche Schnitte er seinem Rock verleihen lässt, welche Bewegung er während des Gehens und Reitens macht, so will jeder seinen Bart scheren, seinen Fez tragen, sein Kleid façonnirt haben und sich gesticuliren. Der Fürst ist nicht nur Oberhaupt des Staates, sondern Seelsorger vieler hunderttausend Beamten, und da er hierdurch zum Musterbild seines Volkes geworden ist, so ist es wol des Studiums werth, wenn wir eine kurze Zeit bei der Erziehung und der Denkungsweise jener mohammedanischen Fürsten verbleiben, die eben während der ersten Decennien der Umgestaltungsperiode in der Türkei und Persien auf dem Throne sich befanden und befinden, um zu sehen, wie weit ihr individueller Charakter auf die Masse des Volkes zu wirken im Stande war und noch heute ist.

Rollen wir einmal das Bild vor unsern Augen auf, welches den Einfluss der abendländischen Cultur auf die mohammedanischen Fürsten des Orients und deren Neigungen zu den Reformen darstellen soll, so wird es uns nicht wenig befremden, wahrzunehmen, dass es bis heute auch keinen einzigen Fürsten gab, auch nicht geben konnte, der von den Ideen des Fortschritts ganz durchdrungen, und mit einer hierzu erforderlichen Geistesbildung ausgestattet gewesen wäre. Was zu Sultan Mahmud II. von dem Lichte des Abendlandes gedrungen, langte zumeist auf heimlichen, verborgenen Wegen, durch irgendeinen nur halbwegs gebildeten Europäer zu ihm. Was ihm sein beliebter Hofarzt, von Geburt ein Franzose, was Reschid Pascha und andere mittheilten, musste immer, gleich bittern Pillen, durch eine dicke Kruste von Schmeichelei mundbar gemacht, aufgetischt werden, und wenn es gleich

bei ihm an einem, zum genügenden Verständniss nöthigen Natursinn nicht mangelte, so war leider andererseits seine allgemeine Bildung, d. h. selbst seine orientalische Bildung, so schwach und ungenügend, dass eine höhere Auffassung der Dinge, die Ausdauer und die Begeisterung, ohne welche ein Reformator gar nichts ausrichten kann, gänzlich mangelte. So wie sein Vorgänger, so wie seine eigenen Kinder und Nachkommen es noch heute sind, war er von der frühesten Jugend, von einem Tross der unwissendsten und unverschämtesten Speichellecker umgeben, die als Sklaven aus Circassien, oder aus Sudan und Abessinien ins kaiserliche Palais an die Ufer des Bosporus gelangten, um dort mit der delicaten Stellung eines prinzlichen Erziehers vertraut zu werden. Fürwahr, man muss den Blödsinn, den blinden Aberglauben und die verstockte Ignoranz dieser in reiche Kleider gehüllten Naturkinder sehen, man muss wissen, mit welcher Liebe und Achtung die betreffenden Prinzen an ihren Lalas hängen, um sich einen Begriff zu machen von jener Bornirtheit und von jenem verkrüppelten Geiste, mit welchem der junge ostmohammedanische Prinz in die Welt und später an die Herrschaft tritt. Seine Erfahrung, seine Erlebnisse, seine ganze Jugend, vergeht nur in den engen Räumen dieser vielfach ummauerten und vergitterten grossherrlichen Gebäude; von der Aussenwelt darf sich ihm niemand nähern, wenn nicht etwa der, in der Verblüfftheit den schwarzen Dienern nur wenig nachstehende Chodscha, und wie sehr die alte Hofetikette in dieser Hinsicht selbst in der Neuzeit streng eingehalten wurde, beweist am besten der Umstand, dass der sonst liberal denkende Abdul Medschid vor Wuth fast ausser sich war, als er hörte, dass der englische Gesandte Sir Henry Bulwer es gewagt hätte, einmal seinem Bruder, dem damaligen Thronfolger und heutigen Sultan Abdul Aziz, einen Besuch abzustatten.

So wie in der chinesischen Hauptstadt alles in wilder Furcht von dannen jagt, wenn die grossen, gelben Fahnen die Ankunft des Kaisers verkünden, ebenso hat man noch in der Türkei vor dreissig Jahren es gescheut, mit irgendeinem Prinzen des regierenden Hauses in Berührung zu treten, denn sonderbar genug, trotz des Herrscherglanzes, der sie umgab, wurden sie, infolge der grausamen Etikette, zu den Geächteten der Gesellschaft gemacht. Ob daheim, oder im Freien, waren sie immer von einer Mauer umgeben, von der Berührung mit aussen abgehalten, und fühlten sich überall in der Luft, in der Atmosphäre des dumpfigen Seraillebens.

So wuchs Sultan Mahmud auf. Soll es uns daher wundern, wenn solche Individuen, selbst in der Reife des Mannesalters, noch Kinder bleiben, und wenn es ihnen unter allen Umständen an jener Erfahrung und Belehrung mangelt, deren sie bei der Erfüllung ihrer Aufgabe so gewaltig nöthig haben? Als General Diebitsch den Balkan überschritt, als Hafiz Pascha auf der Ebene von Nezib so schrecklich aufs Haupt geschlagen wurde, soll Sultan Mahmud II., wie leicht erdenklich ist, von einer Schwermüthigkeit sondergleichen, von einem Wuthparoxysmus, der seine Umgebung erzittern machte, überfallen worden sein. Eine Stunde darauf jedoch ergötzte sich der Grossherr wieder an den zotigen Spässen seines Hofnarren, und Land, Regierung, Sorgen und Krone, alles war vergessen. Ja, es ist traurig, aber wahr, der Mann, welcher zuerst die Hand an die Reformen in der Türkei legte, war selbst von der islamischen Bildung nur halbwegs beleckt, von der thatenreichen Geschichte seines eigenen Hauses hatte er nur eine leise Ahnung, und nur die Meister in der blumenreichen Stilistik achtete er ein wenig, doch glich auch diese Achtung viel mehr der Aufmerksamkeit unserer mittelalterlichen Ritter ihren Geschichtschreibern

und ihren Hofpoeten gegenüber. So liess Sultan Mahmud den besten Stilistiker seines Reiches, einen Mann, berühmt wegen Mangel an persönlicher Tapferkeit, während der Nachmittagsstunden eines Ramazans zu sich rufen, um den üblichen Sonnenuntergangsschuss aus einer grossen Kanone abzufeuern. Der Schreiber, durch das lange Fasten aller Kräfte bar, war bleich und zitterte, als man ihm die Lunte in die Hand drückte, und als er bei dem Erdröhnen des gewaltigen Knalls zu Boden gestürzt war, da soll der Grossherr in ein unbändiges Gelächter ausgebrochen sein und tagelang die Genialität seiner Idee den Leuten mitgetheilt haben. Ein ganzes Buch haben seine Hofnarren von derartigen Spässen der Welt hinterlassen. Von der ernsten Geistesrichtung Sultan Mahmud's haben wir nur sehr wenig erfahren, ja wir würden vergebens nach jenen individuellen Eigenschaften forschen, die zum Beispiel einem Peter dem Grossen eigen waren, und die nach unsern europäischen Begriffen den eigentlichen Reformator machen. In der Person Abdul Medschid's hatte die europäische Denkungsweise wol einen Schritt vorwärts gemacht. Dieser Mann, zartfühlend, enthaltsam und befangen, gleich einem Mädchen, hat den Stempel einer seltenen Sanftmuth fast allen seinen Thaten aufgedrückt. Es ist unglaublich, aber dennoch wahr, dass der Nachfolger jener Sultane, die an dem wilden Schlachtgetümmel, an bluttriefenden Feldern sich ergötzten, ja der Sohn jenes Mannes, der Tausende von Janitscharen mit kaltem Blute massakriren liess, eines Tages, als er zusah, wie eine Katze einem Sperling im Garten den Garaus machte, von solchem Schauder und Entsetzen ergriffen wurde, dass er zwei Tage lang unwohl war, keine Speise zu sich nehmen wollte und noch lange später beim Anblick einer Katze zusammenfuhr. Wer ihn auf seinen Spazierritten in sorgfältiger Toilette, denn er liess sich

alle seine Kleider in Paris bei Dusautoy machen, mit seinen schneeweissen Handschuhen daherreiten sah, wem die Gelegenheit geboten wurde, im Gespräche mit ihm seine sanfte, wohlklingende Sprache zu hören, ja schliesslich wer es sah, mit welcher Anmuth er aus der Brusttasche sein Cigarrenetui herauszog, um eigenhändig dem ihm gegenüberstehenden europäischen Gesandten eine Cigarre zu offeriren, der würde fürwahr geschworen haben, er stehe einem europäischen Salonmanne, irgendeinem Aristokraten von feiner Bildung, und nicht einem orientalischen Autokraten, und dem Stellvertreter Mohammed's auf Erden gegenüber. Ja, was die äussern Manieren betrifft, war Abdul Medschid entschieden ein Europäer. Doch leider hatte sich der Einfluss des Abendlandes nur bis dahin und nicht weiter erstreckt. Trotz der zarten Gesinnungen, trotz seiner ewigen Bestrebungen, ein Mann des guten Geschmacks zu sein, hatte er von dem eigentlichen Geiste Europas, von unsern Bildungszuständen nur einen schwachen Begriff, ja nur eine leise Ahnung. War der eine oder andere Pascha nach längerm Aufenthalt in Europa heimgekehrt, so liess der Sultan sich stundenlang von der Schönheit unserer Städte, von dem blühenden Zustande unserer Industrie, von unsern socialen Verhältnissen und namentlich von der Etikette unserer Höfe erzählen, er hörte sehr gern von den aristokratischen Tendenzen und war nicht wenig stolz darauf, als man ihm versicherte, seiner Dynastie käme hinsichtlich der Anciennetät nur die Familie der Bourbons und der Habsburger gleich. Besonders gefiel ihm die Zuvorkommenheit und Achtung, die in Europa dem zarten Geschlechte gezollt wird, und ich werde es nicht vergessen, mit welcher Behutsamkeit und Sorgfalt er einst im reizenden Garten seines Sommerpalastes am Bosporus die Gemahlin des Grossfürsten Konstantin am Arme herumführte, während

ihr Mann und die übrigen Gäste einige Schritte hinterdrein nachgefolgt waren. Jede Körperbewegung, jeder Schritt, jedes Wort war einstudirt, es muss den Sultan auch angestrengt haben, denn die Angst trieb ihn das Blut in die Wangen. Aber nur bei dieser Aeusserlichkeit blieb es, muss ich wiederholen. Fünf- oder sechsmal, wenn ich nicht irre, gab er sich ans Werk, die französische Sprache zu erlernen; die besten Maîtres aus Paris wurden nach Konstantinopel gebracht, doch da die Wissenschaft nicht durch einen Zauberschlag, durch Hülfe eines Dienertrosses, sondern durch eigenen Fleiss und Anstrengung, welche dem erlauchten Schüler fehlten, beigebracht werden kann, so hat es Abdul Medschid nur schwer über die Elementargründe hinausgebracht. Er hat eine kleine Anzahl Haupt- und Beiwörter memorirt, doch war er so unglücklich, dass er türkische Hauptwörter mit französischen Suffixen oder umgekehrt gebrauchte, und mehr als eine ergötzliche Anekdote über dieses grammatikalische Chaos hatte seinerzeit in Konstantinopel cursirt. Nur in der Kalligraphie that er sich einigermassen hervor, und seine türkischen Schriftstücke sind mit Recht bewundert worden. Hätte dieser sanfte, edel denkende Fürst mehr Energie und mehr Wissen gehabt, so würde der Einfluss seiner Regierung auf die Türkei sich gewiss über die Grenzen der Aeusserlichkeiten hinauserstreckt haben; doch so hatte die Hauptstadt, und durch sie das Land nur in der Annahme einiger Formalitäten profitirt, Formalitäten, die bei einer fortgesetzten Tendenz vielleicht reelle Zwecke erreicht hätten, wenn nicht, wie wir in der Neuzeit gewahr wurden, an die Stelle eines Abdul Medschid der durch und durch türkische Abdul Aziz getreten wäre. Dieser zweite Sohn Sultan Mahmud's hat keine der schönen Eigenschaften des Vaters und Bruders, aber alle die Schattenseiten eines asiatisch-mohammedanischen

Autokraten in seinem Charakter vereint. Ihm war ein günstigeres Los als seinen beiden Vorgängern beschert, seine schon zwölfjährige Regierung ist durch keine staaterschütternde Begebenheit gestört worden, ja er wurde durch die grössten Staatsmänner der jungen Türkei, durch Aali und Fuad Pascha in die Herrschaft eingeführt. Und ist es nicht eine sonderbare Schicksalslaune, dass eben Abdul Aziz, der an Europa zu keiner Zeit ein besonderes Wohlgefallen fand, der die abendländische Cultur nie beachtete, auch nie beachten wollte, als erster Fürst aus dem Hause Osman, ja als erster Herrscher der Rechtgläubigen, unsern europäischen Höfen einen Besuch der Freundschaft und Höflichkeit abstattete? Ich kann mir vorstellen, was die Beredsamkeit Fuad's, der ihn begleitete, zu kämpfen hatte, um die Indolenz, den Widerwillen und den Indifferentismus seines fürstlichen Herrn zu besiegen. Abdul Aziz musste der feierlichen Eröffnung der pariser Weltausstellung an der Seite der Kaiserin Eugenie beiwohnen, er musste als *le Grand Turc* die Höflichkeiten der Welt entgegennehmen, und höfliches Lächeln dafür wiederbezahlen, er musste eine Anzahl von Gratulationen, officiellen Besuchen und humanitärischen Deputationen empfangen, eine ganze Schar von Ungläubigen im Kleide des Schwalbenschweifes, wie der Türke spöttisch unsere Fracks nennt, in Paris, London und in Wien vor sich sehen. Ha! welch schreckliche Pein für diesen Stocktürken, und es ist leicht erklärlich, dass er bei seiner Rückkehr aus Europa in Pesth schon nicht einmal mehr ans Ufer steigen wollte. Ihm war Giaur, und das Land der Giauren aufs äusserste verpönt, und nur als die erste in Schmuz und Unflat gebadete türkische Stadt sich seinen Blicken darbot, nur dann mag er wieder froh aufgeathmet haben. Wo Ruin und Verfall beginnt, da ist der Osten, und da fühlt sich der jetzige Herrscher der Türkei auch ganz zu Hause.

Dass unter solchen Verhältnissen die europäische Presse und mit ihr auch unsere Cabinete sich in Hinsicht der wohlthuenden Folgen des Besuches des Sultans in Europa stark verrechnet haben, dass all die poetischen Ergüsse über eine plötzliche Umgestaltung in der Türkei, über ein Fortschreiten mit Dampfkraft auf dem Pfade der Civilisation ephemer und grundlos waren, braucht wol kaum gesagt zu werden. Was wir früher von den Eindrücken und dem Seelenkampfe der aus Europa heimgekehrten Türken und Asiaten im allgemeinen erzählten, das hat sich in der Person Abdul Aziz Chan's in weit stärkern Ausdrücken kundgethan. Von der Zeit seiner Rückkehr angefangen bis auf den heutigen Tag sind die beredten Symptome seines Alttürkenthums und seiner gänzlichen Apathie für das traurige Los seines Landes immer mehr und mehr hervorgetreten. Ein solches Symptom war die Ernennung Mahmud Pascha's zum Grossvezir, die Begünstigung einer gewissen Klasse, die Fanatismus und Sechusivität auf dem Schilde führt, ja jene blinde Eigenliebe und jener Starrsinn, welcher die Türkei in die Arme Russlands, d. h. ihren gänzlichen Untergang herbeiführen soll.

Von den Regenten der zweiten mohammedanischen Macht in Asien, nämlich von Persien, lässt sich in dieser Beziehung gewiss noch viel weniger Erbauliches sagen. Die Schehinschahe auf dem Throne Irans unterscheiden sich wol von ihren ottomanischen Fürstenbrüdern durch einen bedeutenden Grad orientalischer Bildung. Die drei Mitglieder der Kadscharen-Dynastie, welche seit dem Beginne dieses Jahrhunderts den Sitz der Herrschaft eingenommen haben, standen jedenfalls weit zurück gegen die Herrscher aus dem Sefidenhause, oder den übrigen Fürsten vergangener Jahrhunderte; doch den Sultanen der Türkei waren selbst diese drei in Kenntniss der Hauptsprachen und Literaturen des Islams bedeutend überlegen. Sie

waren mit der Geschichte des Landes, das sie regierten, so ziemlich vertraut, und dass es ihnen an literarischen Ambitionen nicht fehlte, dafür spricht jenes poetische Gelüste, durch welches sowol Feth Ali Schah als auch der jetzige Nasreddin Schah sich auszeichneten. Beide haben sich an den Lobeserhebungen und Complimenten delectirt, welche das speichelleckerische Hofgesindel als Kritik des fürstlichen Persiens gespendet haben. Saadi, Hafiz und Firdusi werden von den Höflingen tölpelhafte Reimschmiede genannt, wenn Nasreddin Schah z. B. eine seiner Kasiden vorliest. Dies sind natürlich unverschämte Lobhudeleien asiatischer Schmeichler, doch hat eben das Verlangen der Fürsten, auf diesem Wege zu brilliren, schon vieles für sich. Es kennzeichnet einen gewissen Grad des geistigen Bestrebens, und rechtfertigt die Annahme, dass wo Sinn für ihre orientalische Bildung vorhanden ist, auch die Cultur des Abendlandes auf einen nicht ganz sterilen Boden stossen würde. Auch die Erziehung der persischen Thronfolger ist viel zweckmässiger und dem spätern Beruf viel entsprechender als die der Prinzen aus dem Hause Osman. Der präsumtive Erbe des Thrones in Iran wird schon in dem zarten Jugendalter mit den Regierungsgeschäften betraut, er ist zumeist der Gouverneur der reichen Provinz Azerbaidschan, er greift als Jüngling schon hier und da in die Staatsangelegenheiten ein, spielt sogar eine bedeutende Rolle, wie wir dies beim talentirten Abbas Mirza sahen, und muss sich schliesslich auch den Weg zum Throne oft mit grossen Kämpfen und mit bedeutenden geistigen Anstrengungen bahnen. Es wäre daher schwer von den Königen von Persien zu behaupten, dass sie an dem Gängelbande der Haremsintriguen und Eunuchenwirthschaft zum Throne gelangen. Sie sind allerdings schon mehr erfahrene Menschen, und es könnte die unmittelbare Berührung mit dem Lande aus ihnen

gewiss mehr machen als aus den ottomanischen Herrschern. Und dennoch hat selbst hier die erste unmittelbare Berührung mit dem Abendlande nur blutwenig erzielen können! Was Feth Ali Schah von General Gardanne, von dem genialen Malcolm, über die Culturzustände des damaligen Europas hörte, muss wie ein Sommernachtstraum vor den Augen des nicht unbegabten, aber im Grunde eiteln und wollüstigen Kadscharen verschwunden sein. Wenn man ihm eine lange Zeit von dem Aufschwunge unserer Künste und Wissenschaften, von der welterschütternden Macht unserer Armeen gesprochen hatte, pflegte er sich den langen Bart zu streichen — sein Bart ist der längste in ganz Persien und gewiss auch der längste in ganz Europa, also ein Vorzug über das Abendland — er pflegte die grossen Diamantknöpfe seines Rockes, den für ein Weltwunder geltenden Diamantstein Derja-i-Nur (das Meer des Lichtes) in seinem Gürtel zu bewundern, um in den aufschiessenden Glanzstrahlen des Edelsteines die blendende Pracht seines Hofes und seines Reichthumes dem schlichten Anzuge der europäischen Gesandten gegenüberzustellen. Bisweilen mag das eine oder andere Meisterstück der europäischen Industrie, die Nachrichten von den Heldenthaten des Napliun (wie man in Persien Napoleon nannte) ihn zur Verwunderung hingerissen haben; doch Feth Ali Schah brüstete sich mit den 400 Kindern, die er hatte, er wies auf die grenzenlose Macht seines Willens hin, und äusserte sich einmal ganz naiv: „Welch lächerliche Rolle, ein König von England zu sein, wo das Parlament Gesetze dictirt, und wo der König nur das zu unterzeichnen hat, was andere Leute befehlen!“ Auf Feth Ali Schah also hat Europa nur wenig Einfluss ausüben können. Auf ihn fielen noch einige Strahlen der untergehenden Sonne der islamisch-asiatischen Cultur, ein Licht, von welchem die wüsten Ruinen, die sein throngründender Onkel umhergestreut,

halb und halb beschönigt wurden, im Grunde genommen aber noch immer hinreichend waren, um dem eiteln Manne einen Ersatz für die ihm nur halbwegs bekannte abendländische Bildung zu geben. Sein Nachfolger, der geistes- und körperschwache Mohammed Schah, hätte wol schon mehr Gelegenheit gehabt, mit dem Leben und Treiben Europas sich vertraut zu machen, doch der gute Mann blieb während seines Lebens unmündig, und als hülflose Puppe in der Hand des halbverrückten Hadschi Mirza Agasi war es noch zu verwundern, dass er sich eines europäischen Arztes bediente, ja, dass er fortfuhr, europäische Instructeurmilitärs ins Land zu rufen und der einen oder andern Neuerung freie Bahn zu gewähren. Es ist möglich, dass die Folgen der innern Wirren und die steten Kriege, die Mohammed Schah mit Afghanen, Kurden, Turkomanen und Belutschen zu führen hatte, oder dass der Unglücksstern, welcher über seiner Regierung schwebte, ihm von Kundgebung einer entschiedenen individuellen Ansicht abhielt. Dies ist wenigstens die Ansicht vieler, die mit dem letzten Könige Persiens in persönlicher Berührung standen, doch scheinen die früher erwähnten persönlichen Eigenschaften ein weit triftigerer Grund der allgemeinen Stagnation gewesen zu sein, und als ersten Fürsten Irans, der vom christlichen Abendlande schon etwas genauer unterrichtet wurde und der von der Nothwendigkeit einer Assimilirung überzeugt ist, können wir nur den gegenwärtig auf dem Throne Irans sich befindenden Nasreddin Schah bezeichnen. Nasreddin war von der frühen Jugend an schon in häufigerer Berührung mit Europäern als alle seine Vorgänger, er ist ein gutmüthiger Mensch, nicht ohne einen gewissen Grad Begabtheit, und wenngleich die zeitweilige Hydra der Hofintriguen ihn umstrickend zu schmählichen Thaten orientalischen Despotismus verleitet hat, das Bild der Reformen und Einführung gemeinnütziger, Europa

entlehnter Institutionen schwebt dennoch vor seinen Augen. Diese Denkungsweise hat durch die ausserordentliche Mission Feruch Chan's nach Europa ihren besten Ausdruck gefunden. Dass dieselbe nicht den gewünschten Erfolg hatte, und dass der jugendliche Schah durch den Titel *Empereur de Perse*, welchen ihm Napoleon III. verlieh, sich besonders geschmeichelt sah, das ist nicht so sehr seine als seiner Höflinge Schuld. Es ist jedenfalls einzig allein nur seine Individualität, welche eine Annäherung zum Abendlande hervorrief. Seitdem er auf dem Throne ist, wird Persien in Paris, London und Petersburg durch regelmässige Gesandtschaften repräsentirt. Man hat es versucht, europäische Waffenfabriken, Spinnereien und sonstige Industriezweige in Iran einzuführen, welche natürlich fast alle fehlschlugen, aber immer, ohne dass der Schah schuld war. Unter ihnen haben einige europäische Handelshäuser in der persischen Hauptstadt Comptoirs eröffnet, die Zahl der europäischen Reisenden vermehrt sich von Tag zu Tag, und der glänzendste Beweis dafür, dass Nasreddin Schah den Reformen zugänglich ist, und für den Process der Umgestaltung seines Landes den vollsten Ernst mit sich bringt, gibt uns sein fester Wille, mit welchem er zum Besuche der wiener Weltausstellung die Strapazen einer langen Reise und die Gefahr der Abwesenheit vom Lande nicht scheuend, sich persönlich nach Europa begeben hat, um aus unmittelbarer Beschauung zu lernen, zu prüfen und das Gute daheim anwenden zu können. Es ist möglich, dass der persönliche Eindruck auf Nasreddin Schah ein tieferer und wohlthuenderer sein wird, als der Abdul Aziz Chan's war, doch für die Erspriesslichkeit der Folgen ist leider ebenso wenig Aussicht vorhanden, da, wie wir weiter sehen werden, die Grundbedingung einer wahren Reform ganz anderswo liegt, und der früher erwähnte Satz: „Das Volk befolgt den Glauben seines

Fürsten", wenngleich in vielen Punkten des islamischen Asiens massgebend ist, in Hinsicht der Reformen jedoch wol allenthalben schwer, in Persien aber am allerschwersten sich bewähren kann.

Weiterhin nach Osten, im Lande der Afghanen nämlich, haben die eigentlichen Machthaber selbstverständlich noch viel weniger Gelegenheit gehabt, mit dem Abendlande in unmittelbare Berührung zu treten. Auf Schah Schedschah, der im Grunde genommen ein Schwachkopf war, konnte die englische Umgebung seines Hofes fast gar keinen Einfluss ausüben, und was der alte Dost Mohammed Chan zur Zeit seiner Internirung in Loodiana lernte, das musste infolge des gewaltsamen Aufenthaltes, den er daselbst nahm, nur den Stempel einer unliebsamen Lection an sich tragen. Sein Scharfblick, seine tiefe Einsicht hatte so manchen Vorzug der westlichen Denkungsweise und der westlichen Cultur aufgefasst, er war den Reformen auch nicht abhold; doch war ihm der spröde Stoff seines Volkes zur Genüge bekannt, und da ihm obendrein die persönliche Ambition viel näher zum Herzen ging als die Zukunft seines Landes, so hat er die Bahn der Neuerungen, wie schon angedeutet, nur auf dem Gebiete des Militärwesens betreten. Sein Sohn Schir Ali Chan ist durch politische Verhältnisse in eine engere Berührung mit dem europäischen Geiste getreten. Seine englischen Lehrer versüssen ihm die aufgedrungene Pille der Reformen mit der Zuckerrinde reicher Subsidien, doch haben die schweren Millionen, welche England für Schulbücher ausgab, bisjetzt nur wenig Resultate erzielen können. Schir Ali ist nur der körperliche, aber nicht der geistige Sohn seines Vaters, und trotzdem man in Afghanistan zum Abendlande verhältnissmässig näher steht als z. B. in Persien, so ist doch hier viel weniger geschehen als anderswo.

Und fürwahr, wir würden uns vergebens nach einem

Bilde umsehen, welches jenen Eindruck, den der europäische Einfluss in Asien hervorgerufen, besser repräsentiren könnte, als eben das Leben und Treiben, die Haus- und Hofhaltung der regierenden Häupter im östlichen Islam. Ueberall und überall kommt das ungewisse und unsichere Herumtappen nach einem fernen, nur halb bekannten Ziel zum Vorschein. Ueberall haben nur äusserliche Formen, ein armseliges Glänzen, mit Einem Worte, alle jene Schwächen, welche die herrschenden Ideen des 19. Jahrhunderts in Europa schon gern in die Rumpelkammer werfen möchten, Wurzel gefasst. Sowie das unmündige Kind, wenn der freie Umgang mit Erwachsenen und Erfahrenen ihm gestattet ist, sich immer zuerst von gewissen Eitelkeiten am meisten angezogen fühlt, und nur kleinliche, seiner Auffassung leichter zugängliche Anschauungen sich aneignet — ebenso haben die Sultane und Schahe des jetzigen Jahrhunderts nur durch Annahme gewisser europäischer Etiketten sich und ihr Volk zu europäisiren gesucht, und sind jeder reellen und ernsten Bestrebung auch schon deshalb aus dem Wege gegangen, weil sie dieselben entweder nicht würdigen honnten, oder infolge des kindlichen, orientalischen Gemüthes, das vor jeder Arbeit zurückschrickt, nicht würdigen konnten. Wenn die Sultane und Schahe der Vergangenheit in gewöhnlichen Holzpalästen wohnten, auf schwellenden Damastsofas thronten, wenn sie sich und ihre Umgebung in einheimische Stoffe kleideten, so wollten die Sultane und Schahe der Neuzeit vor allem in prachtvollen Steinpalästen, die europäischer Kunstsinn verschwenderisch geziert, hausen, sie wollten bei Feierlichkeiten auf prachtvollen Thronen sitzen, und wollten sich und ihren unendlichen Dienertross in die kostspieligsten Fabrikate des Westens hüllen. Früher hatte man als Zeichen der fürstlichen Gunst irgendein kostbares Waffenstück, eine Domäne oder sonstige

Spende verliehen; heute haben die Herrscher Asiens Orden gegründet, und die Brust der Günstlinge wird mit Sternen übersäet, aus deren Gefunkel weder das Licht des Ansehens noch die Helle eines materiellen Vortheils entspringt. In der Türkei und in Tunis sind schon mehrere Centner Silber und mehrere Kisten Seidenbänder zur Fabricirung der Nischani Iftikhare, der Medschidie oder der Osmanie verwendet wordeu. Persien hat verhältnissmässig kein geringeres Material gebraucht zu der Decoration der Schiri Churschid (Sonnen- und Löwenorden), ohne dass hiermit das eigentliche Ziel erreicht worden ist, denn der Orientale, obwol leidenschaftlich in alles Gefunkel verliebt, möchte von seinem Fürsten mehr handgreifliche Beweise der Gunst haben. Wir Europäer sprechen immer von der grossen Glanzentfaltung, vom verblendenden Luxus, vom Meere der Diamanten und Edelsteine, in welche die Fürsten des Ostens ihren Hof und speciell ihren Harem zu versenken pflegen. Es ist das meisterhafte Phantasiegebilde von „Tausendundeine Nacht“, das diese Ansicht geschaffen, doch mag mir der Leser glauben, wenn ich sage, dass was kostspieligen Luxus und unsinnige Verprassung anbelangt, die nach europäischem Muster eingerichteten, folglich modernisirten grossherrlichen Haushaltungen am Bosporus im Laufe dieses Jahrhunderts alle jene so weit berühmten islamischen Fürstenhöfe der Vergangenheit weit übertroffen haben. Klio erzählt uns fast märchenhaft klingende Geschichten, vom strahlenden Glanze des Hofes Abdur Rahman's III., von den Tausenden der Sklaven und Sklavinnen, die in theuern Gewändern, oder mit Gold und Edelsteinen gezierten Waffen, den Winken ihrer Herren und Herrinnen gewärtig waren. Der Prunksucht der Sultane und der Concubinen in den Palästen zu Cordova sollen alle Wunder des Webstuhles und der Werkstätten für Juweliere und

Filigranarbeiten nicht genügt haben. Was Timur von seinen wiederholten Feldzügen nach dem Westen an Gold und Silber, an Edelsteinen und Kostbarkeiten in Samarkand aufgehäuft hatte, Schätze, die von seinen und seiner Söhne Frauen zur Schau getragen wurden, sind beinahe das Höchste, was die Prachtverschwendung orientalischer Fürsten dargeboten hat. So ist auch der Bericht über den Luxus der Timuriden in Indien, Abbas' II. in Persien und der Nachfolger Suleiman's des Grossen in der Türkei ganz geschaffen, um uns zur Verwunderung hinzureissen. Doch wer wird es in Abrede stellen, dass der vergangene Luxus den kostspieligen Vergnügungen der launenhaften cirkassischen Schönen eines Abdul Medschid auch nur im entferntesten nahe kommen könnte? Der Luxus früherer Jahrhunderte bestand aus berühmten Solitären, grossen Rubinen, Smaragden und Türkisen, man hatte Silber oder Gold, Möbelstücke, grosse Zelte aus theuersten Brocaten und Waffen von unendlichem Werthe, die zu gewissen Gelegenheiten, um ein strahlendes Meer des Glanzes zu verbreiten, aus den Schatzkammern und -Kästchen hervorgeholt wurden, um dann später wieder aufbewahrt zu werden. Die moderne Prunksucht orientalischer Höfe und deren Damen hat eine ganz andere Richtung genommen. Man liess feingearbeitete, mit Spiegeln, mit Silber und Gold überladene Kaleschen aus Paris, Wien und London bringen, um dann auf einer einmaligen Rundfahrt durch die holperigen und infam gepflasterten Strassen Konstantinopels das Kunstwerk Europas von dem Aequivalent von 30—50000 Francs auf einmal zu zerschmettern. Man schaffte sich Feradsches (faltenreicher Obermantel der Franken) aus Gros de Naples und den kostbarsten Stoffen Lyons, Paris und Mailands an, und wenn nach einmaligem Anlegen ein derartiges Kleid etwas gedrückt wurde, was im Grunde genommen nicht zu vermeiden

war, so musste es mit einem neuen vertauscht werden. Was die Gynécée der Herrscher am Bosporus und am Nil zu verschlingen im Stande ist, davon kann nur jener einen Begriff haben, dem die Einzelheiten der Haremsverprassungen von 1858 bekannt sind. Die Rechnungen für Sammt-, Seiden- und Atlaslieferungen beliefen sich auf Millionen. Der Staat musste sich zur Schlichtung des Handels in die Mittel legen, und wir hatten fürwahr einen nicht sehr erbaulichen Beweis von dem Einflusse, den die westliche Civilisation auf die nächste Umgebung des Herrschers in der Türkei ausgeübt. Der Hof von Teheran ist mit der Plage dieses Einflusses wol noch einigermassen verschont geblieben. Erstens bietet die Damenmode in Persien kein so ergiebiges Feld dem verschwenderischen Luxus, denn die Schönen, ob Frauen des Königs oder des einfachen Kaufmannes, müssen in der Oeffentlichkeit von Kopf bis Fuss in ein Leinentuch gehüllt erscheinen, und nur die Spange dieses Leinentuches, also gleichsam das Schloss dieses Gefängnisses, ist aus edelm Metall gefertigt. Zweitens hat Persien, wegen seiner Entfernung von Europa, sich gegen den Moloch der Mode so ziemlich wehren können. Der Harem des Schahs ist ein verhältnissmässig sehr kleiner, steht auch unter einer strengern Disciplin als die mehrere tausend Köpfe zählende Sippschaft in den kaiserlichen Palästen am Bosporus.

Es ist in der That ein sonderbares Gemisch von den Sitten des Morgen- und Abendlandes, welches uns das heutige Hofleben der orientalischen Fürsten darbietet. Das Streben, sich des alten Schlendrians, der frühern Symbole der Macht und der Herrschaft, zu entledigen oder einigermassen zu modernisiren, ist keinesfalls in Abrede zu stellen. Vom äussersten Osten Asiens bis zu den Ufern der Adria haben die Fürsten von jeher an dem übernatürlichen Glanze ihrer Stellung ein Wohlgefallen gefunden.

Die Kaiser von China und andere buddhistische Fürsten Ostasiens stellten sich nur mit einer unmittelbaren Verwandtschaft mit der Gottheit zufrieden, indem sie sich als Söhne des allerhöchsten Wesens bezeichneten. Die Herrscher der islamischen Staaten wollten Stellvertreter des Propheten, leibselige Schatten Gottes auf Erden sein. Alles hat nach dem Lichtkranze der Heiligkeit gegeizt, und dies einzig und allein um den von der Religion begeisterten Massen desto grösser und herrlicher zu erscheinen und ihren Machteinfluss desto fester begründen zu können. Im Schwinden der rohen Macht musste ihr Lichtkranz von dem aufwirbelnden Staube der Ruinen wol bald verdunkelt werden, sie mussten vom Himmel der Gottheit zur Erde steigen und als irdische Wesen sich den Ihrigen entpuppen. Die Schahe von Persien, bei deren Annäherung sich so mancher Höfling früher die Augen verhüllte, um vom Strahlenmeer der Majestät nicht geblendet zu werden; die Sultane, deren Blick einstens für wunderwirkend gehalten wurde, sie werden alle nun von den Umständen gezwungen, sich gleich den übrigen Erdenkindern zu geberden. Doch sticht diese gezwungene Herablassung, diese erheuchelte Demokratie von dem Schwulst der Titulaturen und vom traditionellen Nimbus der Hofetiketten noch gewaltig ab. Am Staate haften die wuchtigen Troddeln des Mittelalters, während sein Oberhaupt im leichten Gewande der Neuzeit paradiren will.

Es ist, im ganzen genommen, eine unsinnige Anomalie, dort von ernsten Staatsreformen und gedeihlichen Neuerungen zu reden, wo das Oberhaupt des Staates noch immer unumschränkter Gebieter und das eigentliche Centrum der Willenskraft ist. Selbst der so sanfte und milde Abdul Medschid war einmal in Wuth gerathen, als sein Finanzminister ihm eine bedeutende Summe ausser der schon so grossen Civilliste verweigerte, und er soll aus-

gerufen haben: „Bin ich nicht etwa Abkömmling der Familie Osman, bin ich denn nicht der rechtmässige Besitzer dieses Landes und seiner Schätze?“ Und in der That brauchen wir nur etwas tiefer in die Geschichte des ottomanischen Kaiserstaates zu blicken, um einzusehen, wie sehr die Maxime: „L'état c'est moi“, hier immer dominirend war, und wie sehr die Grösse und der Verfall mit der zeitweiligen Stellung der Herrscher in engem Zusammenhange stehen. — Solange die Sultane mit der thatsächlichen Leitung des Staates sich beschäftigten, solange sie Minister und Fürsten in Einer Person waren — war die Türkei wirklich gross, und erreichte den Zenith ihres Ruhmes. Vom Glanze der irdischen Macht verblendet, hatten die Nachkömmlinge Osman's bald anstatt Schlachtengetümmel und Regierungssorgen den Lebensreizen am Ufer des Bosporus gehuldigt. Man ernannte Grossvezire, ertheilte Befehle vom Harem heraus, ja liess sich gleich einem Halbgott verehren; und hätten Janitscharentumulte den gefährlichen Launen des einen oder andern Sultans nicht Einhalt gethan, so wäre die Türkei noch lange vor Anfang des jetzigen Jahrhunderts zusammengebrochen. Diese rauhe Controle misfiel natürlich dem *Demidieu*-Potentaten, und als Sultan Mahmud sich derselben entledigte, da hatten nur die politischen Constellationen, nur die Furcht vor der öffentlichen Meinung in Europa, den nöthigen Wau-Wau für die launigen Kinder, alias Sultane geschaffen. Wir sehen daher, dass alle die Tanzimatsexperimente eines nahezu halben Jahrhunderts in der Türkei sich um die Persönlichkeit des Sultans drehen, und dass die Chancen einer Umgestaltung grösstentheils von der Persönlichkeit der Fürsten abhängen.

— — — — — — — —

Wenden wir unsern Blick den Würdenträgern, den

in Asien als Stützpfeiler des Reiches bezeichneten Männern zu, diesen eigentlichen Urhebern jener Umgestaltungen, die der Islam im Laufe des jetzigen Jahrhunderts durchgemacht, so werden wir in den verschiedenen Ländern höchstens drei oder vier Männern begegnen, die den Titel eines Reformators beanspruchen, ohne natürlich denselben zu verdienen, die aber dessenungeachtet als Factoren des Geschehenen unserer nähern Bekanntschaft würdig sind. In der geistigen Bewegung des uns zu allernächst stehenden Ostens sind es die Namen eines Reschid Pascha und eines Mehemmed Ali Pascha von Aegypten, die auf jedem Blatte der betreffenden Geschichte dieses Jahrhunderts hervortreten. Der erste wollte mit Wahrung der dynastischen Interessen, mit Belebung der sinkenden Kraft eines alten Staates, der letztere mit Begründung seiner eigenen Herrschaft, mit der Errichtung eines neuen Thrones einen Theil des islamischen Asiens modernisiren. An Willenskraft und Fähigkeit mangelt es beiden nicht. Beide vereinigten vieles in ihrem Charakter, was zu epochalen Leistungen unumgänglich nöthig ist; beide waren mit einem gewissen Élan, wenngleich nicht Begeisterung und Ausdauer für ihre erhabene Mission ausgerüstet; doch dass keine ihren Absichten entsprechende Resultate erzielt wurden, mag seine Ursache in erster Reihe in ihrer Individualität, in zweiter Reihe aber in dem Stoffe des zu bearbeitenden Körpers haben. — Reschid Pascha hat auf das Feld seiner Thätigkeit genug Scharfsinn und staatsmännische Einsicht, doch nicht genügende politische Bildung und Sachkenntniss mitgebracht. Es muss anerkannt werden, dass er ungleich seinen übrigen Zeitgenossen, nicht nur aus dem Grunde die Türken reformiren wollte, weil er sich durch die Uebermacht des Abendlandes dazu gedrängt sah. Nein! Er hatte vielmehr einen etwas weitern Blick. Er

wusste es wohl, dass, um die Türkei in Gesellschaft der neuen Collegen, der westlichen Staaten nämlich, gleichen Schritt einhergehen zu lassen, auch die Symmetrie in äusserlichen Zeichen und die Gleichheit der äusserlichen Formen einzuhalten, und dass der schwerfällige Gang in weiten Pumphosen neben dem flink und hurtig sich bewegenden Europäer fast unmöglich sei. War daher die Nothwendigkeit einer radicalen Umgestaltung der Formen ihm zur Genüge einleuchtend, hatte dennoch der gute Mann weder genug philosophische Bildung noch genügenden Ernst, um in gebührender Würdigung jenes Abstandes, der zwischen Form und Materie liegt, auf die innere Civilisirung der Türkei hinzuarbeiten. Ich habe die Person, das Thun und Wirken Reschid Pascha's aus eigener Anschauung kennen gelernt. Es war mir gegönnt, stundenlang jenen Gesprächen beizuwohnen, die über die Verschiedenheit des Ostens und Westens unter persönlicher Leitung dieses Reformators gepflogen wurden. Es ist seltsam, aber auch zugleich betrübend, dass in diesen Gesprächen immer nur die Schale, die Hülle der beiden Culturen, nie aber der Kern derselben berührt wurde. So wie man von dem über drei Welttheile sich erstreckenden Reiche nur das den Europäern zumeist ins Auge fallende Konstantinopel zu reformiren stets bemüht war, und über die eine oder die andere glücklich durchgeführte Reform frohlockte, ebenso wies man mit Stolz auf jene modernen Institutionen hin, die man im Kreise der Ministerien und in der Armee geschaffen, ganz unbekümmert ob der faulen und siechen Zustände, die der in den innern Provinzen fortwährende alte Schlendrian zeugte. Die Neuerungen sollten, nach der damals ausgegebenen Parole, den Weg von oben nach unten, vom trügerischen glatten Spiegel der innern Fäulniss ihren Anfang nehmen; und wenn man Reschid Pascha persönlich

auf die Irrthümlichkeit und Gefahr dieser Theorie hinwies, pflegte er immer zu bemerken: „Unsere Völker sind wohlerzogene Kinder, die das Beispiel ihrer Vorgesetzten zu befolgen gewohnt sind. Unser Thun wird in einigen Jahrzehnten allerseits Nachahmung finden.“ Und in der That täuschte sich der türkische Reformator nicht. Das Leben und Treiben in Konstantinopel hat in der Provinz überall Nachahmung gefunden, d. h. man hat den Firnis westlicher Cultur angenommen, hat dem Scheine nach in so mancher Hinsicht sich modernisirt, während man im Innern Stockasiate blieb. Ich frage nun: Kann der Schöpfer eines solchen Werkes als ernster Reformator bezeichnet werden??

Von seinem Zeitgenossen, dem in Europa so vielfach bewunderten, im Lichte der verschiedenartigsten Auffassungen dargestellten Mehemmed Ali, dem Begründer des heutigen Aegyptens, lässt sich eben auch nicht viel mehr Erbauliches sagen. Von Kawala bis Nizib ist eine Strecke, deren Zurücklegung dem Manne ein Anrecht auf das Epitheton „gross“, inclusive „ausserordentlich“, jedenfalls verliehen. Es ist nichts Geringes, wenn der ehemalige Arnautenhäuptling, nachdem er Mameluken, Türken und Araber besiegt, nachdem er in jahrelangem Kampfe mit Feuer und Schwert seine Herrschaft begründet hat, nun in reifem Mannesalter schreiben und lesen lernt; wenn er von europäischen Reisenden über die Mittel und Wege der Cultur, über Ziel und Zweck seiner Zukunftsrolle sich unterrichten lässt. Ja, wir wiederholen es: Mehemmed Ali ist auf dem Gebiete des islamischen Völkerlebens eine Erscheinung, die fürwahr ihresgleichen sucht, ja er war jedenfalls aus jenem Stoffe gemacht, aus welchem die berühmten Krieger und Welterschütterer asiatischer Vergangenheit entstanden. Wir betonen das Wort „asiatischer Vergangenheit“, da seine Fähigkeiten, sein Charakter,

seine Geistesrichtung streng asiatisch war, und infolge dessen bei der Creirung asiatischer Institutionen, bei den Reformen im reichen Lande am Nil nie ein unbedingter Erfolg erzielt werden konnte. Was Mehemmed Ali zur Hebung der materiellen und geistigen Lage Aegyptens gethan, trägt den Stempel des Egoismus nur allzu sehr an sich, und war nur auf Kräftigung seines Herrschergelüstes berechnet. Er wollte den Ackerbau heben, sein Volk bereichern, um von dessen Fett die kostspieligen Plane seiner Sonderstellung von der Türkei leichter verwirklichen zu können. Denn es ist höchst charakteristisch, dass der Fellah nur zu seiner Zeit die drückende Last der Armuth und des Elends zu empfinden begann. — Er errichtete Schulen und Collegien, jedoch nicht, um den Geist des Volkes zu heben, als vielmehr aus dem Beamtenheere eine Schar geschickter und williger Schergen seiner despotischen Willkür zu schaffen, oder auch, um sich eine den Erfordernissen der Zeit entsprechende Armee zu bilden; eine Armee, der er bei seiner Machtstellung nach aussen so sehr bedürftig war. Sehr treffend sagt Herr Edouard Dor in seinem über den öffentlichen Unterricht in Aegypten geschriebenen Buche: „On a parlé de la fondation des écoles dont il dota l'Egypte, comme d'un acte de bienfaisance envers le pays, comme du plus beau témoignage que pût donner le Pacha a la necessité de la diffusion des lumières intellectuelles, on a voulu faire de Mehemet-Ali un philanthrope. Il n'en est rien.“ — Oberst Séves und seine übrigen Rathgeber mögen wol die beste Absicht verfolgt haben, doch wie hätte der in Hader und Krieg, in Raub und Mord aufgewachsene, nur dem Moloch seiner eigenen Ambition opfernde Asiate Mehemmed Ali philanthropische Zwecke verfolgen können? —

Wenn wir das Bild des dritten Zeitgenossen dieser asiatischen Weltverbesserer entwerfen, wenn wir nämlich

von Mirza Taki Chan, auch Emiri Kebir und Emiri Nizam genannt, dem ehemaligen Minister des jetzigen Schah von Persien sprechen, werden wir mehr als einen Zug entdecken, mehr als eine Eigenschaft erblicken, welche dem Reformator, nach unsern Begriffen, nöthig ist. Mirza Taki Chan war ein ausgezeichneter Mann, ja der grösste und tüchtigste, den der asiatische Islam der Neuzeit aufzuweisen hat. Er hat die Institutionen, das Leben und Wirken Europas nur eine kurze Zeit hindurch und dazu noch an der Grenze unserer Cultur, in Petersburg nämlich, theils auch in seinem Umgange mit einigen Europäern in Erzerum, kennen gelernt; und dennoch hat dieser Türke von Geburt und Iranier von Erziehung sich so viel angeeignet, dass er in dem armen, kleinen, unter der ganzen Last asiatischer Verkommenheit niedergedrückten Persien so erstaunlich Vieles schaffen konnte, was seine Amtscollegen in dem mehr westlichen Asien nie zu Stande brachten. Das Land von dem schmählichsten Steuersystem zu befreien, die Armee auf einen erträglichen Fuss der Ordnung zu bringen, in allen Zweigen der Verwaltung an die Stelle der schmuzigsten Corruption Ehrlichkeit und Pflichtgefühl treten zu lassen, — ist in einem Lande wie Persien, dessen lockere moralische Zustände von jeher notorisch, fürwahr keine kleine Sache! Es gelang dem guten Manne, dem Handel und der Industrie kräftig unter die Arme zu greifen; alles, was er unternahm, war vom besten Erfolge begleitet. Es ist keine Uebertreibung, wenn wir behaupten, dass Persien unter seiner Verwaltung, bei der Begabtheit des persischen Volkes, mit Riesenschritten sich der neuen Aera genähert habe. Und dennoch musste alles scheitern, alles zunichte werden —, und der Strahlenglanz des heranbrechenden Morgens hatte nur so viel bewirkt, dass er den Namen des grossen Mannes mit dem Lichtkranze der Vergangenheit krönte. — Was mag wol die

Ursache dieses Fehlschlagens sein, wird man fragen? Nun wohl, nichts anderes, als dass Mirza Taki Chan bei seinem Werke vereinzelt dastand. Inmitten einer Gesellschaft, wo jeder nur in den Jahrhunderte alten Lastern und Sünden seinen Vortheil suchte, wo Ordnung, Redlichkeit und Biedersinn als die mächtigsten Zerstörer der Privatinteressen gefürchtet waren, — da fand der begeisterte Mann nur Arme, die, anstatt ihn zu unterstützen, an seinem Ruin arbeiteten; selbst sein jugendlicher Souverän wurde bethört, der fürstliche Harem, diese hundertköpfige Hydra des asiatischen Staatslebens, hatte sich wider ihn verschworen, — und der Mann, der wahrlich nur Gutes im Schilde führte, der das alte Land der Alten Welt wieder beleben wollte, musste die kühne That mit seinem eigenen Leben büssen. Er steht als Ausnahme unter den modernen Staatsmännern des asiatischen Asiens da, und Persien sowol als sein König haben volle Ursache, sein frühes Ende zu beklagen.

Von wo hätte nun das Werk mit wohlthuendern und nützlichern Reformen ausgehen können? Persönlichkeiten der allerneuesten Sterne am Himmel orientalischen Staatslebens, als: Ali und Fuad Pascha, sind in frischem Andenken und zu bekannt, als dass eine Detaillirung ihrer Charaktere besonders von nöthen wäre. Ali war für die Vergangenheit des islamischen Ostens allzu sehr begeistert, als dass er in dem europäischen Culturleben der Gegenwart das wahre Heilmittel für die siechen Zustände seines Vaterlandes hätte suchen und finden können. Er schwankte fortwährend zwischen Ost und West, und diese heillose Unschlüssigkeit stand dem Gedeihen der einer raschen Hülfe bedürftigen Türkei beständig im Wege. Während seine melancholische Gemüthsstimmung mit Wehmuth und Stolz zugleich auf die Culturmonumente der Omejjaden und Abbasiden mit einem Auge hinblickte, konnte er sich

nicht wohl erwehren, mit dem andern auf das mit strotzender Kraft sich emporarbeitende Europa hinblickend sich zu ergötzen. — Sein Leben war ein steter Kampf mit der Erkenntniss und der Wahl des wahren Guten, und er starb auch als ein Hercules vor dem Scheidewege. — Fuad war von diesem Uebel verschont geblieben. Bei ihm stand Europa in jeder Beziehung höher als Asien. Der Prachteinfluss unserer europäischen Salons und Höfe hatte in ihm einen tiefen Eindruck hervorgebracht, doch eben deshalb tändelte und scherzte er nur mit Reformen. An philosophischem Ernste, an Begeisterung für Zukunftsideen hat es ihm gänzlich gefehlt. Er war das Prototyp der heutigen asiatischen Gesellschaft, und die heutige Türkei lebt leider im Widerglanze dieser beiden noch immer fort. Es ist der Einfluss des persönlichen Charakters Fuad's und Ali's, den wir im staatlichen und geselligen Leben der auf drei Welttheile sich erstreckenden Länder des ottomanischen Kaiserreiches noch immer vor uns sehen.

VIII.

Familie und Individuum.

Staat und Familie waren zu allen Zeiten, bei allen Völkern, in allen Ländern durch ein solch inniges Band der Einheit aneinandergekettet, das eine war so sehr der Spiegel des andern, dass wir uns gar nicht wundern dürfen, im Leben und Treiben, im Denken und Gebaren des heutigen Moslimen dieselben Fehler und Misgriffe, dieselbe Ueberstürzung und Unsicherheit im Lebensgange wahrzunehmen, von denen im vorhergehenden Abschnitte beim Staate die Rede war. So wie der Staat sich den theils durch gütliche Ueberzeugung, theils durch gewaltsame Belehrung ihm beigebrachten neuen Lebensanschauungen nur ungern unterwirft, und dabei immer an sich selbst die Frage stellt: Ist denn alles, was wir haben, so verwerflich, und stehen denn unsere Institutionen in allen Stücken hinter denen Europas zurück? — ebenso pflegt das Individuum, so oft an einer Jahrtausende alten Weltanschauung gerüttelt, oder eine durch süsse Gewohnheit liebgewonnene Sitte in die Rumpelkammer verwiesen werden muss, sich selbst zu fragen: Ist denn mein Ich, meine Denkungsweise, mein Thun und Lassen in jeder Beziehung verdammungswürdig und einer Reform so sehr bedürftig? Es ist selbstverständlich, dass derartige Fragen

nur von wenigen entschieden bejaht werden. Die ebenso individuelle als nationale Eigenliebe und Selbstachtung verbietet dieses, und es entsteht ein Gefühl der Unsicherheit, ein Mangel an Principienfestigkeit, die sich durch das ganze Leben und Treiben des Individuums sowol als der Familie hindurchzieht, und hier ebenso wie beim Staate als unvermeidliches Uebel einer Uebergangsperiode, von vielen aber als ein untrügliches Zeichen des Zersetzungsprocesses und Verfalles betrachtet zu werden pflegt.

Die Reformen in der Staatshaushaltung haben, wie wir gesehen, nur wenig Rücksicht auf die innern Bestandtheile des Staatskörpers genommen, indem europäische Ministerien, europäische Verwaltung dort eingeführt wurden, wo noch alles durch asiatische Erziehung und Denkungsweise unverändert geblieben ist. Im Kreise der Familie ist auch insofern Aehnliches vor sich gegangen, als man viele der abendländischen Sitten und Gebräuche eingeführt, uneingedenk des noch überall schaltenden und waltenden Geistes der orientalischen Welt. Der Staat hat unzählige Beamte, die er schlecht und unregelmässig besoldet, die von Natur arbeitsscheu und träge, bei deren Anstellung man viel mehr von der sogenannten Barmherzigkeit und dem Nepotismus als durch die Nothwendigkeit geleitet wird. Die Familie aus dem wohlhabenden oder bessern Stande hat ihren grossen Dienertross, einen Haufen nutzloser Hände, die gemeinschaftlich faulenzen, und die ebenfalls mehr infolge der launenhaften Gunst oder des Luxus, als der entsprechenden Zweckmässigkeit in Dienst genommen werden. Der Staat besoldet seine Beamten sehr unregelmässig und drückt ein Auge zu, wenn diese sich die schändlichsten Veruntreuungen zu Schulden kommen lassen; sagt ja sogar ein türkisches Sprichwort: „Der Staatsschatz ist ein grosses Meer, wer aus demselben nicht geniesst, ist ein Schwein.“ Der Privatmann bezahlt eben-

falls seine Diener schlecht oder gar nicht, übt hingegen die grösste Nachsicht, wenn er von denselben ganz offenbar bestohlen wird. Ja ich habe mehr als einen Dienstgeber in der Türkei und Persien, der mit der Klugheit seiner Diener sich brüsten wollte, sprechen gehört: „Ich gebe N. N. monatlich 50 Piaster, und er macht es klug genug, 100 zu brauchen und noch dabei zu erübrigen.“ Diese analogen Züge sind übrigens auch im Bilde der Vergangenheit anzutreffen, und ist derselben nur deshalb Erwähnung geschehen, um jenen schädlichen Einfluss desto anschaulicher zu machen, den die falsche Richtung der Staatsreformen auch auf das innere Leben der Familie ausgeübt.

Diese Reformen, dieser Firnis der abendländischen Cultur, kommt dem Staate ebenso hoch zu stehen, als er ihn bei jeder Regung und Bewegung in stete Unbehaglichkeit versetzt. Beim Privatmann und der Familie sind unsere diesbezüglichen Erfahrungen von ähnlicher Beschaffenheit. So z. B. hat man seine Wohnung mit kostbaren, vom fernen Westen importirten Möbelstücken geziert, ohne im Gebrauche derselben irgendeinen Genuss zu finden; denn sitzt der Orientale auf europäischen Lehnstühlen oder Kanapees, so fühlt er einen förmlichen Schmerz in den Kniebändern und ruht mit wahrer Wonne nur auf schwellendem Sofa, wo die Beine regelrecht untergeschlagen werden können. Wem sollten hierbei nicht jene zahlreichen Räthe, Comités und Subcomités in den Sinn kommen, die der Staat mit treuer Copirung Europas importirt hat, dort, wo eine Lippenbewegung, ein Federzug des autokratischen Herrschers alle vorher gefassten Beschlüsse vom Grunde auf zu vernichten vermag? Der Privatmann zieht anstatt des zu den klimatischen Verhältnissen geeigneten Landeskleides einen europäischen Rock an, der ihn natürlich bei jedem Schritt und Tritt beengt

und ihm das Leben verbittert. Er will im Widerspruche mit seiner Natur statt des watschelnden Ganges den behenden und flinken Schritt des Europäers annehmen, der Kopf und die Arme, welche, um den Ausdruck der Sanftmuth zu bewahren, in herabhängender Richtung getragen werden müssten, will er keck in die Höhe heben oder beschäftigt hin- und herschleudern. Und da er dies alles zu vollführen nicht vermag, so finden wir im Individuum eben jene Caricatur, jene komische Fratze, welche der Staat bei der Annahme des einen oder andern Civil- oder Handelsgesetzes, bei der gewaltsamen Einbürgerung so vieler, nur für das Abendland geeigneter Institutionen repräsentirt. Während an dem den Männern und der fremden Welt auch zugänglichen Theile des Hauses sich hier und da Spuren der Neuerung zeigen und „à la franca" sozusagen das Losungswort geworden, ist im Harem, diesem Heiligthume der mohammedanischen Familie, alles beim alten geblieben, an Möbel, Sitte und Hausordnung, an Tracht, Redensart und Denkungsweise ist nicht das mindeste geändert worden, ganz so, wie man z. B. in den von fremden Blicken bisher mehr verschont gebliebenen Vilajets (Provinzen) in so vielen Stücken sich noch in vergangenen Jahrhunderten dünkt, während einige Hauptstädte in der Aera der Reformen glänzen wollen. Ferner: so wie der Unterschied zwischen den nur auf die äusserste Hülle des Staatswesens sich erstreckenden Reformen und dem an alten Misbräuchen hinsiechenden Innern so häufig ins Auge fallen muss, ebenso wird die Kluft zwischen Harem und Selamlik, zwischen Mihman-Chane und Enderun, wie die beiden Theile des mohammedanischen Hauses heissen, dem Forscherblicke auffallen müssen. Es ist nicht nur die Ursache, sondern auch die Folge der gegenseitigen Analogien unserer Beachtung vollauf würdig. Die Regierung bedient sich des an einigen Punkten schim-

mernden Reformscheines sehr häufig als Trugspiel und Blendwerk für den äussern Beschauer, ganz so, wie der Privatmann mit Civilisationsgefunkel im Selamlik auf die radicale Umgestaltung seines ganzen Hauswesens schliessen lässt. Bei einigen verstockten Orthodoxen ist der Harem in der That zu einer glücklichen Ausflucht geworden, während er selbstverständlich dem ernstmeinenden Neologen ein gewaltiger Hemmschuh ist. Was im Selamlik an Neuerungen eingeführt wurde, wird vom Harem entweder ignorirt, oder aus unbändigem Fanatismus niedergerissen. Denn das weibliche Geschlecht, das jeder Berührung mit der Aussenwelt fern steht, hat die streng conservative Richtung der Orientalen noch viel besser bewahrt als die Männerwelt, ja ersteres hat bisjetzt die grösste Hartnäckigkeit gegenüber allen Reformen an den Tag gelegt, und das Wenige, was die türkischen und persischen Damen von dem Abendlande entlehnten, als: falscher Haarschmuck und kostbare Kleiderstoffe, hat viel mehr Nach- als Vortheil bezweckt.

In was sich aber die Haushaltung des Staates und der Familie zumeist begegnen, ist die erschreckende Bilanz zwischen Einnahmen und Ausgaben, die eben infolge der unzweckmässigen und übereilten Einführung der Neuerungen entstanden ist. So wie die Geldverlegenheit der Pforte beinahe sprichwörtlich geworden, ebenso allgemein ist die finanzielle Zerrüttung in der Haushaltung der Privaten. In den „guten alten Zeiten“, wo der sogenannte „orientalische Luxus“ in Anschaffung solcher Gegenstände sich erging, die zwar ebenso kostspielig, aber unverwüstlich waren und von Geschlecht auf Geschlecht als Erbtheil übergingen, als der gewaltige Dienertross durch winzig kleine Gehalte angeworben, und die Willkür des Landesgrossen an dem noch verlassen dastehenden christlichen Unterthan sich zu bereichern vermochte, und als schliesslich Europa mit seinen verlockenden Erzeug-

nissen des Luxus und Comforts noch fern stand — da war in den Familienkreisen des uns zunächststehenden mohammedanischen Ostens noch ein bedeutender Grad des Wohlstandes anzutreffen. Heute ist hierin eine traurige Veränderung eingetreten. Ob an den Ufern des Bosporus, im Süden oder Osten der asiatischen Türkei, hört der Reisende immer über Armuth klagen, überall wird er die Unzulänglichkeit der Einnahmequellen wahrnehmen, denn überall verschwendet gewiss zwei Drittel der türkischen Familien der Neuzeit an ihrer Haushaltung das Doppelte ihres eigentlichen Einkommens, ganz so wie aus ähnlichen Gründen das Staatsbudget jahraus jahrein an Deficit in riesiger Dimension zunimmt. In diesem Falle ist speciell nur von Türken die Rede, einem Volke, dessen sociale Einrichtungen so tief im Schlamme mittelalterlicher Institutionen stecken und wie die Erfahrung lehrt, aus demselben kaum zu befreien sind. Im ottomanischen Kaiserreiche hat es immer nur Beamte und Bauern, nur Befehlende und Gehorchende gegeben, nie aber jene Klasse emsiger Kaufleute und Industrieller, wie z. B. in Persien und andern Theilen des moslimischen Asiens. Wenn noch so reich, wird der Moslime immer ein Aemtchen anstreben, und wenngleich zehnfacher Millionär, wird er es nie verschmähen, vom Staate irgendeine Besoldung, ja sogar eine Pension anzunehmen. Den Stolz des unabhängigen Privatmannes kennt der Türke nicht, sucht ihn gar nicht; und so wie im Staatsdienste eine freiwillige Dimission zu den unerhörtesten Dingen gehört, ebenso kann der Privatmann sich selbst solcher Diener nicht entledigen, die von seinem Marke bereichert, eine unabhängige Existenz sich begründet.

Hierzu gesellt sich noch ein in der staatlichen sowol als privaten Haushaltung falsch aufgefasster Mildthätigkeitssinn, der hier sowol als dort von den nachtheiligsten Folgen begleitet ist. Der Staat z. B. ertheilt

Pensionen und Gnadengehalte oft jenen, die mit einem rührenden Bittgesuche den günstigen Moment und den geneigten Schutzherrn finden, ohne aber, dass ersterer von dem wahren Armuthsbestande des Supplikanten genau unterrichtet wäre. Und so zehren auf diese Weise Hunderte aus dem Staatsseckel, die mit nur ein wenig Arbeitslust sich ihren täglichen Lebensbedarf verschaffen könnten. Aehnlicherweise verfährt auch die Familie. Wenngleich nur mittelmässig begütert, ja wenn noch so sehr unter Schuldenlast und unter der Sorgenwucht ächzend, wird der Hausherr nie widerstehen können, die eine oder andere Tante, Nichte oder ein sonstiges entferntes Familienmitglied, den einen oder andern Chodscha oder Diener, der mit der Familie vor Jahren in Berührung gestanden, ja oft selbst den vom Schicksal geprüften blutfremden Menschen ins Haus aufzunehmen und zu ernähren. „Merhameti Islam", moslimische Barmherzigkeit heisst der grosse Satz, der ihm solche Humanitätsgefühle auferlegt; der Merhameti Islam ist jene strahlende Tugend, die nach den Begriffen der Orientalen nur das Sittengemälde der mohammedanischen Welt mit Licht überflutet. Im christlichen Abendlande, heisst es, ist alles von blindem Egoismus bewegt, und an der Felsenhärte des Herzens kann die Sonne des Mitleids keinen Halm der Wohlthat emporschiessen lassen.

Diese Kette der analogen Verhältnisse zwischen Staat und Familie könnte fürwahr bis ins Unendliche gezogen werden. Ich will hier zum Schlusse nur noch eines Umstandes erwähnen, und das ist die stete Abnahme des Ansehens und der Ehrerbietigkeit, im Staate gegenüber dem Vorgesetzten, in der Familie dem Oberhaupte gegenüber. Dem Scheine nach zu urtheilen, ist der Landmann immer gerührt, stets tief ergriffen, wenn er den Namen des Paschas, Vezirs und des Herrschers über seine Lippen

bringt, obwol sein Inneres ganz andere Gefühle birgt, da er sich nie eines gewissen Widerwillens, einer Verachtung enthaltem kann, wenn von jenen die Rede ist, die mit einem allen Religionsgesetzen widersprechenden Régime ihn tyrannisiren, die es nicht scheuen, ihn, den Rechtgläubigen, mit Armeniern und Griechen in gleichen Rang zu versetzen, die an die Stelle der alten Weltanschauung und alten Lebensphilosophie neuere, aus dem Christenthume importirte Ideen einbürgern wollen. — Wie gesagt, in der Familie, namentlich in der Familie der Herrenwelt habe ich Aehnliches bemerkt. Der Hausherr, der seiner amtlichen Stellung oder der herrschenden Mode zu Liebe im Kreise seiner Familie irgendeine Neuerung einführen will, die der einen oder andern „lieben Gewohnheit“ die Thür zeigt, wird bei den Seinigen oft unliebsamen Recensionen, öfter unverhehltem Sprödsinn, am häufigsten aber offenem Widerstande begegnen. Dieser geht zumeist von seiten der Mama, Grossmutter oder irgendeiner frommen Tante aus. Diese, in gutem Einverständnisse mit den Hauschodschas und den Hausmollahs, machen den mit ihnen mehr sympathisirenden Kindern die Ohren voll. Man brummt, wird verstimmt, und bricht gleich der Widerstand nicht in offene Feindseligkeit aus, die grosse Achtung, welche man im patriarchalischen Hauswesen ehedem dem Herrn des Hauses zollte, sie ist dahin, und wenngleich der junge Mann bis zu seinem 20. Jahre anstandshalber sich nicht erkühnt, vor seinem Vater niederzusitzen, geschweige denn eine Pfeife zu rauchen, so ist doch jenes berühmte patriarchalische Ansehen, welches der Harem, die Kinder und die Dienerschaft beim Pater familias so sehr respectirten, heute nur sehr scheinlich und formell.

Man mag mich einen Träumer schelten, doch kann ich nicht dafür, wenn ich zwischen der unleugbar soliden Basis des europäischen Staatswesens und zwischen dem

Bande der Innigkeit der Familie im gebildeten Abendlande einen gewissen Grad von Zusammenhang finde. Zu dieser Annahme haben mich zumeist die negativen Seiten dieses Verhältnisses in Asien geführt. Die Abtheilung zwischen Harem und Selamlik mag vielen nicht jene schreckliche Kluft der Entzweiung dünken, welche sie thatsächlich ist; doch wird es niemand leugnen können, dass die Familie im islamischen Osten und auch noch andern Orts in Asien bei weitem nicht jenes Bild der warmen Innigkeit und der unzertrennlichen Einheit repräsentirt, welches wir bei den Völkern Nord- und Mitteleuropas antreffen. Das Sonderleben beider Geschlechter muss auch ein Sonderreissen der gegenseitigen Interessen nach sich ziehen. Wo der Mann Herr, die Frau nur Sklavin ist, da kann von einheitlichem und gemeinsamem Wirken nur selten die Rede sein. Es fehlt der allbelebende Geist der Eintracht, ganz so wie in der staatlichen Haushaltung, wo der Beamte im Angesicht des unumschränkten Willens seines obersten Gebieters nur selten wahren Diensteifer und Patriotismus bekundet. Das grösste Unheil aber, welches das Sonderleben beider Geschlechter anrichtet, wird im Mangel an gesellschaftlichem Zusammenleben und vorzugsweise im Abgehen des gesellschaftlichen Anstandes sich manifestiren. Wenn ich Monate und Jahre hindurch während der langen Winterabende in geschlossenen Räumen oder bei den Frühlingsgesellschaften am Bosporus oder in Brussa, das Treiben der sogenannten Männercirkel beobachtete; wenn ich sah, wie die durch Abwesenheit der Frau entstandene schreckliche Einförmigkeit die einzelnen Mitglieder entweder in die Arme des Morpheus oder Bacchus warf — da hatte ich das Frauenlob unserer Dichter fürwahr nicht genug würdigen können. Die Männergesellschaft mag noch so gebildet, noch so ernst und für höhere Ideen begeistert sein, so geht der

Conversation fast immer eine gewisse Lebhaftigkeit und Anmuth ab, die nur die Frau durch ihre aus verschiedener Geistes- und Herzensrichtung stammenden Bemerkungen zu verleihen vermag. Ferner wo die Frau fehlt, da fehlt auch der Anstand in Wort und Rede. Man zeigt Rückhaltslosigkeit in den Ausdrücken, und dass man in den moslimischen gesellschaftlichen Kreisen der Männerwelt — wenn solche Cirkel im allgemeinen den Ausdruck gesellschaftlich verdienen — sehr häufig von den schlüpfrigsten, ja obscönsten Dingen spricht, ohne selbst auf die etwa anwesenden Jünglinge und Kinder Rücksicht zu nehmen, das ist einzig und allein der Abwesenheit der Frauen zuzuschreiben. Von ähnlich traurigen Folgen ist die Sonderstellung auch für den weiblichen Theil der Gesellschaft, wo junge Mädchen von vier bis fünf Jahren sich oft einer Sprache bedienen, die bei uns selbst verheiratheten Frauen das Blut in die Wangen treiben würde. Dass dieser Uebelstand von den aufgeklärten Türken, Arabern und Persern gänzlich ignorirt wird, wäre ungerecht zu behaupten. Mehrere vornehme Würdenträger der Pforte haben schon den kühnen Versuch gemacht, dieses schädliche Zauberband zu brechen. Man hat angefangen die Frauen auf europäische Weise erziehen zu lassen. Der obligate Jaschmak (Schleier) wurde aufs Unsichtbare verdünnt, die Schalvars (Pumphosen) haben allmählich die Form stattlicher Jupons angenommen, ja von vielen munkelte die Fama: sie hätten sogar fränkischen Abendgesellschaften in Pera beigewohnt. Doch zu was führten die verwegenen Neuerungen einzelner? Zu nichts als zu blossen Skandalgeschichten, denn erstens fehlte es solch halbemancipirten Türkinnen und Perserinnen an der zur freien Bewegung erforderlichen Bildung, und einzelne Exemplare machten ihren Glaubensgenossinnen wirklich keine besondere Ehre. Man bedenke unter andern die Zech-

gelage der persischen Highlife-Ladies, von deren Thun und Treiben Graf Gobineau mit etwas unsanften Fingern den Schleier der Verborgenheit gelüftet. Zweitens wurden diese Neuerungen für so ungeheuer und empörend gefunden, man sah in denselben einen solch offenen Bruch mit dem Glauben, dass der Versuch von vornherein verdammt wurde, und selbst bei den kühnsten Reformern trat bald darauf eine Wankelmüthigkeit ein. Während einige die Gefahr der zeitlichen Immoralität ignorirend, den Leumund der Orthodoxen unbeachtet liessen, kehrten andere wieder reuevoll in sich und zur alten Gewohnheit zurück, ja es trat eine Reaction ein, und jeder weitere Versuch wurde fortan unmöglich.

— — — — — — — —

Dieses ewige Schwanken in der Wahl der neuen Principien, der absolute Mangel einer festen Basis, welchen das Reformgeflitter in der Familie und in dem Hauswesen hervorgerufen, tritt selbstverständlich beim einzelnen Individuum in noch prägnanterm Lichte hervor. Nichts war für mich interessanter, als eben jene individuellen Auffassungen und Bemerkungen zu registriren, welche mit Bezug auf die sich vollziehende Umgestaltung in den verschiedenen Theilen der von uns besprochenen Islamswelt sich kundgeben. Der denkende Moslim verharrt keinesfalls in Gleichgültigkeit gegenüber den Experimenten, welchen er mittelbar durch den gebieterischen fremden Einfluss und unmittelbar durch den Staat unterliegt. — Man wird im Bereiche der diesbezüglichen Beobachtungen drei verschiedenen Ansichten begegnen, welche von den verschiedenen Klassen der Gesellschaft ausgehen. Im Kreise der Beamten und Staatsbesoldeten begegnet man selbstverständlich in erster Reihe demjenigen, welcher sich den meisten Zwang anthut, mit Verachtung der alten Weltanschauung dem Ideengang des modernen Europas die

Superiorität einzuräumen. Es ist übrigens keine alltägliche Selbstbekämpfung, durch welche diese Leute zum Schlusse gelangen: der Islam, der einst die Welt erobert und gebildet hat, soll in Cultursachen beim Christenthume in die Schule gehen, dass Asien, diese Wiege der Menschheit, diese Stätte, wo die Sonne der Bildung zuerst erstrahlte, nun vom jugendlichen Europa sich meistern lassen soll; ja dass schliesslich die ganze Herrlichkeit, alle Lichtseiten und Vorzüge der eigenen Cultur, Begriffe, die er mit der Muttermilch eingesogen, nun über Bord geworfen werden müssen, um die Lehren jenes Volkes, jener Welt aufzunehmen, welche ihm in den Jugendjahren als schlecht und verwerflich dargestellt wurden. Wenn nun Leute dieser Kategorie im reifern Alter einer solchen fast unnatürlich scheinenden Selbstverleugnung sich hingeben und unsere Institutionen und Sitten den ihrigen vorziehen, so ist dies jedenfalls nur eine sehr gezwungene Handlungsweise, und als solche krankt sie auch an all den Gebrechen und Uebeln einer halben Ueberzeugung, die im Grunde genommen doch gar keine Ueberzeugung ist. Was daher von der winzigen Minoritat dieser modernen Mohammedaner ausgeht, was sie thun und denken sollen, das trägt überall nur den Stempel der Unsicherheit und des Zweifels. Es fehlt allenthalben an wahrer Begeisterung, durch welche das begonnene Werk einem glücklichen Resultat entgegengeführt werden, oder den Andersdenkenden als ermunterndes Beispiel dienen soll. Wohl wird dieser Uebelstand von vielen der den Orientalen von Natur abgehenden Energie zugeschrieben; doch beweist uns die Geschichte den Irrthum dieser Auffassung, da die Orientalen dort, wo es sich um einheimische, dem nationalen Geschmacke entsprechende Begriffe handelte, immer eine erkleckliche Quantität von Begeisterung mitbringen konnten, und mitzubringen noch immer im Stande sind. Kalt und

gleichgültig zeigt er sich nur gegen das Fremdartige und für ihn auch schon deshalb nicht leicht Fassliche.

Die zweite Klasse der Denker verdient kaum diesen Namen. Denn im Resultat ihres Nachsinnens spiegelt sich eben die Gedankenlosigkeit, das Bild des echt orientalischen Indifferentismus ab. Nach ihrer Ansicht dreht sich Culturgrösse und die derselben entspringende weltliche Macht auf dem launigen und trügerischen Rade des allmächtigen Fatums, ganz so wie das Geschick einzelner Familien und Individuen. An den Gestaden des Nils, auf den Niederungen des Tigris und Euphrats und in Iran strahlte vor alten Zeiten eine solche Sonne der Bildung, wie sie in Europa noch nicht gesehen, und dennoch ging sie unter! Der Islam entfaltete ein Banner der geistigen und irdischen Grösse, dass die ganze bekannte Welt einst in Glorie erstrahlte, und dieses Banner wurde dennoch gestürzt! Ebenso ist Europas Macht und Herrlichkeit nur eine Frage der Zeit. Das Rad wird und muss sich drehen. Hodie mihi cras tibi. — Man zweifelt auch gar nicht daran, dass Aegypten, Assyrien, Iran, ja alle Islamsländer in der fernen Zukunft sich wieder erheben, und Europa selbstverständlich in die finstere Barbarei versinken wird. Solchen Theoretikern wird natürlich die Lehre von den Ursachen und Folgen vergebens vorgehalten. Sie hüllen ihr Haupt in den dichten Mantel des Fatalismus, und lassen die Zeit mit ihrem Dröhnen und Brausen, mit ihrem Sturme und Ungewitter über sich hinwegeilen, mit einer fürwahr beneidenswerthen Apathie des Momentes gewärtig, in welchem sie selbst ergriffen, in den Abgrund der Vernichtung hinabgeschleudert werden. — Und diese Klasse ist leider in der Türkei und Persien nur allzu stark vertreten.

Die dritte Klasse, welche die unvergleichlich überwiegende Majorität bildet, erörtert diese wichtige Frage

von einem ganz andern Standpunkte, und verharrt derselben gegenüber in einer Stellung, die der angebahnten neuen Richtung stete Verlegenheit verursacht und nie zum Vortheil werden kann. Hierher gehören zuerst die sogenannten frommen Moslimen, sodann die Ulemawelt und drittens das Volk, das in den Schriftkundigen den einzigen Quell des geistigen Lebens findet, und ihnen auch blind ergeben ist. Diesen Leuten hat der Staar des Eigendünkels das Auge noch keinesfalls derart verhüllt, dass sie den grossen Krebsschaden, welcher an der Islamswelt nagt, nicht gewahren sollten. Sie wissen wohl, woran sie sind; doch beruht ihrer Ansicht nach alles Unglück und Elend, alle Verkommenheit und Schwäche einzig und allein in dem Erschlaffen des islamischen Gesetzes. Alle Stösse, welche das Gebäude des Islams bisjetzt erschüttert, alle Unfälle, welche die Völker dieses Glaubens bis heute getroffen, sie werden von ihnen eben nur dem Mangel an wahrer Begeisterung für die Lehre Mohammed's, nur dem Sündenmeere zugeschrieben, in welches die Moslimen der Neuzeit versunken sind. — Würde man mit dieser Selbstanklage den Verfall des primitiven Islams der ersten Jahrhunderte zeihen, und verstünde man unter Religion die von den Schlacken der Orthodoxie nicht verunstaltete Lehre des Propheten, ihr Summen und Brummen wäre in vieler Hinsicht zu entschuldigen. Doch hier tritt eben das Gegentheil ein; denn unter Religion verstehen jene Leute nur die rituelle Aeusserlichkeit, nur jene dem verbrannten Gehirn exaltirter Koranausleger entsprungene Spitzfindigkeiten, die zum Fanatismus, nicht aber zur Gläubigkeit führen. So wie der Papst das Ueberfluten des Tibers, das Auftreten einer Epidemie oder einer Theuerung den gesunden Regungen unsers Zeitgeistes, die ihm als gottlose Verbrechen dünken, zuschreibt, ebenso

wird jeder Mollah und jeder Rechtgläubige nur die frengischen Neuerungen im Staate und in der Gesellschaft als Hauptursachen der Schwäche und des Verfalls hinstellen. Wenn ersterm die Geologie und Paläontologie die Werke eines Strauss und Renan ein wahrer Stein des Anstosses sind, indem er in diesen Geisteslichtern nur die Fackel der Weltverheerung erblickt, so wird letzterer in der Annahme eines europäischen Beinkleides statt der schwerfälligen Pluderhosen, oder in der Befassung mit europäischen Büchern statt des mechanischen Korancitirens den klaren Beweis des Verderbens und des unabwendbaren Untergangs entdecken. Es liegt unstreitig ein wesentlicher Unterschied im Substrat der pfäffischen Argumentation des Orients und des Occidents, oder des Islams und des Christenthums, indem letzteres seine Waffen aus besserm Erze schmiedet; doch das Ziel beider läuft auf Eins, nämlich auf Finsterniss und Verdummung hinaus, und beide sind demnach in gleichem Masse Feinde der Aufklärung und der wahren Veredlung des Menschengeschlechts.

Fassen wir nun die drei verschiedenen Ansichten der Mohammedaner über die abendländische Bildung zusammen, so werden wir sehen, dass die Vertreter der ersten zum Processe der Assimilirung mit wenig Willen, und wie die bisherige Erfahrnug uns lehrt, mit noch weniger Fähigkeit schreiten. Die Anhänger der zweiten Theorie zeigen gar keinen Willen und gar keine Fähigkeit, während die der dritten nur Starrsinn und Opposition mitbringen. Bei solchen individuellen Auffassungen konnte sich auch kein anderer Geist des Familienkreises bemächtigen als der, dessen wir Erwähnung gethan; und da solche Familien auch keinen andern Staat bilden konnten als den, welchen wir heute im islamischen Osten vor uns sehen, so ist es ganz natürlich, dass von

einer gegenseitigen Wirkung zum Bessern, d. h. von einem schon jetzt handgreiflich gewordenen Resultat unserer civilisatorischen Bestrebungen, noch gar nicht die Rede sein konnte. Selbst dort, wo der Staat mit dem besten Willen auftrat, ward nur schnödes Fiasco ihm zutheil; denn was vermag die ärztliche Hülfe bei einem Kranken auszurichten, dessen Organismus in einem Schwächezustande sich befindet, wo selbst die Aufnahme der Arznei mit solch unsaglichen Schwierigkeiten verbunden ist?

IX.

Schule, Bildung und Literatur.

Wie sehr den Versuchen zur Einführung der abendländischen Cultur im moslimischen Asien der dieser Aufgabe vollauf würdige Ernst stets abging und noch immer abgeht, beweist am besten die Vernachlässigung des Schulwesens, das Brachliegen jenes Feldes, in welchem allein der Keim einer bessern Zukunft mit bestem Erfolge hätte gesäet werden können. Diese strafbare Vernachlässigung ist um so mehr zu rügen und um so weniger begreiflich, als es im islamischen Asien an Unterrichtsanstalten nie fehlte, und selbst heute noch ist das hierauf bezügliche Zahlenverhälltniss ein viel günstigeres als selbst in manchen Theilen des gebildeten Europas. Ob unter Mittelasiaten, Persern, Türken oder Arabern, überall trifft man im kleinsten Dorfe, bei der kleinsten Gemeinde ein „Mekteb“ oder Elementarschule an, wo ein oft auch mit Almosen unterhaltener Chodscha der wissbegierigen Jugend beiden Geschlechtes den Elementarunterricht im Schreiben, Lesen und Rechnen ertheilt. Es ist wahr: das Ziel, auf welches in diesen Anstalten losgesteuert wird, erstreckt sich in den meisten Fällen nur auf die Fertigkeit im Lesen des Korans und der nöthigen Gebete. Bis zum Schreiben bringt es kaum ein Drittheil der Zöglinge, aber Schulen, und sei

es nun auch mit Fehlern und Mängeln, sind dennoch da, und dürften demnach von der Regierung nicht unberücksichtigt bleiben. Ebenso kann jede Stadt, ja sogar jedes Städtchen von Bedeutung eine, zwei oder mehrere Medressehs (Mittel- oder Hochschulen) aufweisen, wo bis heute zwar nur Theologie, Jurisprudenz und arabische Grammatik vorgetragen wird, — doch repräsentirt der Stiftungsfonds dieser Anstalten bisweilen solch bedeutende Summen, die von den betreffenden Regierungen gewiss besser hätten verwerthet werden können, als dies bis heute geschah. So wie bei uns im Mittelalter, so ist in Asien die Schule allenthalben nur das Werk frommer Stiftungen, und hat als eine gottgefällige That nur die Pflege der theologischen Wissenschaften vor Augen zu halten. Infolge dieser engen Verbindung, welche zwischen Schule und Kirche besteht, würde man annehmen: der Staat hätte es nie recht wagen dürfen, an der Schule durch Einführung von Reformen zu rütteln. Nein, das eben ist nicht der Fall! Trotz seiner spröden Natur und seines strammen Conservativismus hat der Islam in der jüngsten Vergangenheit doch schon ein bedeutendes Quantum von Elasticität gezeigt. In Aegypten und in der Türkei hat man zu wiederholten malen zur Reformirung des Schulwesens sich die Aermel aufgeschürzt, doch war jeder Schritt, der in dieser Richtung gethan wurde, so ungeschickt, so voll der eclatanten Beweise, dass die Reformatoren selbst an der Wichtigkeit der Schule zweifelten, dass die Unmöglichkeit eines Erfolges gleich am Anfange sich herausstellen musste. So wie Mehemmed Ali Pascha mit seinen Schulreformen nicht auf die allgemeine Bildung und Aufklärung des Fellah, der noch heute auf der niedrigsten Stufe der Gesellschaft steht, sondern auf die blutigen Erfolge der spätern Wahlplätze von Homs, Konia und Nezib hinzielte, ebenso hat Sultan Mahmud in seinem ersten auf das türkische Schulwesen

bezügliche Irade nur die Bildung guter Offiziere und brauchbarer Militärärzte vor Augen gehabt. So entstanden in Konstantinopel die Mektebi Harbije und Tibbije (Kriegs- und medicinische Schule), die in Friedenszeiten ein jämmerliches Dasein fristen und nur vor dem Ausbruche eines Krieges mit den nöthigen Subsidien versehen werden. Mit der Zeit, als man sich von vielen Seiten zum ernsten Eingreifen gedrängt sah, begann man an den Ufern des Nils und des Bosporus dem öffentlichen Unterrichte etwas mehr Aufmerksamkeit zu schenken. Die Nachfolger Mehemmed Ali's machten einen so ziemlich praktischen Griff, indem sie die Reformirung, richtiger: die Modellirung der schon bestehenden Volksschulen begannen. Leider blieb es während der Regierung Abbas' und Said's nur bei der Theorie, nur beim guten Willen, denn während letztgenannter Fürst z. B. die Kosten nicht scheute, jedem seiner Gardesoldaten einen goldenen Chronometer in die Tasche zu stecken und mit schweren Goldtressen zu behängen, fehlte es zur Besoldung der Lehrer, zur Anschaffung der Schulrequisiten immer an den nöthigen Mitteln, — und dieses nur deshalb, weil man eben Schule, Gelehrsamkeit und Bildung wenngleich nicht überflüssig, so doch als sehr fern liegende Nebensachen ansah. Die Hohe Pforte, die sich nicht wenig darauf einbildet, immer an der Spitze der reformatorischen Bewegungen zu stehen, dachte und handelte auch nicht viel besser. Mit dem in so mancher Hinsicht todt auf die Welt gekommenen Kinde von Gulchane ward als bescheidener Appendix auch die Schulreform ins Dasein gerufen. In dieser culminirte die Errichtung der sogenannten Mektebie Ruschdije, eine Art von Mittelschule, neben der eigentlichen Kinderschule (Mektebi Sibian), zu der sich später eine oder mehrere Universitäten (Dar ul Funun) gesellen sollten. Nun sind in Rumelien und in Anatolien 52 solcher Anstalten errichtet

worden, von denen natürlich mehr als die Hälfte auf dem Papiere geblieben ist; auch Konstantinopel hat deren acht, doch braucht man nur einen Einblick in ihre Organisation und in die Befähigung ihrer Lehrer zu machen, um einzusehen, wie geringfügig das Resultat dieser Bestrebungen ausfallen musste, und welch lächerliches Blendwerk dies sei, welches gleich vielen ähnlichen modernen Institutionen nur zu Täuschung der öffentlichen Meinung in Europa inscenirt wurde. Ja zur Täuschung des Westen, aber auch nicht in geringern Masse zur Selbsttäuschung, denn diese Ruschdije-Schulen, im ewigen Kampfe mit den Medressehs, waren im Innern der Provinzen aufs bitterste verhasst, und ich habe Väter gekannt, die, um dem grossherrlichen Befehle auszuweichen, lieber ihre Söhne in Mädchenkleider steckten und sie in die noch nach alter Form bestehenden Mädchenschulen schickten, oder gar zu Hause behielten. Doch dem Verdienste seine Krone! Es fällt uns keinesfalls ein, die auf der türkischen Kriegsakademie und medicinischen Schule bisjetzt erzielten Erfolge schmälern zu wollen, da diese beiden Anstalten in der That Erhebliches geleistet; — doch können diese Leistungen bei der erschreckenden Oede auf dem Felde des allgemeinen Unterrichtswesens wol in Betracht gezogen werden?

Es wäre in der That mehr als böswillig, die von Zeit zu Zeit bei der jüngern und jüngsten Generation der stambuler Beamtenwelt auftauchenden Bemühungen zu einer wahren Schulreform gänzlich ignoriren zu wollen. Was ein Dschewdet Efendi, ein Chairullah, ein Kemal Pascha und Munif Efendi in dieser Richtung leisten wollten, trägt jedenfalls das Gepräge der innigsten Aufrichtigkeit an sich. Doch muss man jenes Naserümpfen, jenes Achselzucken, so wie ich es jahrelang hindurch sah, mit angesehen haben, mit welchem die übrigen Efendis und Paschas die noch so

begeisterten Bemerkungen dieser Schulreformer hinnehmen, um begreifen zu können, dass unsere guten Türken in Angelegenheit des eigentlichen Unterrichtswesens noch dort stehen, wo man bei uns noch etwa vor zwei Jahrhunderten gestanden hat.

Wenn man daher in so manchen Zweigen des öffentlichen Lebens mit Auflassung der alten Institutionen, ohne dieselben mit neuen lebenskräftigen Einrichtungen zu ersetzen, im Organismus des Staates und der Gesellschaft grossen Schaden anrichtete, so musste dies für den Unterricht von um so gefährlichern Folgen sein. Im Schutze des alten mohammedanischen Unterrichtswesens, das dem Geiste und den Zeiterfordernissen der frühern Islamwelt so ziemlich entsprach, konnte die Jugend wenigstens auf ein bestimmtes Ziel lossteuern. Man studirte seine arabische Grammatik, lernte Kalligraphie, memorirte die beliebtesten classischen Autoren, las mitunter geschichtliche Werke, und gelangte auf diesem Wege zur Gewandtheit in Stilistik, zu diesem Hauptdesideratum der auf Bildung Anspruch habenden Laienwelt. Auch das moslimisch-asiatische Schöngeisterthum konnte sich auf diesem Wege noch langsam fortschleppen, es schimmerte diesen Leuten aus der weiten Ferne vergangener Jahrhunderte noch immer ein Funken der frühern Geisteshelle durch, ein schwaches Leuchtsternchen, doch immer genug, um eine gewisse Geistesregsamkeit zu erhalten. Heute hat dies bei der tonangebenden Gesellschaft des westlichen Asiens ganz aufgehört. Infolge der Vernachlässigung des alten Systems profitirt die überwiegende Majorität der Schulbesucher von den Elementarschulen nur wenig, von den im nationalen Geiste noch nicht eingebürgerten Ruschdije-Schulen aber gar nichts. Dieses traurige Verhältniss ist in den Provinzen wie in der Hauptstadt in gleicher Weise zu beobachten, und wenn z. B. die Pforte die

Liste ihrer Civil- und Militärbeamten durchsieht, wird sich vielleicht kein Zehntel vorfinden, das seinen Weg durch eine erfolgreiche Absolvirung der Ruschdije-Schulen in die betreffenden Bureaux der einzelnen Ministerien gefunden hat, noch weniger aber einen solchen, der seine in der Schule erlangten Kenntnisse bei seinem spätern Berufe praktisch verwerthen könne. Wie sollte dies denn auch anders sein? Ob in der Schule oder im Privatunterrichte, wird der junge Osmanli, nachdem er an dem überaus schweren Mechanismus des Lesenlernens seine Kraft erprobt hat, mit der geisttödtenden Methode der arabischen Grammatik gemartert. Emsele, Maksud, Imla, Izhar, Nahw, Mantik u. s. w., wie die einzelnen Abtheilungen der arabischen Grammatik heissen, werden ihm, der kein Wort arabisch versteht, im arabischen Texte vorgelegt. Eine flüchtige türkische Interpretation gibt alles, nur nicht den nöthigen Leitfaden, und so ist es denn auch leicht erklärlich, dass der Schüler selbst nach einem sechs- bis achtjährigen fleissigen Studium vom Arabischen blutwenig versteht. Aehnlich verhält es sich mit dem Persischen, das nach einer leibseligen Papagaimethode gelehrt wird. Das geniale Buch heisst Tohfei Wehbi (Geschenk Wehbi's, weil der Autor dieses Geistesproduct nach mehrjährigem Aufenthalte aus Persien mitgebracht hat) und enthält eine aufs gerathewohl zusammengestoppelte in gereimte Verse gefasste Sammlung persischer Wörter mit türkischer Uebersetzung, die natürlich von A bis Z auswendig gelernt werden. Hat doch selbst ein moderner türkischer Schöngeist diese Methode auch zur Erlernung der französischen Sprache anwenden wollen, indem er ein bilinguisch-grammatikalisches Büchlein abfasste, welches mit folgendem Verse beginnt:

„Allah *dieu*, gökler *cieux*, jer *terre*, *commencer* ibtida— "

Zu diesem bizarren Sprachunterricht wird etwas Rech-

nen, hier und da auch Geometrie genommen. Von Geographie und Geologie, von Geschichte und von der grammatikalischen Kenntniss der eigenen Muttersprache, geschweige denn europäischer Sprachen, ist in diesen Mittelschulen noch nirgends die Rede, sodass die grosse Mehrzahl der Aspiranten auf den Civildienst ihre eigentlichen Studien erst im Amte selber macht. Aus diesem Grunde haben verschiedene Bureaux der Pforte den Spottnamen „Kleinkinderbewahranstalt" erhalten. Einige wimmeln factisch von Burschen von 12—18 Jahren, aus deren Mitte die Leiter der spätern Generation, „die Säulen des Reiches" hervortreten. Angenommen, dass die winzige Minorität dieser jungen Leute Europa besucht, und daselbst mit dem Flittergolde der westlichen Bildung sich behängt, denn ernste Studien kommen nur selten vor, so vertändelt doch die grosse Mehrzahl ihre eigentliche Studienzeit mit nichtigen Dingen. Man bringt es im Französischen nur selten über die ersten Kapitel von „Telemach" oder „Paul et Virginie" hinaus, von Geographie und Geschichte erlangt man nur sehr ungenügende Kenntnisse, und hat der Diplomat in spe es so weit gebracht, um eine französische Conversation mit dem Secretär irgendeiner Gesandtschaft zu unterhalten, so fehlt ihm sehr wenig, um in die Reihe der Lumina aufgenommen zu werden. Irgendeine Note abzufassen, mit Einem Worte: in der französischen Sprache schriftliche Thätigkeit zu erlangen, wird selten oder nie von jungen Osmanlis angestrebt. Dazu sind die armenischen und griechischen jungen Leute da. Die Geheimnisse des Staates sind ohnehin in ihren Händen, wozu sollte sich die herrschende Rasse noch mit solchen Lappalien abgeben? Was die Jugend versäumt, wird das an Indolenz zunehmende Alter wol schwerlich nachholen. Mehr als einer gelangt demzufolge auf einen Posten, für den er auch nicht die kleinste Befähigung mitgebracht

hat, und so sehen wir den uns nächststehenden mohammedanischen Staat trotz einer nahezu fünfzigjährigen Reform noch immer ohne Kraft und Stütze für das begonnene Werk der staatlichen und gesellschaftlichen Umgestaltung.

Und wie traurig sieht es erst in den Provinzen aus? Das unglückliche Centralisirungssystem hat Stambul nicht nur zum Schwerpunkte der Verwaltung, der materiellen Macht und Grösse, sondern auch zum Centrum des geistigen Lebens gemacht. Wer in Stambul nicht gelebt, kann keinen Verstand, keine Bildung und keine Gelehrsamkeit haben. Hier ist die Fackel der modernen Cultur angezündet, doch dringt ihre Helle kaum in die nächste Umgebung, geschweige denn in die vielen Tagereisen weit entlegenen Gegenden hin, und die Bewohner der Provinzen, denen man das alte Licht ausgelöscht, ohne ein neues dafür zu geben, tappen nun thatsächlich im Finstern herum. Infolge dessen ist der geistige Zuwachs, den das Hauptstadtleben und die Pforte in frühern Zeiten aus den Provinzen, besonders aber aus Anatolien erhalten, nun gänzlich abgeschnitten, denn wer an den Ufern des Bosporus Carrière machen will, der muss dort aufs neue beginnen, er muss das Alte vergessen und Studien machen, die ihm wildfremd sind, und zu denen er bei der streng moslimischen Richtung seiner Vorstudien nur im äussersten Falle eine Neigung verspürt. Wie ganz anders würden sich die Verhältnisse gestaltet haben, wenn man anstatt der Nachäffung des französischen Schulwesens, statt der Einführung wildfremder Lehrgegenstände dem Unterricht und der Bildung gleich im Anfange eine nationale Richtung zu geben begonnen hätte, wenn man z. B. anstatt zuerst mit der französischen Grammatik, lieber mit dem Unterricht in dem nationalen Idiom, der Nationalliteratur und der nationalen Geschichte anfangen würde!

Es ist wahr: was in den vorhergehenden Bemerkungen

gerügt wurde, bezieht sich mehr auf die Regierung, auf die Machthaber, als auf die einzelnen Privaten Konstantinopels. Von seiten der letztern ist in den vergangenen zwanzig Jahren so manches geschehen, was auf geistigen Fortschritt hindeutet, was uns klar beweist, dass der hohe Wellengang des abendländischen Geisteslebens die Gestade des Bosporus doch nicht ganz unberührt gelassen hat. Wer den von Herrn Belin im „Journal Asiatique" zeitweise veröffentlichten, sorgfältigen biographischen Studien einige Aufmerksamkeit spendet, wird einsehen müssen, dass es den Osmanen an Lust und Willen doch nicht gänzlich fehlt; denn die neuesten Publicationen zeigen auf eine innere Geistesgärung, auf ein Erwachen zu gesündern Ansichten hin. Wir begegnen jahraus jahrein einer erklecklichen Anzahl von Büchern, die sich mit Universal- und Specialgeschichte befassen. Schwerfällig geschriebene, mit Wortschwall überladene Werke einheimischer Autoren werden abgekürzt, vereinfacht und dem allgemeinen Verständnisse mundgerecht gemacht. Man veröffentlicht Werke über allgemeine Geographie sowol als ausführliche Beschreibungen des türkischen Reiches. Es werden Abhandlungen über Physik, Chemie und Astronomie sowie über viele andere der neuern Wissenschaften verfasst, die von den betreffenden Autoren auf eigene Kosten mit materiellen Opfern gedruckt werden, und bisjetzt nur einen äusserst begrenzten Kreis von Lesern haben. Männer wie Ahmed Wefik Efendi, Derwisch Pascha, Midhat Pascha, Munif Efendi, Ahmed Tewfik Bey u. a. würden jeder culturbeflissenen Nation zur Ehre gereichen. Russland hatte zur Zeit seiner ersten Reformbewegung nicht die Hälfte dieser Kräfte aufzuweisen, doch hier hat der Staat sich ins Mittel gelegt, und hat selbst die leitende Rolle eines Civilisators mit Energie übernommen; denn zugestanden, dass Bildung nicht durch Edicte verbreitet werden kann und dass der eigent-

liche Aufschwung nicht von oben nach unten beginnen muss, so ist doch nicht zu leugnen, dass ein kräftiges Untermarmgreifen bei den Asiaten stark von nöthen ist, — und diese Pflicht hat die Pforte bis heute entschieden vernachlässigt.

Nach Gesagtem wird der allgemeine Bildungsstand einer Gesellschaft, wo Intelligenz und Beamtenstand gleichbedeutend ist, wol auch nicht in einem viel günstigern Lichte entworfen werden können. Dass Bildung, wie wir dieses Wort in Europa verstehen, im moslimischen Asien zu keiner Zeit eine allgemeine war, es auch nicht sein konnte, dessen haben wir schon früher erwähnt. Dessenungeachtet wäre es schwer, in Abrede zu stellen, dass man selbst im ottomanischen Kaiserstaate noch bis zum Anfange des jetzigen Jahrhunderts für die Trümmer der einstigen mohammedanischen Cultur stets noch so viel Achtung und Interesse an den Tag legte und noch legt, als dies bei der bunten Völkermosaik ottomanischen Nationalbegriffs eben möglich war, und soweit man von Türken, einer vorzugsweise kriegerischen Rasse, im allgemeinen Bildung erwarten kann.

Ton und Anstand haben es noch im Anfange dieses Jahrhunderts erheischt, dass jeder dem bessern Stande Angehörige für das geistige Streben seiner Zeit ein gewisses Interesse bekunde. Nicht nur bei Privaten und Beamten der Hauptstadt, sondern selbst in den Provinzen war im Hause so manches Derebeys eine kleine Büchersammlung, mitunter auch eine bescheidene Bibliothek anzutreffen; denn diese Gaugrafen, so hörte ich oft erzählen, haben darin eine Ehre gesucht, seltene Exemplare berühmter Werke zu besitzen, obwol sie selbst häufig des Lesens und Schreibens unkundig waren. Bei den Paschas und Efendis Konstantinopels und anderer Städte ward das Büchersammeln bisweilen zur Leidenschaft. Man wusste

ganze Stellen der bessern Lyriker auswendig, man gab sich die jedenfalls zeitverschwenderische Mühe, die Kunstprosa eines Saad-ed-din und Kemalpaschazade in den amtlichen und Umgangsstil einzuführen, wollte für einen Kenner der altorientalischen Musik gelten, bestrebte sich, in Kleidung, Sitten und Manieren, ja in allem ein orientalisch gebildeter Mann zu sein. Soviel ich mich erinnere, — denn ich selbst habe noch einige Exemplare jener alten Geistesrichtung gesehen — war es auch nur das ethnographische Aeussere, welches dem Osmanli zum Ausdrucke des urwüchsigen Asiaten fehlte. Hinsichtlich seiner Manieren, Denkungsweise und seiner Weltanschauung war er ganz das Prototyp des moslimischen Weltmannes vergangener Jahrhunderte.

Nun mussten mit einem male alle die uralten Begriffe über Bildung theils gänzlich aufgegeben, theils wesentlich umgestaltet werden. Die Regierungszeit Sultan Mahmud's bestand eigentlich nur aus Vorbereitungen zu dieser jedenfalls wichtigen socialen Umgestaltung. Nur Einzelne betraten die Bahn der Neuerungen mit ebenso linkischen als furchtsamen Schritten, während die grosse Mehrzahl in der Hauptstadt sowol als in der Provinz sich theils fern hielt, theils den höhern Ortes dictirten Civilisationsbegriffen nur mit Widerwillen fügte. Als der jugendliche Abdul Medschid den Thron bestieg, nahm die Zahl der Neologen bedeutend zu, den Culminationspunkt aber erreichte diese Umgestaltungsperiode nach dem Krimkriege, als man durch die handgreiflichen Beweise der guten Absichten Europas zum Einlenken in die neue Bahn sich am meisten angespornt sah. Ich sah die Verhältnisse jener interessanten Periode als Augenzeuge mit an, und muss gestehen, dass ich die Selbstbekämpfung, mit welcher die Umgestaltung des innersten Wesens der mohammedanischen Gesellschaft verbunden war, vielfach bewunderte. Es ist bekann-

termassen viel leichter, den ganz uncultivirten Menschen zu civilisiren, als eine Jahrtausende alte Civilisation durch eine andere, neue, zu ersetzen. Bei der grossen Kluft, welche die Weltanschauung des alten Asiens von der des jungen Europas trennt, ist dieser Process noch viel schwieriger, da es sich hier noch um die Beseitigung solcher moralischen Eindrücke handelt, welche mit den physischen Eigenheiten in engem Zusammenhange stehen, ja ihrem Ursprunge nach von letztern sogar herrühren. Der moderne Osmanli musste bei seinen ästhetischen Begriffen, seinem Anstande und bei der Moral geradezu in das Gegentheil umschlagen, und was ihn früher schneeweiss dünkte, musste er nun als pechschwarz ansehen. Wenn z. B. früher die äussere Erscheinung des Mannes nur dann für anständig und würdevoll gehalten wurde, wenn er in ein langes, faltenreiches Gewand gehüllt, mit dem marmorkalten Ausdrucke des Ernstes auf dem Gesichte, den Kopf sanft zur Brust hinabneigend, in sehr gelassenem Schritte, von einem zahlreichen Dienertross begleitet, auftrat, — so musste man jetzt, um dem herrschenden Tone zu entsprechen, eng anliegende Kleider tragen, mit heiterer Miene, Kopf und Hände bewegend, das Spazierstäbchen anmuthig schwingend, im flüchtigen europäischen Gange sich einherbewegen; mit Einem Worte: lauter solchen Anforderungen entsprechen, die dem Orientalen von Natur aus zuwider sind. Wenn zu den frühern Anheischungen auf Bildung die Kenntniss der arabischen und persischen Sprache, die Vertrautheit mit den classischen Dichtern und berühmten Stilisten gehörte, wenn man von jemand forderte, er müsse in der Conversation bei jedem dritten Worte irgendeinen passenden Vers citiren und im Stile ellenlange Constructionen mit sorgfältiger Vermeidung türkischer Wörter gebrauchen, — so galt es jetzt vor allem, französische Grammatik gelernt zu haben, um im Gespräche

über französische Literatur ein Wörtchen hineinwerfen zu können, und im Stile statt überschwenglicher Bilder und Bombasten, einfache Redensarten, ja was das Schrecklichste von allem ist, rein Türkisch zu schreiben. Horrendum dictu! Man ist in dieser Richtung heute schon so weit gegangen, dass z. B. der junge osmanische Diplomat in einer feinen Conversation von seinem ungebildeten Landsmanne ebenso wenig verstanden wird, wie er es vor hundert Jahren war. Damals waren es arabisch-persische Floskeln, heute sind es französische Wörter, mit denen er seine Rede bis zum Unverständnisse verunstaltet, und seinem Stile allmählich den Charakter einer lingua franca verleiht. In den vom Baron Schlechta herausgegebenen „Manuel Terminologique français-ottoman" ist die Zahl der europäischen Wörter schon sehr bedeutend, und sollte es so weiter fortgehen, so werden die Türken ein grösseres Fremdwörterbuch brauchen als die Deutschen. Ferner, wenn man früher z. B. im musikalischen Genusse an dem tiefdüstern, melancholischen Tone des *Kanuns* (Psalter) sich ergötzte und die Virtuosen dieses Jahrhunderts, zumeist Araber, vergötterte; wenn man sich die Mühe gab, *Huseini, Meschreb, Buselik* und andere Tonarten unterscheiden zu können, wenn man berühmten Sängern mit einer frenetischen Begeisterung die alten Weisen arabischer und persischer Lieder ablauschend, bisweilen unwillkürlich in ganzer Gesellschaft im Refrain des „*Ja habibi! Ja lebibi!*" („O mein Theuerer, o mein Weiser!") einstimmte, — so sollte man jetzt in der Musik an Opern wie „Norma", „Traviata", oder „Rigoletto", wie man solche in Pera oder in Europa gelegentlich gehört hat, sein Gefallen finden, ja selbst einzelne Arien nachtrillern können, ein Bestreben, bei welchem so mancher gute Osmanli in die erdenklichste possirliche Stellung geräth. Selbst im Bereiche der Speisen und Getränke hat das mächtige Aufgebot „A la franca"

einzugreifen begonnen. Wenn der Türke seit undenklichen Zeiten, mit untergeschlagenen Beinen auf der Erde sitzend, mit ziemlicher Schnelligkeit seine butterweich gekochten Fleischspeisen mit den Fingern zerbröckelnd verzehrte, so sollte er jetzt des Sessels, der eisernen Mordwaffen, alias Esszeuges sich bedienen, und irgendeinen harten Braten, oder das halbblutige Beefsteak goutiren, — jedenfalls ein fürchterliches Experiment für einen an solche Kost nicht gewöhnten Magen!

Dem Beobachter all dieser Umgestaltungen musste in erster Reihe die Naturwidrigkeit, in zweiter Reihe die Zwecklosigkeit eines solchen Verfahrens im vorhinein auffallen. Hätte man die Veränderungen am Sittengemälde, in den Bildungsbegriffen nur ausschliesslich bei der jungen Welt begonnen und die alte in ihrer frühern Lebensweise gelassen, so wären vielleicht mehr Chancen für den Erfolg möglich gewesen, und eine ganze Gesellschaft hätte sich dem Hohn, der Lächerlichkeit nicht ausgesetzt. Leider war dies in Asien, in dem noch immer patriarchalischen Asien, wo die Jugend noch immer dem Beispiele der Alten folgen soll, nicht ausführbar, und so muss man bei jedem Schritt und Tritt auf die früher erwähnte Naturwidrigkeit stossen. So z. B. habe ich mir nie etwas Barockeres vorstellen können, als dem erwachsenen Orientalen von echtem Schrot und Korn zuzusehen, wie er sich bemüht, an den aus Europa importirten Literaturstücken sich zu delectiren und für solche bisweilen in Ekstase zu versetzen. Es ist bekannt, dass die moderne türkische Literatur unter allen Völkern Europas bisjetzt den Franzosen die meiste Aufmerksamkeit geschenkt hat. Was ins Türkische übersetzt wurde, gehört der Mehrzahl nach der französischen Literatur an; und der Anblick, wie ein Kiatib dem in unsern Augen classischen Buche Fénélon's, das überall als erste Lektüre genommen wird, Geschmack abzugewin-

nen sich bemüht, ist fürwahr höchst interessant. Es ist vor allem die in unsern Augen als Hauptzierde geltende Einfachheit des Stils und die Leichtfasslichkeit des Inhalts ihm etwas ganz Unbegreifliches. Hierzu hommt noch, dass das dem classischen Alterthume Griechenlands entnommene Sujet ihm wildfremd erscheint. Dem strammen moslimischen Monotheismus bleibt der griechische Olymp immer ein Räthsel. Der Gott des Wassers und des Feuers, des Himmels und der Erde sind dem Frommen ebenso schaudererregend, als sie dem Freidenker nur kindisch scheinen. Wie nun der mohammedanische Neologe an einem solchen Buche Gefallen finden soll, er, der nicht so wie wir von der Jugend auf mit griechisch-römischen Classikern Bekanntschaft gepflogen, ist jedenfalls sehr sonderbar. Nebst „Telemach" waren seinerzeit Ségur's „Diplomatische Maxime", einige Werke Voltaire's und anderer besserer französischer Schriftsteller en vogue, doch muss ich frei gestehen, dass die in denselben enthaltene Lebensphilosophie, trotz aller Anstrengungen, den Orientalen nicht recht munden konnte. Heute natürlich ist die Zahl der ins Türkische übersetzten Bücher bedeutend angewachsen. Die Türken haben heute ihren „Graf von Monte-Christo", ihre „Guliver's Reisen" und viele andere Romane; doch wie diese aus der Tiefe des europäischen Gesellschaftslebens genommenen Erzählungen den über Europa nur oberflächlich unterrichteten, unsern socialen, politischen und religiösen Verhältnissen so fern stehenden Osmanlis gefallen können, ist in der That ein Räthsel, und man kann sich wirklich nichts Ungeschickteres denken, als wenn der civilisirt sein wollende Türke oder mohammedanische Asiate im allgemeinen mit diesen Resultaten der modernen Cultur herumtändelt. Ist doch alles, was wir denken und sinnen, wonach wir treiben und jagen, von seiner Weltanschauung so grundverschieden, dass er selbst beim

kühnsten Geistesfluge in dem fremdartigen Gemälde sich nicht zurechtfinden kann! So verhält es sich auch mit der Musik. — Mehrere Jahre hindurch habe ich stundenlang in den Winterabenden die Weisen jener Musik mit angehört, durch welche die asiatischen Mitglieder meiner Gesellschaft begeistert, zu wahrer Ekstase hingerissen wurden, ohne dass auch nur eine einzige Arie in meinem Gehör sich einbürgern oder auf meine Gemüthsstimmung einen Einfluss ausüben konnte. Aehnliches muss natürlich bei dem asiatischen Hörer unserer Musik der Fall sein. Die Anekdote von dem Orientalen, der bei einem Theaterbesuche in Europa von der ganzen Musik einer Oper nur am Stimmen der Instrumente den meisten Genuss fand, ist bekannt. Doch liegt in diesem Scherze ein grosses Quantum Wahrheit. Man muss erwägen, welch himmelhoher Unterschied zwischen der Musik Asiens und der Europas existirt, um begreifen zu können, dass das Gemüth der Orientalen selbst von den schönsten Erzeugnissen unserer Tonkunst ganz unberührt bleibt, demzufolge jede Beifallsäusserung nur eine erkünstelte und gezwungene ist.

Leider ist es auch mit den bisjetzt ins Türkische übertragenen Werken streng wissenschaftlichen Inhaltes nicht besser bestellt. Was soll das eine oder andere Werk auf dem Gebiete der exacten Wissenschaften frommen, wenn zum Verständnisse desselben die Elementarbegriffe fehlen, jene Begriffe, die wir uns in den untern Schulen und in einer solchen Lebenszeit aneignen, die bei dem Moslimen zu ganz andern Studien verwendet wird? So bedingt auch das Verständniss unserer philosophisch-historischen Werke eine Basis classischer Vorbildung, die dem strebsamen Türken oder Perser abgeht und eine ewige Lücke in seinen Studien zurücklässt. Es ist wahr: die aussergewöhnliche Geistesbegabtheit, welche dem Orientalen im allgemeinen

eigen, und von der noch weiterhin die Rede sein wird, befähigt den einen oder andern in der That Unglaubliches zu leisten, indem es schon Leute gegeben hat, die in der orientalischen *und* occidentalischen Bildungswelt zugleich sich heimisch fühlten. Solche Giganten, die nicht genug bewundert werden können, sind jedoch nur selten anzutreffen, und unter den bestehenden Verhältnissen muss es zugestanden werden, dass die Mittel, von welchen man die günstige Umgestaltung des geistigen Lebens in dem uns nahe gelegenen Asien erwartet, vielleicht in bester Absicht ausgedacht, aber sehr unpraktisch ausgeführt, und dass eben dieser Umstand der wahren Begeisterung für unsere Cultur bisjetzt im Wege gestanden hat.

Was aber auf die heutige Culturzustände des moslimischen Asiens das entschieden betrübendste Licht wirft, ist die Vernachlässigung ihrer eigenen, strenggenommen wissenschaftlichen Literatur der Vergangenheit, ja es wird meine Leser fast unglaublich dünken, wenn ich sage, dass sie eben durch die gelehrten Bestrebungen Europas auf die Existenz derselben aufmerksam gemacht wurden.

Vage Begriffe über die einstige Blüte mohammedanischer Gelehrsamkeit sind bei Arabern, Persern und Mittelasiaten noch hier und da, bei den Osmanen aber äusserst selten anzutreffen, und es ist demnach gar nicht zu verwundern, wenn man in Konstantinopel und Kairo zur Edirung gewisser gelehrter Werke sich nur dann erst anschickte, nachdem unsere Orientalisten die allgemeine Aufmerksamkeit auf dieselben gelenkt hatten. So entstand eine türkische Ausgabe des Ibn Chaliduns nur nachdem Quatremère die Prolegomena dieses berühmten Philosophen veröffentlicht hatte, man fing in Stambul von Kiatib Tschelebi oder Hadschi Chalfa häufiger zu sprechen an, nachdem Flügel das „Dschihannuma“ („Weltschau“) edirt hat, und ist es nicht merkwürdig genug, dass man selbst von der

Culturblüte der Mauren in Spanien nur dann erst nähere Kenntnisse erhielt, nachdem Zia Bei auf Grund der genug seichten Viardot'schen Arbeit seinen „Tarich-i-Endelus" („Geschichte Andalusiens") geschrieben hatte. Es ist selbstverständlich, dass diese Nachlässigkeit, diese Selbstvergessenheit zumeist in der neuen Geistesrichtung ihren Ursprung findet, wir wollen auch zugeben, dass die eigentlichen Literaturschätze der frühern Islamwelt aus Asien beinahe gänzlich verschwunden, nur noch in Bibliotheken unserer europäischen Hauptstädte anzutreffen sind, und wissensdurstige Orientalen auch in der That schon zur Benutzung der orientalischen Manuscriptensammlung von Paris, Wien und London sich gezwungen sehen. Doch ist es eben dieser letzterwähnte Umstand, dass man im Orient derartige Monumente nicht genug werthvoll findet, und sie den Frengis für Geld überlässt, ein laut sprechender Beweis für geistige Verkrüppelung, denn wie kann das Trachten nach fremdem geistigen Kapital dort von Erfolg begleitet sein, wo die eigenen Schätze unbekannt und unbeachtet geblieben sind?

— — — — — — — — — — — —

Wenden wir nun unsern Blick vom Culturstande der ottomanischen Gesellschaft nach dem östlicher gelegenen Iran, so werden wir hier einem Bilde von wol verschiedenen, aber nicht günstiger stimmenden Zügen begegnen. Der Culturrayon Irans umfasst nicht nur alle Schiiten, nicht nur die verschiedenen unter der kejjanischen Krone vereinigten Völkerelemente, sondern er erstreckt sich in mancher Hinsicht bis zur östlichen Grenze des alten Chorasans, inwiefern er nämlich Afghanen Parsiwans und Tadschiks sunnitischer Confession auch beeinflusst, und jedenfalls als Mittelglied zwischen dem östlichen, d. h. dem ganz unveränderten, und dem westlichen, d. h. dem vom europäischen Einflusse schon angehauchten Islam dasteht.

In dieser Stellung ist die iranisch-moslimische Cultur auch am meisten dazu berufen, eine Vermittlerin der neuen Weltanschauung in dem entferntesten islamischen Asien zu sein, und ist demzufolge unserer vollen Beachtung würdig. Was die iranisch-moslimische Cultur von ehedem war, wie sehr sie zum eigentlichen Lebensathem der ganzen mohammedanischen Bildung Asiens geworden — indem von der mit Gewalt zu Boden gedrückten Flamme iranischen Nationalgeistes der barbarische Unterdrücker selber erhellt wurde — dessen braucht heute, und am allerwenigsten hier Erwähnung zu geschehen. Für uns handelt es sich zu wissen, ob und welchen Einfluss die Civilisationsbestrebungen auf die Schule, Literatur und die allgemeine Bildung Persiens auszuüben im Stande waren, und unsere hierauf bezüglichen Erfahrungen lassen sich in Folgendem zusammenfassen.

Es muss vor allem die Bemerkung vorausgeschickt werden, dass wir hier mit einem innerasiatisch-mohammedanischen Staate zu thun haben, der dem Wissensdurste unserer Gelehrten, den commerziellen Absichten unserer Handelswelt und den diplomatischen Beziehungen unserer Regierungen entfernter lag, daher auch von dem abendländischen Einflusse mehr verschont geblieben ist als das nachbarliche ottomanische Kaiserreich. Während im letztern die Culturbestrebungen des Abendlandes schon funfzig Jahre hindurch alles gewaltsam unterminiren, während unsere Cabinete der Reihe nach mit ihren Civilisationsexperimenten auftraten, ist in erstern noch alles so ziemlich beim alten geblieben. Hier ist Schule, Bildung und Literatur noch von jenem Geiste belebt, welchen die Culturzustände zur Zeit der Abbasiden geschaffen, und hat gleich diese alte Bildung im Verlaufe von mehr denn sechs Jahrhunderten keinen Fortschritt gemacht, so ist sie auch in wenig Punkten rückgängig geworden. In Persien, in die-

sem moslimisch-asiatischen Lande κατ' ἐξοχήν, ist alles stationär, alles sterotyp geblieben. — Als ich auf meinen Reisen dieses Land in allen vier Richtungen von einem Ende bis zum andern durchmessend, meine auf die moderne Cultur bezüglichen Betrachtungen anstellte, habe ich in der That nur im Nordwesten, wohin der abendländische Einfluss theils auf russischem, theils auf türkischem Kanale leichter gelangen konnte, nur einige leise Veränderungen bemerken können. Es sind dies Veränderungen, deren Mitte, vielleicht richtiger Ausgangspunkt in Teheran liegt, die aber zu unbedeutend sind, als dass ihre Wirkung im Süden oder im Osten spürbar wäre. — Was das Schulwesen anbelangt, so florirt in Iran noch überall das mittelalterliche System im Elementarunterricht, ein System, welches bei dem geistig begabten iranischen Volke jedenfalls erspriesslicher wirkt wie bei den Türken, da in Iran die Zahl der Schriftkundigen eine viel grössere ist. Die Bildung im allgemeinen wird jedoch hierdurch nur wenig befördert. Wer seinen Koran lesen und eine kleine Rechnung schreiben kann, wer einige Abschnitte aus Saadi und Hafiz, einige Elegien aus der schiitischen Martyrologie auswendig gelernt hat, der hat den Anforderungen des bürgerlichen Lebens Genüge gethan und kann mit einer solchen Bildung als Kaufmann oder Handwerker vollauf prosperiren. In was Persien einen merklichen Rückschritt gemacht hat, das bezieht sich zumeist auf seine Hochschulen. Umsonst suchen wir heute auch nur den Schatten jener Herrlichkeit, von welcher uns die Culturgeschichte der Seldschukiden, Ilchaniden und Sefiden berichtet. Als ich unter den Platanen des noch immer prachtvollen Collegiums Maderei Schah zu Ispahan einen gelehrt sein wollenden Achond nach Büchern fragte, wies er auf das grosse Reservoir hin, in welchem die afghanischen Horden Mahmud's die werthvolle Bibliothek vernichtet haben sollen.

In Nischabur, in der Heimat Ferid-ed-din Attar's und Chejjam's, zeigte man mir Ruinen früherer Collegien, die von Mongolen, Oezbegen und Turkomanen eingeäschert worden seien. Ueberall heisst es: „Schakale und Nachteulen hausen in den Zellen früherer Gelehrsamkeit.“ Doch muss ich offen gestehen, ich habe hierin nur eine poetische Redensart gefunden, denn obwol Persien gewaltigen politischen und socialen Erschütterungen ausgesetzt war, obwol mit Untergang des materiellen Wohlstandes hier sowie überall ein geistiger Verfall eintreten musste, so hätte der Sturz doch nicht so schrecklich, das Hereinbrechen der Nacht nicht so plötzlich sein müssen, wenn wir erwägen, dass die Cultur hier eine stark nationale Färbung hatte, und der lähmende Einfluss der abendländischen Civilisation so ziemlich fern blieb. Ja das Sinken der persischen Hochschulen ist für den Forscher ebenso überraschend als betrübend! Die Achonde (Lehrer) und Schüler der heutigen Medresse können sich nur dicke Turbane um den Kopf winden, oder noch dickere Bücher über schiitische Controversen schreiben, aber vom ganzen Lichtkranze früherer Glorie sind nur einige Funken übriggeblieben, nämlich die etwas gründlichere Kenntniss der arabischen Sprache und Literatur, wodurch sie sich von ihren Standesgenossen in der übrigen Islamswelt unterscheiden.

Um so mehr ist es daher zu verwundern, wenn wir dessenungeachtet bei den bessern Ständen, d. h. in der Mirzawelt, einem seltenen Grade von Belesenheit begegnen. Sinn für belletristische Nationalliteratur ist selbst in den untersten Schichten vorhanden; denn man wird oft Maulthiertreiber antreffen, die auf dem nächtlichen Marsche Verse recitirend, hinter dem schwerbepackten Thiere einhertraben. Bei den Gebildeten natürlich tritt diese Eigenschaft noch prägnanter hervor, und man trifft häufig Leute an, die, ohne zur Klasse der Schöngeister oder der Literaten zu gehören,

eine erstaunliche Anzahl classischer Verse im Gedächtnisse haben; ja, es ist nicht übertrieben, wenn ich behaupte, dass das Interesse für die Nationalliteratur in Persien gewiss so lebhaft, wenn nicht lebhafter sei als in welch immer gebildetem Lande Europas. Wo ist bei uns ein Nationalepos so tief in Mark und Bein des Volkes gedrungen als z. B. das Schahnameh in Persien? Auf den Stadtthoren, über Bädern, über Spezerei- und Getreidehandlungen findet man bildliche Darstellungen einzelner Episoden, und das Gemälde mag noch sò primitiv und grotesk sein, so wird doch der schlichte Bauer den Rustem, Zal oder den Div Sefid sofort erkennen. Aehnliches gilt auch von den Lyrikern und einigen classischen Prosaikern. Natürlich zehrt man nur stets am Alten, denn Neues wird nicht geschaffen; doch ist immerhin diese literarische Regsamkeit, welche die bessere Gesellschaft der Türkei nie besessen hat, ein ganz triftiger Grund zu der Annahme, dass der Perser auf dem Gebiete des geistigen Strebens sich hoch über seine Glaubensgenossen in Asien erhebt und zu den schönsten Hoffnungen berechtigt, falls ein reformatorischer Geist mit Vermeidung der traurigen Fehlgriffe türkischer Staatsmänner ebendiese Basis dem vollen Werthe nach zu würdigen verstehen sollte.

Schön und erhaben, wie die Begeisterung für die literarische Welt der Vergangenheit auch immer sei, ist sie in Persien andererseits aber auch von nachtheiliger Wirkung, indem man vom Glanze einer längst untergegangenen Sonne verblendet, den Schimmer des nun aufgehenden neuen Lichtes nicht sehen will. Wenn der Türke durch Fanatismus und Indolenz, ist der Perser durch Eigendünkel und Nationalstolz von der wahren Erkenntniss der Dinge abgehalten. Diesem Fehler stehen noch zwei andere Uebelstände zur Seite. Erstens die schon erwähnte territoriale Entfernung vom Abendlande; denn alles, was aus Europa nach Iran

gedrungen, ist nur auf Umwegen dahin gelangt. Zweitens, hätte man in Persien bei der Literatur nicht nur auf Belletristik und Geschichte, sondern auch auf die exacten Wissenschaften der alten arabischen Gelehrsamkeit sein Augenmerk gerichtet, so hätte man infolge des natürlichen Zusammenhanges sich auch viel leichter auf die Bahn der modernen Wissenschaften gelenkt, und man müsste nicht überall aufs neue beginnen. So wie die Dinge heute stehen, ist es gar nicht zu verwundern, wenn z. B. berühmte Aerzte von Kaschan, Teheran und Meschhed mir gegenüber über die Ansichten unserer Heilkunde sich spöttisch äusserten, wenn Alchymie und Astrologie noch immer die Stelle der Chemie und Astronomie vertreten, und wenn die durch Taki Chan errichtete Militärschule sammt den medicinischen Collegien bis heute nur wenig oder gar keine Früchte getragen haben. So sehen wir denn auch, während die Türken eine beträchtliche Anzahl von Werken aus allen Fächern der modernen Wissenschaften in ihre Muttersprache übertragen haben, sind bei den Persern höchstens einige Lehrbücher der Anatomie oder der verwandten Gegenstände aus dem medicinischen Fache übersetzt worden, und selbst dieses ist nur auf Anregung des um Persien so sehr verdienstvollen Dr. J. E. Polak oder des Dr. Cloquet geschehen. Auf dem Gebiete sonstiger Kunde über das Abendland ist ihre erhitzte Phantasie von der aussergewöhnlichen Laufbahn eines Peter des Grossen oder Napoleon I. angezogen worden, und persische Versionen über diese zwei Helden unserer modernen Geschichte sind so ziemlich im Umlauf. In der Geographie, wo noch das alte Ptolemäische System herrscht, hat man einige verworrene Begriffe über Asien und kennt von Europa höchstens nur die hervorragendsten Nationen und die Hauptstädte der grössten Länder; und wenn ich hierzu noch der sogenannten officiellen Staatszeitung erwähne, die nur Lobhudeleien über

den König und Berichte über seine Jagdausflüge enthält, so wäre wol alles bekannt gemacht, was in Iran auf dem literarischen Gebiete zur Annäherung an Europa geschehen ist. Es leidet daher keinen Zweifel, dass die Geistesregsamkeit und der Scharfsinn des iranischen Volkes bis zur Stunde im Kampfe für die neue Weltanschauung, für das neue Leben noch sozusagen gar nicht verwerthet worden ist. Man steht hier nicht in der Fähigheit, sondern im Fortschritte auf der Bahn der Reformen, hinter dem westlichen Nachbarstaate weit zurück, hat aber dafür den Ersatz: die alte orientalische Bildung treu bewahrt zu haben und von den Uebeln der Uebergangsperiode vorderhand noch nicht beeinträchtigt worden zu sein.

Wenn es mit Persien, das wir als Mittelpunkt zwischen dem fernen und nahen moslimischen Asien bezeichneten, in vorher erwähnter Weise bestellt ist, wird wol niemand von der pechschwarzen Finsterniss überrascht sein, in welche Mittelasien noch heute gehüllt ist. Ich sage ausdrücklich pechschwarze Finsterniss, weil hier selbst jenes Licht fehlt, welches den Funken vergangener Cultur in Iran erzeugt, und weil das Land jenseit des Oxus selbst seine Glanzperiode nur dem überströmenden Lichte des iranischen Mutterlandes verdankt. — Bildung und Wissenschaft haben, mit etwaiger Ausnahme des Zeitalters der Samaniden, in den centralasiatischen Städten nur zu jener Zeit Verbreitung gefunden, als Belch, Nischabur, Gazni und Ürgendsch so viele Strahlpunkte der Gelehrsamkeit bildeten, und als Herat, diese alte Hauptstadt Chorasans, durch einige Timuriden zum Centrum der ganzen islamischen Bildungswelt gemacht wurde. Mit dem Eintritte des Verfalls im östlichen Iran war Mittelasien natürlich noch tiefer gesunken. Die rauhe Natur der angrenzen-

den Steppen, der ewig kriegerisch gestimmte Sinn seiner Einwohner stand einem langanhaltenden friedlichen Verkehr mit der Aussenwelt, und jeder geistigen Regsamkeit stets im Wege, und ist gleich die Zahl der niedern und höhern Schulen in Turkestan eine grössere als in Persien — die Bildung, ich meine die asiatisch-mohammedanische Bildung, ist daselbst doch bedeutend geringer als im letztgenannten Lande. Unter solchen Verhältnissen kann natürlich von Europa und von dem Einflusse seiner Cultur auch nicht im entferntesten die Rede sein. Nur die höchsten Spitzen der Gesellschaft haben einige vage Begriffe über Europa, das hier in der neuesten Zeit im russischen Kleide seinen Auftritt gemacht hat; Begriffe, die zumeist auf die teuflischen Künste und die Uebermacht der Frengis sich erstrecken. Ist vom Wohlstande, der Macht und der Grösse Europas die Rede, so tröstet man sich immer mit dem Koransatze: „Die Welt ist der Kerker der Gläubigen und das Paradies der Ungläubigen", — und blickt auch mit grimmigem Abscheu auf alles, was die leiseste Spur der Neuerung an sich trägt. Wie denn auch anders? Wir haben in Mittelasien vor uns ein lebendes Stück achthundertjähriger Vergangenheit, namentlich jene Periode im Leben des Islams, als das Denken gewaltsam niedergedrückt, der schwarze Dämon der Bigoterie und des Fanatismus alles in Finsterniss gehüllt und jede geistige Regung unmöglich gemacht hat.

X.

Industrie und Handel.

Wenn beim geistigen Erwachen Europas unsere Industrie und unser Handel einen erfreulichen Aufschwung nehmen konnte, so ist es selbstverständlich, dass im moslimischen Asien mit dem Erlöschen der Culturperiode auch diese zwei Hauptquellen des staatlichen und geselligen Lebens allmählich zu versiegen begannen. Es muss die Bemerkung vorausgeschickt werden, dass so wie unsere heutigen Begriffe über Bildung und Wissen auf die mohammedanische Cultur der Vergangenheit nicht angewendet werden können, man ebenso wenig die Industrie und den Handel des mittelalterlichen Asiens mit dem Massstabe moderner Auffassung messen darf. Ein riesiger Unterschied ist zwischen dem alten Asien und dem jungen Europa auf diesem Gebiete des menschlichen Sinnens und Wirkens anzutreffen. Zugestanden, dass der Satz: „Ex Oriente lux", vielleicht mehr als eine Phrase sei, und dass der menschliche Geist unter dem heissen Klima Asiens die Fittiche ebenso hoch schwingen könne wie im gemässigten Europa, so hat es doch eine ganz andere Bewandtniss mit Industrie und Handel, wo nicht nur geistige, sondern auch körperliche Regsamkeit erforderlich ist, mit Einem Worte: wo solche physische Eigenheiten den Ausschlag geben, die den Orien-

talen zumeist abgehen; und was das moslimische Asien auf diesem Felde aufweisen kann, ist in der That nur ein kleiner Funke im Vergleiche zur hellauflodernden Flamme des commerziellen und industriellen Lebens der Neuen Welt.

So wie es eine unbestreitbare Thatsache ist, dass die eigentliche Bildung des mohammedanischen Asiens, der feine Geschmack und Kunstsinn als Hauptquell in den Culturüberresten des Sassanidenreiches zu finden ist, ebenso muss der Ursprung all jener Künste und industriellen Vollkommenheiten, in welchen die mohammedanischen Völker des Morgenlandes sich von jeher ausgezeichnet haben, nur in Persien gesucht werden. Dieses Land, wohin so manches aus Indien verpflanzt wurde, noch mehr aber aus der Blütezeit des westlichen Mediens und Assyriens vor den verheerenden Zeitstürmen sich einigermassen flüchten konnte, hat in Kunst und Industrie schon zu jener Zeit Triumphe gefeiert, als seine spätern Unterdrücker, die Araber, noch auf den nackten Sandsteppen umherirrten, und als seine jetzigen Lehrer, die Europäer, noch gleich den Halbwilden ihr Dasein fristeten. Kein Wunder daher, wenn erstere auf ihren Siegesmärschen gegen Osten von den Prachtbauten, von dem Luxus in Kleidungsstücken und in Waffen ganz überrascht wurden, und wenn letztern die Berichte über den Juwelenschmuck, über den Farbenglanz der Brocate und die Pracht der Gärten, welche die Kreuzfahrer heimbrachten, gleich Wundermärchen klangen. Alle Zweige der Kunst und der Industrie waren in der That schon damals sehr lange in Persien zu Hause. Später hat sich der Wirkungskreis erweitert, aber nur die Nachfrage nach iranischen Erzeugnissen, nicht aber die Kunstfertigkeit hatte zugenommen; denn so wie z. B. die Baumonumente des ersten iranisch-moslimischen Zeitalters hinter den Ueberresten der alten Parsicultur weit zurückstehen, ebenso konnten jene Fabrikate in Seide und Wolle, in Hausgeräthen

und Schmuckgegenständen, in denen das barbarische Europa die Herrlichkeit des Ostens zuerst bewunderte, es lange nicht mehr mit ähnlichen Erzeugnissen der Vergangenheit aufnehmen. Zur Zeit der arabischen Invasion des östlichen Irans war ein einziges Stück Seidenstoff oder Seidenteppich gleichwerthig mit dem jährlichen Tribut des reichen Sogdiens, und wurde auch für baare Münze am Hofe des Chalifen angenommen. Ein Shawl oder ein Waffenstück wurde als Rarität von einem Ende Asiens nach dem andern getragen, und als die iranische Industrie über den Kaukasus nach den Gestaden der Wolga und des Dons, und über Syrien an die Gestade des Mittelländischen Meeres gelangte, da war sie durch fremde Einflüsse schon ziemlich entstellt und auf dem Wege nach abwärts begriffen.

Werfen wir einen Blick auf die hervorragenden Zweige der Industrie des mittelalterlichen moslimischen Asiens, je nachdem uns dieselbe aus den Schriften orientalischer Geschichtschreiber und italienischer Reisenden bekannt ist, so werden wir vor allem wahrnehmen müssen, dass im Einklange mit dem herrschenden Geschmacke und Geiste des Orients, ihr Hauptaugenmerk mehr auf die Farbenpracht, auf Glanz und Luxus der Kleidungsstücke, der Waffen und des Reitzeuges, folglich der Aeusserlichkeit, als auf eine solide und bequeme Ausstattung der Haushaltung und auf die Bedürfnisse des alltäglichen Lebens gerichtet war. So hatten zu allen Zeiten die verschiedenartigen Seidenstoffe, als: Musseline, Moirés, Brocate und Atlasse in der Weberkunst einen hervorragenden Platz eingenommen. Kaschan, Isfahan, Jezd, Schiraz und Resecht haben einerseits mit Bochara, Samarkand und Chodschend im Osten, andererseits mit Aleppo, Mosul und Brussa im Westen auf diesem Felde gewetteifert, und es war ein solcher Vorrath vorhanden, dass man nach Aussage Josa-

phat Barbaro's (in der Mitte des 15. Jahrhunderts) nur in Kaschan allein an einem Tage für 10000 Dukaten Seide hätte kaufen können, und hundert Jahre früher, nämlich während der Feldzüge Timur's, wurden ganze Karavanen, mit Seidenstoffen beladen, als Beute oder Tribut nach der Residenz des lahmen Welterschütterers befördert. Seidenstoffe wurden und werden auch heute noch als Zeichen der fürstlichen Huld, als Geschenk zu Feiertagen und Festlichkeiten verabreicht. Bei einem einzigen Festgelage Timur's gingen ganze Ladungen auf, und Uzun Hasan von Persien hat in Gegenwart des venetianischen Gesandten in einigen Stunden an die Tänzerinnen über 300 Stücke verschenkt. Nach der Seidenindustrie nehmen die Metallarbeiten, namentlich die Stahlfabrikation, die Ciselirung, Einlegung und Ausschmückung von Waffen und Geschirren einen hervorragenden Rang ein. Auch hier war Persien, was Qualität und Quantität anbelangt, in erster Reihe vertreten. Was Isfahan, Schiraz, Kerman, Bestam und Nischabur in Panzerhemden und Helmen, in Dolchen und Schwertklingen erzeugte, hat die ähnlichen Producte des alten Taschkends, Namengans und Hissars so ziemlich in Schatten gestellt, und was Syrien und Anatolien erzeugten, hält noch weniger den Vergleich aus; denn Damascus wurde nur als Handelsemporium, nicht als Fabrikstadt der guten Waffen im Westen berühmt, und selbst heute ist bei Klingen in der Classification Schami (Damascener) genannt, als schlechteste Qualität angesehen. Noch heute holt eine alte echte chorasaner Klinge den Preis von 400 Dukaten, und ein Chan von Chiwa soll in der Neuzeit zehn vorzügliche Pferde für ein einziges Schwert gegeben haben. Man verwendete grossen Fleiss auf Stickereien in Leinwand und Leder, auf Posamentierarbeit, in welchen das westliche Asien über das östliche mehr hervortrat, während andererseits die Fabrikation der Teppiche,

welche noch immer den ähnlichen Erzeugnissen des Abendlandes den Rang abläuft, dem Innern Asiens, und zwar den schlichten Einwohnern des Zeltes eigen war. In Teppichen und Shawls hat die moslimisch-asiatische Industrie von jeher culminirt, beide haben von jeher als prachtvolle Deckmäntel der innern Armuth gedient, und sind daher der wahre Ausdruck des orientalischen Kunstsinnes. Ein ähnliches Verhältniss zeigen die vorzüglichen Schnitzereien und Gravirungen, die Arbeiten in Bein und Metallmosaik, in denen es namentlich die Iranier zu einem seltenen Grade der Vollkommenheit brachten; denn wer die Beschreibung des Kunstaufwandes an dem Thore der Moschee von Sultanie, einiger Bauten in Tebris, Isfahan und Samarkand gelesen, wer die Ruinen der Scharuchi'schen Epoche Herats kennt, der wird von der Geschicklichkeit jener Meister einen nicht genug hohen Begriff sich machen können, und sich jedenfalls fragen müssen: welche Früchte hätte wol dieser Fleiss auf einem andern, mehr praktischen Felde tragen können? Es ist demnach nur im Erzeugnisse der theils weichen und schmiegsamen, theils harten und wasserdichten, aus Baum- oder Schafwolle und Kamelhaaren verfertigten Stoffe, in welchen sich eine so ziemlich reelle Richtung kundgibt, da nur hier für den Hausbedarf im strengern Sinne des Wortes gearbeitet wurde. In Tuchstoffen haben in der östlichen Islamwelt schon im Mittelalter die Städte Jezd, Tus, Bestam und die Umgebung von Herat sich ausgezeichnet, während im Westen Asiens die Tuchfabriken von Bagdad, Konia, Engüriü und Brussa sich eines guten Rufes erfreuten. Die besten Abas (feste Stoffe aus Kamelhaaren) hat von jeher Arabistan erzeugt, während das Aghari, ein ähnliches, aber viel feineres Product, aus der Turkomanensteppe hervorging, und noch heute, wiewol schon seltener, hervorgeht. Fügen wir zu dem Gesagten noch die

Erzeugung von Fayence hinzu, in welcher Kaschan excellirte, ohne jedoch China zu erreichen, weshalb auch Ulug Beg zur Decorirung seiner Paläste Künstler aus Cathay herbeigeholt hatte, und wir haben das Bild des industriellen Lebens des mitteralterlichen Asiens in seinen Hauptzügen geschildert.

Wenn wir diesem gegenüber das Bild der ersten industriellen Regungen des aus dem mittelalterlichen Schlafe erwachenden Europas aufstellen, so wird selbst der feurigste Bewunderer Asiens der Wahrnehmung sich nicht erwehren können, dass schon diese erste Regung, dieser leise Athemzug den Keim einer lebenskräftigern Entfaltung mit sich brachte, und dass in der abendländischen Industrie, noch während ihres Kindesalters sich die Symptome der spätern Grösse offenbarten. Es ist wahr, wie in vielen andern Dingen, so war auch hier Mutter Asia unsere Lehrerin, doch wer konnte es leugnen, dass die Lehre auf europäischem Boden, unter europäischem Himmel, sofort eine ganz verschiedene, d. h. praktische, oder wenn man mir den Ausdruck gestatten will, eine europäische Richtung nahm, und die Fabrikationen sofort mit dem Stempel einer grössern Solidität und Ehrlichkeit auf die Welt kamen. Ich will nur ein einziges Beispiel anführen, nämlich die gold- und silbergestickten Tücher Venedigs, ein jedenfalls echt orientalischer Industriezweig, der von Persien nach den Lagunen importirt, dennoch im alten Mutterlande viel mehr geschätzt wurden als die einheimischen Fabrikate, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil in Venedig ein noch bis zum Ende des 13. Jahrhunderts in Erinnerung lebender Magistratserlass die redliche Handhabung des Goldfadens überwachte, während man in Persien den grössten Betrügereien ausgesetzt war. So hat die Tuchindustrie im allgemeinen nie im moslimischen Asien einen festen Boden fassen können, denn fränkisches

Tuch war daselbst schon im 11. Jahrhundert gesucht, und hatte seinen Weg dahin zumeist durch Tana und andere venetianische Handelscolonien gefunden. Aehnlich verhielt es sich mit einem in Venedig fabricirten schweren Seidenstoffe, Ormesino genannt, der, wie der Name andeutet, aus Ormuz, richtiger Kerman und Lar stammt, und in Persien dennoch höher geschätzt wurde als das einheimische Fabrikat. Und war es denn etwa mit den verschiedenen Gattungen von Sammt nicht ebenso bestellt, mit dem selbst die berühmten Fabriken Chorasans und Fars nie zu concurriren vermochten? In Farbenglanz und Appretur war wol nichts auszustellen, doch das Gewebe war zumeist locker, und beim kleinsten Bug kam die Kette zum Vorschein, wie wir solches von den frühesten italienischen Reisenden erfahren. Ferner, ist es nicht merkwürdig, dass trotz der selbst bis heute noch unübertroffenen Vorzüglichkeit der asiatischen Stahlarbeiten, Persien, Mittelasien und die Türkei hinsichtlich der Nähnadeln, Scheren, Rasirmesser und sonstiger kleiner minutiösen Fleiss erheischenden Dinge schon sehr früh auf die Industrie des Abendlandes angewiesen waren? Dasselbe galt auch von Baum- und Schafwollstoffen, von Wachsarbeiten, von Droguen, Glaswaaren, Spiegeln, Nürnberger Waaren u. s. w. Industriezweige, deren Quelle fast ausschliesslich in Asien war, und die dennoch, wenn aus Europa importirt, einen starken Absatz fanden.

Das eigentliche Blütenzeitalter der moslimisch-asiatischen Industrie wäre schwer zu bestimmen, da derselben während der Glanzperiode der einzelnen Dynastien keine besondere Erwähnung geschieht. Nur das 11. und 12. Jahrhundert könnte einigermassen hervorgehoben werden. Von da an macht sich entschieden ein Rückschritt bemerklich, und der verwüstende Einfall Dschengiz Chan's hatte derselben den schwersten Schlag beigebracht. Die sonst

blühenden Sitze der Kunst und des Gewerbfleisses waren in Schutthaufen verwandelt, die geschickten Arbeiter wurden gewaltsam in wilde Gegenden versetzt, und konnten gleich einige Zweige der Industrie, nachdem der verheerende Sturm vorüber war, selbst unter mongolischem Schutze sich einigermassen wieder aufraffen, die frühere Kunstfertigkeit und der frühere Geschmack war doch dahin. Was nun während der nahezu zweihundertjährigen Herrschaft der Dschengiziden hier und da wieder aufkam, das hatten die Timur'schen Feldzüge endgültig umgeworfen, und wenngleich nach diesem zweiten Ungewitter im Osten Persiens und jenseit des Oxus in Architektur noch Erhebliches geleistet wurde, auf dem Felde der Industrie kam jedoch nur Weniges zum Vorschein, was des frühern Rufes würdig gewesen wäre, noch weniger aber, was mit der Industrie des mittlerweile fortgeschrittenen Europas, speciell Italiens, Hollands und Englands sich hätte messen können. Der Zeitpunkt, in welchem die Erzeugnisse der abendländischen Industrie den asiatischen den Vorrang abgestritten hatten, reicht viel weiter hinauf, als im allgemeinen angenommen wird, nur die wirren Zustände Persiens und der Türkei standen dem rechten Hervortreten einer solchen Superiorität im Wege. Der Begehr nach frengischen Artikeln hörte nie auf ein starker zu sein, und nichts spricht für diese Annahme so sehr als der Umstand, dass Schah Abbas der Grosse, folglich zu einer Zeit, die in Persien als die glorreichste geschildert wird, durch seinen nach Venedig geschickten Gesandten sich eine ganze Liste von Gegenständen mitbringen liess, von denen doch anzunehmen gewesen wäre, dass sie im kunstreichen Iran in besserer Qualität sich hätten finden müssen. Die Agenten Ali-ed-din und Sassuar (?) erhielten nämlich den Auftrag, aus Venedig mitzubringen: 1) Panzerhemden von bester Qualität, mit engen kleinen Maschen, 2) gute und

schöne Rasirmesser, 3) Ormesine venetianischer Fabrikation, 4) Tuch von verschiedener Farbe und Qualität, 5) Silberzeug von eleganten Formen, 6) Spiegel, 7) Glaswaaren vergoldet, 8) Waffen verschiedenen Kalibers, 9) Augengläser aus Krystall, 11) Blumensamen mit Anweisung zu deren Verpflanzung, 12) Sammtweber oder Anweisung zur Appretirung der Seidenstoffe. (Vgl. Berchet, „La Republica di Venezia e la Persia", S. 65.) Dieses war im Anfange des 17. Jahrhunderts, folglich mehr denn 300 Jahre nach den Timur'schen Verheerungen, ein Zeitabschnitt, in welchem die Wunden Irans schon so ziemlich vernarbt waren. Wenn die Industrie in Iran unter dem Grössten der Sefiden, folglich am Zenith seiner neuern Geschichte, auf fremde Erzeugnisse angewiesen war, so darf es uns gar nicht wundern, wenn die Türkei selbst während der Glanzperiode eines Soliman nicht viel besser daran war. Der Verfall schritt unaufhaltsam in allen Zweigen des staatlichen und geselligen Lebens fort, es fiel den Regierungen gar nicht ein, dem Uebel zu steuern, es hätte ein solches Bestreben auch nur wenig gefrommt, denn wenngleich das Unternehmen eines Anthony Jenkinson, der 1581 mit einem grossen Tuchvorrathe über Russland nach Persien kam, fehlschlug, so hatte dies auf seine Nachfolger doch nicht entmuthigend gewirkt. Das industrielle Leben Europas hatte sich indess immer kräftiger entfaltet. Unsere Schiffahrt nahm infolge der wissenschaftlichen Entdeckungen einen immer mächtigern Aufschwung, während unsere Kaufleute im Schutze der immer wachsenden Macht des Abendlandes in dem entferntesten Innern Asiens sich freier bewegten, und den verstockten Conservatismus der Mohammedaner mit Waarenballen allmählich untergruben. Wenn im 16. Jahrhundert die Erzeugnisse der europäischen Industrie nur dem Grossen und Reichen zugänglich waren, so war schon gegen Mitte des

vergangenen Jahrhunderts fast kein Haus, ja kein Zelt anzutreffen, wo nicht der eine oder der andere frengische Artikel Eingang gefunden hätte.

Man darf übrigens nicht glauben, dass die Völker des moslimischen Asiens gegen diese gewaltige Flut der abendländischen Erzeugnisse sich nicht gewehrt hätten, und dass man lange Zeit danach, ja noch heute einzelnen Stoffen und Hausgeräthen der untergegangenen Industrie nicht den Vorrang einräumen würde. Der vornehme Osmanli, dessen Garderobe fast ausschliesslich aus englischen, deutschen und französischen Fabriken stammt, ergötzt sich noch immer an einem Entari (Unterkleid), dessen Baumwolle aus Aleppo oder Damascus stammt und selbst die fashionabelsten Efendis und Paschas tragen noch immer 'gern unter dem Rocke ein Gilet oder Jacke aus persischem Shawl. Ein ähnliches und mehr begründetes Verlangen trifft man in Persien an; denn gibt gleich der bemittelte Moslim Tausende für europäische Luxusgegenstände aus, so haben doch jene schmal gewebten indischen Brocate einen unvergleichlich höhern Werth in seinen Augen, die dann als rare Prachtstücke, gleich Gold- und Silberschmuck, aufbewahrt werden. Mit dieser, den Ueberresten früherer orientalischer Industrie gezollten Verehrung geht auch jene gewaltige Geringschätzung Hand in Hand, mit welcher Türken, Perser und Araber auf die Erzeugnisse des Abendlandes zu sehen pflegen. — „Wo sind die guten alten Zeiten", hört man häufig ausrufen, „als eine Dschubbe (Oberkleid), ein Schalvar (Beinkleid) jahrelang dauerte, während die aus frengischen Stoffen angefertigten kaum Monate aushalten!" Es ist allerdings wahr: Europa exportirt nach Asien nicht das Allerbeste; denn bei dem dortigen Geldmangel wäre dies auch nicht thunlich, auch ist der Consum nicht von einer solchen Natur, um eben der vorzüglichen Qualität Eingang zu verschaffen, — doch ist

dies ebenso wenig ein Grund zur Geringschätzung der westlichen Industrie, als wenn wir z. B. im entgegengesetzten Sinne aus der Vorzüglichkeit eines Agharistückes auf die ganze moderne Industrie Asiens folgern wollten. Genug davon; man ist nicht gleichgültig beim Anblick des Verfalles, nur vergisst man immer, dass jedem Belebungsversuche fast unübersteigbare moralische und physische Hindernisse im Wege stehen. Erstens war und ist die Industrie in Asien von jeher nur ein Hausgewerbe; sie bestand und besteht aus einzelnen Werkstätten und kann demzufolge mit den tausendhändigen Fabriken Europas nie concurriren. Zweitens basirt die heutige Industrie Europas auf den modernen Errungenschaften der exacten Wissenschaften, die in Asien nicht gepflegt werden und nicht gekannt sind. Drittens durchweht unser Fabrikwesen ein solcher Geist von Rührigkeit, Fleiss und Arbeit; es herrscht bei unsern Industriellen ein Streben, ein Trachten und Sinnen, ein Jagen und Treiben, das bei den Moslimen Asiens zu keiner Zeit, unter keinen Umständen erdenklich war und erdenklich ist. Wie unendlich weit, durch welch unzählige Menschenalter geschieden dünkte mir nicht Asien, als ich beim Anblick der Fabriken von Bradford, Halifax und Birmingham der ärmlichen Werkstätten in den Bazaren des heutigen Persiens und Mittelasiens mich erinnerte?!

Wenn man daher in der Türkei und in Persien beim Einlenken auf die Bahn der Reformen in den Bestrebungen, dem bedeutenden Import und Geldabfluss durch Errichtung inländischer Fabriken zu steuern, bisjetzt ein leidliches Fiasco gemacht hat, so ist dies einzig und allein nur dem Nichterwägen obiger Umstände zuzuschreiben. Wie überall, ist man auch hier mit grossem Massstabe und mit noch grösserm Sanguinismus zu Werke gegangen, doch braucht es wol nicht erst gesagt zu werden, dass die Erfolge der ersten Experimente alles, nur nicht ermun-

ternd sind. Die kaiserlich türkischen Tuch-, Papier- und Fezfabriken haben von jeher ein riesiges Geld verschlungen, ohne dem Bedarf entsprechen zu können. Die Erzeugnisse sind entweder primitiv und schlecht, oder der verhältnissmässig grossen Herstellungskosten halber zu theuer, sodass dem Staate von denselben bisjetzt nur Nachtheile erwachsen, ohne dass der einheimischen Industrie dadurch in irgendeiner Weise geholfen worden wäre. Trotz einer Jahrhunderte alten, unmittelbaren Nachbarschaft mit Europa, trotz all der regen Verkehrsmitteln der Neuzeit, denen zufolge eine Reise nach Konstantinopel zu den beliebten Vergnügungszügen des Abendländers gehört, hat der türkische Handwerker von den Errungenschaften der modernen Industrie fast gar nichts profitirt. Noch immer schnurrt und knurrt das mittels eines Fiedelbogens in Bewegung gesetzte Drechslerrad wie vor Hunderten von Jahren, und während der gute Osmanli auf demselben ein einziges Stück herausschnitzt, hat die europäische Maschine Tausende producirt. Kein Wunder, wenn unter solchen Umständen und Verhältnissen die alte türkische Industrie total zu Grunde gehen musste. Vor funfzig Jahren noch hatte z. B. Brussa einige hundert Seidenwebereien, aus denen die in der Türkei so sehr beliebten gelsenflorartigen Stoffe hervorkamen. Die Regierung liess dieser Kleinindustrie auch hier und da den nöthigen Schutz angedeihen, doch kaum waren ein oder zwei Fabriken europäischer Construction errichtet und von Europäern geleitet, als alle die Webstühle zum Stillstand gebracht wurden. Merkwürdig ist es, dass selbst auf solchem Gebiete, auf welchem das Abendland bisjetzt noch keine Concurrenz eröffnet hat, ein bedeutender Rückschritt sich bemerkbar macht. Ich will unter anderm nur die Messingarbeiten, Lederarbeiten und Stickereien anführen, in welchen die türkische Industrie noch im Anfange dieses Jahrhun-

derts so manches schöne Stück geliefert hat, was heute nur selten der Fall ist; trotzdem, wie gesagt, die geschmackvoll gearbeiteten Wasserbecken und Krüge (Ibrik und Lejen), die zierlichen Mangale (Kohlenbecken) und andere dergleichen im Abendlande noch keine Nachahmer gefunden. Dieses rührt natürlich von dem Umstande her, dass der geschickte Arbeiter für seine, viel Zeit und Mühe beanspruchende Arbeit keinen Abnehmer findet; denn die europäische Industrie überschwemmt alles mit billiger Waare, und bei der immer mehr wachsenden Armuth hat selbst die Zahl der Amateurs abgenommen. Die bittere Nothwendigkeit hat den nationalen Geschmack auf einen fremden Weg gedrängt, man schimpft, man klagt und greift dennoch nach den mehr zugänglichen Artikeln des Abendlandes. Nationalstolz und Patriotismus, wird man fragen, könnten diese denn sich etwa hier nicht ins Mittel legen? Erstens sind diese Gefühle in Asien nicht in solchem Masse vorhanden wie in Europa. Zweitens war deren Wirksamkeit selbst im letztgenannten Welttheile von einem nur sehr fraglichen Erfolge. Ungarn z. B., dessen Industrie leider noch sehr daniederliegt, hatte in den vierziger Jahren mit Gewalt die Ausschliessung fremder Erzeugnisse durchführen wollen. Einige Zeit lang kleidete man sich in grobe primitive Stoffe und gefiel sich in denselben. Doch hatten gar bald die feinen französischen Tücher, die guten Leinwandarten Hollands und Schlesiens den starken Patriotismus meiner Landsleute besiegt, und es kehrte bald alles wieder zum Alten zurück. Und in der Türkei kann selbst von einem solchen Versuche nicht die Rede sein.

Also Persien, das industriell jedenfalls besser angelegte Persien, wird man fragen, hier wird doch die Industrie des Abendlandes sich wol bald entbehrlich machen? Nun wohl! Iran, dessen Gewerbe und Kunstsinn allbekannt

ist, dessen Importhandel nicht viel kleiner ist als sein Export, berechtigt jedenfalls zu günstigern Hoffnungen, ja es mag mit einer bessern Annäherung zum Abendlande, bei geregelten innern Verhältnissen auch zum Musterbilde des islamischen Asiens sich herausarbeiten. Doch für den Augenblick steht der Einfluss, den das industrielle Europa daselbst ausgeübt, weder mit der Begabung der Einwohner, noch mit den mannichfachen Naturreichthümern des Landes in vollem Einklange; denn alles, was bisjetzt geschehen ist, gleicht in den meisten Stücken noch dem spielhaften Nachahmungstriebe eines Kindes, dem, in Wahrheit gesagt, nur Scherz und Tand, aber kein Ernst zu Grunde liegt. Wenn die Regierung auch hier sowie in der Türkei, der naturmässigen Entfaltung der Dinge vorgreifend, die moderne Industrie durch Gründung europäischer Fabriken gleichsam aus dem Boden stampfen wollte, so kam die Täuschung ihr nicht minder bitter, nicht minder kostspielig zu stehen. Nasreddin Schah liess sich dazu verleiten, in der Umgebung seiner Hauptstadt einige, auf die unentbehrlichsten europäischen Artikel Bezug habende Fabriken zu errichten, die aber trotz des ungeheuern Kostenaufwandes — denn jeder kleinste Bestandtheil musste aus dem fernen Europa herbeigeschleppt werden — den gehegten Erwartungen nicht im mindesten entsprachen, und heute fast sämmtlich dem Ruin verfallen sind. Die Spinnfabrik auf dem Wege nach Schimran, deren Anlagekosten nach Polak nicht weniger als 150000 Dukaten verschlungen, hat im ganzen genommen nur einige Pfund Garn erzeugt, an welchem das Auge des fürstlichen Gründers sich ergötzen sollte. Eine jedenfalls sehr kostbare Selbsttäuschung. Heute steht das Gebäude leer und wüst da. Die Maschinen sind verschleppt, die europäischen Arbeiter sind mit Flüchen auf den Lippen heimgekehrt, und aus den Winkeln der zerbrochenen Fenster guckt die viel-

füssige Altmeisterin der Spinnkunst recht schadenfroh heraus. — In der Stearinkerzenfabrik hatte man trotz der Wohlfeilheit des Talges nicht viel Besseres erzielt. Nach glücklicher Verausgabung von mehr als 8000 Dukaten kamen einige Pfund Kerzen mit dem Löwen- und Sonnenwappen auf die Welt, doch die ungeschickten Hände der Arbeiter verdarben gar bald den Mechanismus der Pressen, wie uns Polak erzählt, und Persien musste so wie früher durch Russland sich beleuchten lassen. Aehnliches Malheur hatte man mit einer Glasfabrik, einer Zuckerraffinerie und Papiermühle. Alle diese Unternehmungen wurden mit solchen Fehlern ins Leben gerufen, die im vorhinein jeden Erfolg unmöglich machten. Erstens hatte die gewissenloseste Veruntreuung der mit der Leitung betrauten Perser, die den Lohn der Arbeiter zurückhielten und mit demselben Wuchergeschäfte trieben, die Hauptstockung verursacht. Zweitens waren die einheimischen Arbeiter, denen das Pflichtgefühl abgeht, und die das „Medachil", den gesetzlichen Diebstahl, nicht lassen konnten, durch unregelmässige Besoldung ganz unbrauchbar gemacht. Drittens hätte man selbst auf europäische Arbeiter sich nicht besser verlassen können, da diese im Orient, inmitten einer fremdartigen Welt gar bald verkommen, träge werden und dem Trunke verfallen. Wie schon früher erwähnt, europäische Fabriken können nur auf der Basis der klimatischen und socialen Verhältnisse Europas bestehen, und wenn man solche mit Nichtbeachtung der localen und ethnischen Verschiedenheiten in Asien errichten wollte, so war dies ebenso irrig und fehlerhaft als durch Einschleppung abendländischer Institutionen und Sitten auf die plötzliche und gewaltsame Veränderung der orientalischen Geistesrichtungen wirken zu wollen. Non datur saltus in natura, auf dem geistigen Gebiete führen Sprünge und Uebereilungen noch weniger zum Ziele. Das industrielle Leben be-

dingt in erster Reihe eine gute Communication, eine systematische Entwickelung der Naturreichthümer, eine solide Regierung und vor allem aber Volksbildung und Aufklärung, — und da dieses alles in der Türkei sowol als in Persien in die Reihe der pia desiderata gehört, so hat bisjetzt der mächtige Aufschwung der westlichen Industrie, das Dampfen, Zischen und Poltern seiner Maschinen in dem trägen und lebensmüden Asien nur verhallen müssen.

Ja der Handel und Wandel, das schöne Karavanenleben romantischen Anklanges und urecht orientalischen Gepräges, wird man sagen, das ist doch wol noch immer ein durch abendländischen Einfluss unverändert gebliebenes Gemälde der morgenländischen Welt! Ganz richtig. Seinem Wesen nach ist der Handel, die Karavane im moslimischen Asien noch immer dieselbe. Mercur ist hier nie mit geflügelten Beinen dargestellt worden. Die Reihen der bepackten Kamele, Pferde und Maulthiere bewegen sich noch im langsamen schlotternden Gange wie vor Tausenden von Jahren, noch ist das durch die finstere Nacht melancholisch klingende Glöcklein der Leitthiere der beste Dolmetscher des asiatisch-mercantilischen Geistes. Welch gewaltiger Gegensatz zum keuchenden Dampfrosse Europas, das eine endlose Reihe von Lastwagen auf der Schienenstrasse in Pfeilesschnelle dahinreisst? Braucht es wol gesagt zu werden, dass es mit dem Kapital in ähnlicher Weise sich verhält? Während der orientalische Kaufmann sein Sümmchen umwendet, hat der Europäer sein Kapital gewiss zehnmal fructificiren können. Rührigkeit und Behendigkeit sind bei Handel sowol als bei Industrie die erste Lebensbedingung, und da dieselben im Orient nie in solchem Masse existirten wie bei uns im Westen, so müssen selbst die allerrosigsten Berichte über den asiatischen Handel der Vergangenheit nur sehr behutsam, ja cum grano salis aufgenommen werden. Möglich,

dass der überseeische Handel hierin eine Ausnahme machte, denn Ebn Zaid ul Belchi, der älteste Geograph des mohammedanischen Asiens, erzählt von Siraf, einer Stadt im Persischen Meerbusen, deren Einwohner auf Handelswegen zu enormen Reichthümern gelangten, einige sollen mehrere Millionen Drachmen besessen haben, und so sehr sollen sie sich an das Salzwasser gewöhnt haben, dass ein grosser Theil sein Leben an Bord beendete. Diese Notiz hat natürlich nicht auf die ersten Jahrhunderte des Islams, sondern nur auf das vorislamische Zeitalter Bezug, denn trotzdem Mohammed im Koran auf die Gesetzlichkeit und Erspriesslichkeit des Handels mehrmals hingedeutet, so hat der Handel selbst während der Machtperiode des Islams sich nicht in solch gedeihlicher Weise entfalten können, als man dies unter ähnlichen Umständen von einer andern Gesellschaft hätte erwarten können. Schon der Umstand, dass der islamische Handel nur in islamischen Ländern, und nie über das Gebiet der Fremdgläubigen sich ausdehnte, wenigstens von Moslimen nie dahin getragen werden konnte, steht einer solchen Behauptung kräftigend zur Seite. Dieser bedeutende Nachtheil auf dem staatswirthschaftlichen Gebiete der mohammedanischen Gesellschaft hat den Juden in Spanien, den Venetianern und Genuesen in Italien schon früh zu Reichthümern und Ansehen verholfen, da Christen und Juden ihren Gott selbst unter fremden polizeilichen Institutionen finden und anbeten konnten, während dem Mohammedaner die kanonische Verehrung Allah's nur auf einem dem Schwert des Islams unterworfenen Boden gestattet war, wie wir solches sogleich darlegen werden. Der Koran sagt: „Wandelt auf der Erde, denn Gottes Erde ist geräumig", ferner: „Gott hat Euch das Meer gegeben und Schiffe, um es zu befahren." Die Reiselust, das ewige Verlangen nach Ort- und Luftveränderung *(tebdili Makam,*

tebdili Hawa) ist im Busen des Orientalen viel reger und kräftiger als bei den Occidentalen; ein Verlangen, das in den steten Pilgerreisen seinen besten Ausdruck findet. Doch frage ich, wie ist bei den Moslimen an eine gänzlich freie Bewegung zu denken, da ihm das wöchentlich einmalige Anhören der Chutbe in einer Moschee, als unumgängliche Pflicht auferlegt ist, da er bei Verrichtungen seines Gebetes immer darauf bedacht sein muss, ob an diesem Orte nicht etwa ein Tropfen Wein oder Schweinefett vergossen würde, und da der ruhige Tod inmitten von Ungläubigen ihn stracks in die Hölle bringen muss? Gesetzt, dass diese und ähnliche rituellen Gebote von dem einen oder andern umgangen worden wären, dürfte der noch wichtigere Umstand nicht vergessen werden, dass der Mohammedaner laut Grundprincip seines Glaubens, als geharnischter Todesfeind jedem Nichtmoslimischen gegenüber auftrat, und bei der Voraussetzung, dass andere ihm in ähnlicher Weise feindlich gesinnt sind, in fremde Länder sich entweder nicht recht wagte, oder dort sich stets unheimlich fühlte. In dem internationalen Verkehre auf die Weise gehemmt, hat der muselmanische Kaufmann der Vergangenheit nur sein Religionsgebiet durchziehen können, und selbst hier hat er sich nicht durch jenen Unternehmungsgeist hervorgethan, welcher seinen christlichen Standesgenossen jener Zeit eigen war. Moslimische Kaufleute aus Nordafrika, aus Sicilien, geschweige denn aus der Iberischen Halbinsel, waren z. B. in Transoxanien nie gesehen, und einzelne Reisende waren als grosse Seltenheiten bewundert. Ebenso stand das Verhältniss in umgekehrter Weise. Politische Wirren, Mangel an Neugier und Wissenslust hatte immer grössere Handelsreisen unmöglich gemacht und nur die obligaten Pilgerreisen nach Mekka haben den Verkehr einigermassen belebt, indem gewisse Artikel auf diesem Wege von Marokko bis in das Innere Chinas, von Taschkend bis nach Jemen

in Umlauf gesetzt wurden, trotzdem *Hem Ziaret*, *hem tidscharet* (Wallfahrt und Kauffahrt zugleich) nie als ein besonders gottgefälliges Werk betrachtet wurde, und noch heute als spöttische Bemerkung dem so Handelnden zugeworfen wird. Wenn daher die als Handelsmedien weit überschätzten Hadschikaravanen bis zum Einfalle der Mongolen auf den Handel hier und da befördernd wirkten, so konnte dies selbstverständlich in den darauf folgenden Epochen der innern neuen und heftigen Revolutionen gewiss weniger der Fall sein. Das eigentliche commerzielle Leben beschränkte sich daher, trotz des einheitlichen Rechts- und Verkehrsgebietes des ganzen Islams, nur auf einzelne Länder. Die grössern Handelslinien gegen Westen zogen sich, mit Umgehung des innerasiatischen Islamgebietes, theils in südlicher, theils in nördlicher Richtung hin, und die leitenden Vermittler auf demselben waren entweder Europäer oder Armenier und Juden, aber keine Mohammedaner.

Wenn daher dem moslimischen Kaufmanne der Vergangenheit der Schwung und der echt mercantilische Geist entschieden abging, wie hätte er im Angesichte der fieberhaften Thätigkeit, welche das moderne Abendland auf diesem Felde schon früh entfaltete, seine diesbezüglichen Interessen wahren, geschweige denn fördern können? Die Mittel der erleichterten Communication und der freien Bewegung standen und stehen heute ihm ganz so zur Verfügung wie dem Abendländer; seine Person und sein Gut ist in den Handelsverträgen, welche zwischen den betreffenden Ländern Europas und Asiens geschlossen werden, ebenso gesichert wie die des Europäers in Asien, und dennoch begegnen wir in unsern Fabrik- und Handelsstädten nur selten, fast nie einem Mohammedaner, der daselbst seine Einkäufe besorgen, und dem Europäer die Vermittelung ersparen würde. Am meisten ist mir dieses in Konstan-

tinopel aufgefallen. Hier herrscht der Volksglaube, man hört es wenigstens häufig sagen, dass die Franken alle des Hungertodes sterben würden, wenn es dem Padischah einfiele, das Goldene Horn nur für eine kurze Zeit dem europäischen Handel zu verschliessen, und dass dieses bisjetzt nicht geschehen ist, wird nur der weltumfassenden Barmherzigkeit des Sultans zugeschrieben. — Man klagt bitter über die Reichthümer, welche Franzosen, Engländer und Italiener auf Handelswegen in allen Orten und Winkeln der Türkei erlangen, und dennoch ist dem faulen und schläfrigen Osmanli noch nicht eingefallen, seinen Waarenbedarf von den selbst nahe gelegenen europäischen Marktplätzen abzuholen. Vor ungefähr zwanzig oder dreissig Jahren haben noch einige rumelische Kleinhändler nach Pesth, Wien, Ancona und Triest sich gewagt, und ist es nicht merkwürdig, dass heute, wo die Ausdehnung des Eisenbahnnetzes und die Dampfschiffahrtsverbindung mit dem ottomanischen Kaiserstaate immer noch zunimmt, der Sieg über die Entfernung nur stets dem Europäer und nie dem Osmanli zugute gekommen ist, und dass das Verlangen, den Westen in der Nähe kennen zu lernen, nun eben gänzlich verschwindet? Ein beredtes Beispiel der Reiseunlust und der Trägheit der Türken habe ich während der letzten zehn Jahre meiner Anwesenheit in Budapest beobachtet, wo jährlich zu dem aus der Türkenzeit übriggebliebenen Grabe Gul Baba's ungefähr zwanzig bis dreissig Derwische pilgern, unter welchen man Araber, Kurden, Azerbaidschaner, Chorasaner, Afghanen, Bocharaer, ja sogar Kaschmirer, aber keinen Türken antrifft. — Nur der Perser macht, was den commerziellen Geist betrifft, eine rühmliche Ausnahme, indem er über die Grenzen seiner Heimat hinaus nach Ost und West Handelsreisen unternimmt. Man findet Perser in Indien, Kaschmir, Afghanistan und Turkestan ebenso wie an allen Handelsorten Arabiens

und Aegyptens, während sie unter den Osmanlis geradezu die Unentbehrlichsten geworden sind. Wer Konstantinopel besucht hat, wird sich jener schmuzig aussehenden Asiaten erinnern, die neben ihren mit Schutt und Steinen beladenen Eseln inmitten der dichtesten Menschenmassen sich ihren Weg bahnen. Das ist gewöhnlich die Anfangscarrière des persischen Kaufmanns. Aus diesem Stande entpuppt er sich zum Hausirer mit Kleinwaaren, eröffnet später ein Tabacks- oder Theegewölbe und einige Jahre später wird man ihn schon in der Zelle eines Chans als Kaufmann antreffen, der über Tausende verfügt. So kommt es, dass fast jede türkische Stadt in Anatolien ihren Perser hat; sie sind selbst in Serbien und in den Fürstenthümern zu Hause, und ich habe mich des Staunens nicht erwehren können, als vor einigen Jahren Perser aus Ispahan und Schiraz in Pesth mich besuchten, die, ohne einer einzigen Sprache des Westens mächtig zu sein, mit Antiquitäten, von denen, nebenbei bemerkt, die Hälfte gefälscht war, ganz Europa besuchten, und glänzende Geschäfte gemacht hatten. Dieser Umstand, der um so mehr zu bewundern ist, da den Schiiten jede Berührung mit Christen (Nedschis) unrein macht, ist ein neuer Beweis für die schon oft erwähnte Lebensfähigkeit des Iraniers.

Doch dies ist, wie gesagt, nur eine Ausnahme. Im übrigen und im allgemeinen hat die aussergewöhnliche Rührigkeit des europäischen Handels im islamischen Asien nur wenig dazu beigetragen, den saumseligen und seine materiellen Vortheile so sehr vernachlässigenden Orientalen aus der Lethargie zu wecken, sondern leider das Gegentheil, indem dadurch der letzte Athemzug erstickt wurde. Unsere Waarenballen, diese meist beredten Missionare der europäischen Civilisation, jedenfalls viel beredter als die spottbilligen und spottschlechten Uebersetzungen der Bible Societies —, durchziehen von Norden nach

Süden, von Westen nach Osten, zu Wasser und zu Lande alle Theile des moslimischen Asiens, und nicht seit heute oder gestern, sondern seit Jahrzehnten, ja seit Jahrhunderten, ohne einen erheblichen Einfluss auf die Denkungs- und Handlungsweise der dortigen Menschen ausgeübt zu haben. Wenn ich auf meinen Wanderungen in den Ländern des Islams das allgemeine Gespräch auf diesen Gegenstand lenkte, hörte ich entweder die Bemerkung, dass Europa nur von der Armuth seiner Natur zum Schweifen in die Ferne gezwungen ist, während die Rechtgläubigen in den Segnungen Allah's auch daheim genug Nahrung finden. Oder man schüttelte das Haupt aus Verwunderung, und nahm Zuflucht zum bekannten Satze: Diese Welt ist das Gefängniss der Muselmanen, und das Paradies der Ungläubigen. Wozu denn auch nach vergänglichen Schätzen jagen, dort wo ewig bleibende schon im voraus versprochen sind?

XI.

Ost und West.

Wenn wir nun das Ergebniss der in den vorhergehenden Abschnitten gelieferten Thatsachen zusammenfassen, so werden wir die Wahrnehmung machen, dass der Staat und die Gesellschaft im moslimischen Asien bei ihren Bestrebungen, dem herrschenden Geiste des Abendlandes sich zu assimiliren, theils infolge des steten Drängens Europas theils aber von einer, nur dem Kindesalter einer Gesellschaft eigenen, unreifen Denkungsweise in den meisten Fällen sich übereilt hat, und demzufolge denn auch das Gebäude nicht beim Grunde, sondern beim Giebel zu bauen begonnen habe. Bei all den Umgestaltungen, die wir vorgeführt, beim Kriegs- und Staatswesen, in der Gesellschaft und auf dem Felde des geistigen Lebens, beim Handel und Gewerbe, überall und überall wird es beim ersten Blick uns auffallen müssen, dass es dem Reformator sowol als dem zu Reformirenden an Erkenntniss der Grundbedingungen der beiden Civilisationen gebrach, und dass auf der einen sowol als auf der andern Seite jener Unterschied, jene Kluft ganz unbeachtet blieb, welche zwischen der Welt des Sonnenaufgangs und der Welt des Sonnenuntergangs, zwischen den physischen und moralischen

Eigenheiten des Orientalen und des Occidentalen besteht. Kann es wol etwas Natürlicheres geben, dass der Mensch, den nur die Hülle, nur der äussere Glanz einer Sache fesselt, bei Annahme unserer Civilisation mehr durch die Form als durch die Substanz sich angezogen fühlte, und dem Spiele sich viel lieber als dem Ernste zuwendete? Und ferner, wie hätten gewisse Institutionen und Sitten des Abendlandes dort so leicht Wurzel fassen können, wo das Klima, der Boden und die geschichtliche Vergangenheit einen von uns psychologisch und anthropologisch ganz verschiedenen Menschen geschaffen hat? Fürwahr, dieser Unterschied zwischen Mensch und Mensch spielt eine solch bedeutende Rolle in Erörterung der vorliegenden Frage, er ist so sehr der Ausgangspunkt, die Hauptquelle all jener tausendfachen Sonderlichkeiten und Abzweigungen im Gesammtbilde des menschlichen Sinnens und Strebens, dass wir es nicht unterlassen können, auch nicht dürfen, den Asiaten, wie er leibt und lebt, wenn auch nur in einigen, aber in den frappantesten Zügen seiner Charakterverschiedenheit darzustellen.

Ich überliefere hiermit dem geneigten Leser die wol anspruchslose und unbedeutende Frucht eines doch jahrelangen praktischen Studiums, eines Studiums, dem ich unter solch mannichfachen Verhältnissen des Lebens, unter verschiedenen Zonen, bei verschiedenen Völkern immer das höchste Interesse spendete, und dessen Erinnerung die interessantesten Momente meines Lebens bildet. — Und könnte, oder sollte man gleichgültig bleiben, wenn es einem beschieden ist, frei von den Fesseln der einen oder andern Weltanschauung, folglich als Weltbürger, d. h. Mensch, das Treiben und Leben zweier grossen Gesellschaften zu beobachten, um in Anstellung von gegenseitigen Vergleichen das wahre Wohl und Weh und das gerechte Ziel des menschlichen Strebens prüfen und kennen zu wollen!

Es ist in der That zu bedauern, dass unsere Forscher, unsere Gelehrten und Reisenden, die Asien, es sei das islamische oder buddhistische, von einem Ende bis zum andern durchzogen und durchstöbert haben, dem dortigen Thier- und Pflanzenreiche, den ihnen im Wege kommenden Ruinen, Steinen und Antiquitäten bisjetzt viel mehr Aufmerksamkeit schenkten als dem Menschen und seinen psychologischen Eigenheiten, trotzdem letztere mit den klimatischen Verhältnissen und mannichfachen Erscheinungen auf dem Gebiete der asiatischen Naturwelt im engsten Zusammenhange stehen. Eins gibt den Schlüssel zum andern, und im Spiegel der gegenseitigen Aufklärung wird wol am klarsten die Lösung jener Frage widerstrahlen, welche den Gegenstand dieser Schrift bildet.

Wir wollen zuvörderst bei dem meist prägnanten und dem Abendländer im Nu auffallenden Zuge der Fahrlässigkeit, der Indolenz, des Indifferentismus und der Schläfrigkeit beginnen. — Was mit Bezug auf diese Fehler dem Orientalen vorgeworfen wird, ist allerdings nur selten übertrieben. Dem Europäer ist es einmal geradezu unbegreiflich, und es muss geradezu seinen Widerwillen erwecken, wenn er den Menschen im Kampfe um das Dasein so kalt und regungslos, so ohne Feuer und ohne Begeisterung, ja gleichsam ohne Willenskraft dastehen sieht. Bei uns eilt man im Sturmschritte, im vollen Vertrauen auf Erfolg, mit einem nur am Grabe erlöschenden Eifer dem Ziele irdischen Strebens zu, während man in der Alten Welt sacht und bedachtsam, faul und schläfrig einherschreitet, da die traurige Dunkelheit des Fatalismus keinen Stern des Erfolges, keinen Lichtschein einer ermunternden Hoffnung durchschimmern lässt. Wer da meinen würde, dass diese Schatten, diese Dunkelheit, eine Ausgeburt des Islams, nur den Moslimen zum Nachtheil dient, der wird sich gewaltig irren. Ob Brahmine oder Buddhist, ob Jude

oder Christ, ob Guebr oder Schamane, alle Völker Asiens leiden an den Uebeln dieser Denkungsweise, deren Hauptsitz das alte Indien ist, und die denn auch in dem Masse, als wir gegen Osten vordringen, in immer mehr und mehr ausgeprägtern Zügen hervortritt. Der Islam, dieses Prototyp des Fatalismus im Auge des Europäers, hat seinen Bekennern schon ein „Iradei dschuzie“ (winziger Wille) zugestanden, das den Vischnuanbetern abgeht. Doch was frommt dieses Zugeständniss, wenn Millionen von Rechtgläubigen sich desselben nicht bedienen wollen, und noch immer an dem Satze: „Der Mensch denkt, Gott lenkt“, mit Starrsinn hängen? Dieses unbedingte Vertrauen in die Schicksalsfügungen hat bei uns in Europa z. B. sich nie so weit entfalten können. Das französische Sprichwort „Aide-toi et Dieu t'aidera“ („Hilf dir und Gott wird dir helfen“) ist, wenn ich nicht irre, schon ziemlich alt. Ja, selbst die wildfanatischen Puritaner sagten: „Keep your powder dry, and trust in God“ („Halte dein Schiesspulver trocken, und vertraue auf Gott“). Es sind dies Redensarten, die kein Orientale über die Lippen zu bringen vermöchte. So oft ich in meinem Umgange mit Orientalen zusehen musste, wie diese Menschen beim Herannahen irgendeiner Gefahr, bei der Gewärtigung von Unbill die Hand im Schose, mit grösster Ruhe das vernichtende Ungewitter über sich wegbrausen liessen, — wenn nach tage- und wochenlangem Abwarten mir der Geduldfaden gänzlich riss, wenn ich ein Raub der wildesten Verzweiflung wurde, und sie mit einer beneidenswerthen Gemüthsstille und seltener Hingebung höchstens ein „Bakalim“ (wir wollen abwarten) oder „Ja nasib!“ (o Schicksal!) ausriefen; — da frug ich mich oft: sind denn diese Leute aus einem andern Stoffe geformt als ich, hat ihr Blut denn andere Bestandtheile, und ist denn ihr Nervensystem von dem meinigen so grundverschieden? Ja so frug ich mich,

vergass aber dabei gänzlich, dass diese mir ebenso fremdartige, als widrige Sinnesart doch nur durch Zusammenwirken natürlicher und socialer Verhältnisse entstanden ist. Dort, wo die Erde das ihr anvertraute Samenkorn bei weitem nicht so reichlich zurückzahlt wie bei uns in Europa, da das der Vegetation unentbehrliche Nass in den meisten Fällen nicht von oben, d. h. von Irrigationskanälen, daher mittels Mühe zufliesst; dort wo die karg zugemessenen Naturgaben in Handel und Industrie schon auch deshalb keinen Ersatz finden können, da die Tyrannei, die Zügellosigkeit der Regierung und die Unsicherheit des Eigenthums jeder anderseitigen Entfaltung des Wohlstandes im Wege stehen; und schliesslich dort, wo die sengenden Strahlen der Sonne die physische Kraft des Menschen lähmen — denn die Länder des moslimischen Asiens befinden sich zumeist unter einem heissen Himmelsstriche — dort kann von jener Rührigkeit und Ausdauer, von jener Arbeitslust und Unermüdlichkeit, welche vorzüglicherweise den nördlichen und mitteleuropäischen Völkern eigen ist, nicht recht die Rede sein. Sowie manche noch so thatkräftig angelegte Natur unter einer monatelangen, den ganzen Tag hindurch herrschenden Sonnenglut erschlaffen muss, — wie wir dies selbst beim Vollbluteuropäer in Asien sehen, denn der Anglo-Indier z. B. ist wol rühriger als der Hindu, aber nicht so rührig als der Brite auf der Heimatinsel — ebenso wird das stete Gefühl der Unsicherheit, welches die commerziellen und industriellen Unternehmungen begleitet, nur Hoffnungslosigkeit erzeugen. Und wenn das menschliche Auge in der Ferne keinen Anhaltspunkt findet, ist es da zu verwundern, wenn schliesslich Indolenz, Apathie und Indifferentismus um sich greifen?

Und ferner, wie dürfte der riesige Abstand jener Principien übersehen werden, welchen das moderne Europa

im Satze „*Time is money*“ und der Moslime in seinem „*El adschel min esch scheïtan*“ („Eilen ist Teufelswerk“) Ausdruck verleiht? Ich habe Orientalen in die erdenklichsten Widersprüche mit der alten Weltanschauung, in den heftigsten Kampf mit seiner Familie und seinen heiligsten Pflichten gerathen sehen, aber nie oder wenigstens äusserst selten ihn in eine solche Lage versetzt gefunden, in welcher er Eile oder Beschleunigung als seinem Zwecke dienlich, seinem Ziele förderlich betrachten würde. „*Et teenni min er rahman*“ („Verzögerung ist Gotteswerk“) lautet die Fortsetzung des oben angeführten arabischen Satzes, und diese Verzögerung oder Verschleppung ist denn auch das Hauptübel, an welchem sein ganzes Thun und Lassen leidet, und von welchem er nie vollständig geheilt werden kann. „Eilen ist anstandswidrig“, „Eilen schadet der Gesundheit“, „Eilen ist der Gottheit zuwider“; ja Eilen ist das Hauptverbrechen, welches die westliche Welt sich zu Schulden kommen lässt, und es bleibt dem Orientalen selbst vom kühnsten Geistesfluge stets ein unlösbares Räthsel, warum wir mit der Zeit kargen; mit der Lebenszeit, die im vorhinein bemessen, trotz all unserer Anstrengungen doch nicht verlängert werden kann. Es ist wahr, so wie es in unsern Sprachen an Redensarten, als: „Eile mit Weile“, oder „Chi va piano va sano e lontano“ u. s. w. nicht fehlt, ebenso hat auch der Ost seine Sprüche, als: „Das Werk ist lang, der Tag ist kurz“, doch so wie auf den europäischen Geist erstere keinen Einfluss auszuüben vermochten, ebenso sind letztere im Osten nur eine leere Redensart geblieben, und nichts ist schwerer, als ihnen den Werth und die Kostbarkeit der Zeit begreiflich zu machen.

Fahren wir in unsern Forschungen fort, so werden wir andererseits weiter auf solche Fehler stossen, die mit den früher erwähnten Gebrechen in scheinbaren Wider-

sprüchen stehen, im Grunde genommen aber nichts anderes als ein Ausfluss derselben sind. Hierher gehört in erster Reihe der stramme Conservatismus und die zähe Anhänglichkeit an alles Altherkömmliche, ein Charakterzug, der bei den Orientalen viel stärker ausgeprägt ist als beim Abendländer. Auf den ersten Anblick mag diese Eigenschaft für gleichbedeutend mit Stoicismus, daher für Festigkeit gehalten werden. Viele halten es auch dafür; — doch irrt man sich gewöhnlich, wenn man den Conservatismus Asiens mit dem Conservatismus Europas identificirt. Bei uns ruht diese Geistesrichtung sehr oft, wenngleich nicht immer, auf Ueberzeugung, auf einer tiefgefühlten Achtung für alles, was die Zeit entrückt, bisweilen auch auf Starrsinn, wenn man es so nehmen will, während ihr in Asien fast ausschliesslich nur Geistesträgheit zu Grunde liegt. Nicht die Vorzüglichkeit der alten Sitten und Gebräuche, sondern nur die Gewohnheit ist das Band, welches sie an die alte Weltanschauung knüpft. Man kann ihnen stunden-, ja tagelang die Vortheile der einen oder der andern Neuerung erklären, man wird auch ruhig angehört, doch scheitert jeder Versuch der Ueberzeugung entweder an einer gänzlichen Gedankenlosigkeit oder der ausgesprochenen Faulheit: die vorhandene Sinneskraft als Prüfstein zu gebrauchen. Nur hierin ruht der eigentliche Conservatismus der Orientalen. Dass es dem Asiaten an Urtheilskraft und Verständniss mangele, das kann und darf niemand einfallen. Ich möchte vielmehr das Gegentheil behaupten, da ich zu der Ueberzeugung gelangt bin, dass die Geisteskraft des Orientalen im allgemeinen viel stärker ist als die des Occidentalen, und dass zur eigentlichen Verwerthung dieses göttlichen Funkens nur die Ausdauer und der Ernst fehlt. Man kann durchschnittlich annehmen, dass im moslimischen Osten das Kind in seinem fünften Jahre hinsichtlich sei-

ner geistigen Begabung unserm Kinde im zehnten oder im zwölften Jahre gleichsteht. Erscheinungen, die wir als Wunderkinder bezeichnen, sind im Osten eine Alltagssache, doch liegt der fatale Unterschied darin, dass sie nur Wunderkinder bleiben und nie oder nur äusserst selten zu Wundermännern heranreifen. Abgesehen von dem Umstande, dass die sogenannten Wunderkinder auch im Westen nur selten den gehegten Erwartungen entsprechen, da der früh erweckte Eigendünkel zur Selbstüberschätzung und zur Nachlässigkeit führt, — vermisst man bei dem Orientalen noch obendrein selbst die Lust und das Vermögen, die Geistesgaben auf der Basis einer ununterbrochenen und ernsten Thätigkeit zu entfalten, und so kommt es denn, dass der Morgenländer mit seiner grössern Geistesbegabung nur im Stadium des Kindesalters bleibt, daher mit kindischen, nutzlosen Dingen seine Zeit vertändelt, während der Abendländer mittels Fleiss und Anstrengung in der Reife des Mannesalters in der That denn auch männlichen, gediegenen und dauerhaften Dingen nachgeht.

Dieses stete Verbleiben im Kindesalter gelangt am besten zum Ausdrucke in dem ewigen Suchen und Hängen der Orientalen an alles, was excentrisch, grellfarbig, auffallend, phantastisch, übernatürlich und überschwenglich ist. Alle Leidenschaften, alle Gemüthsregungen sind bei ihnen von solch einem Geiste durchweht. In der Religion z. B. begnügt man sich nicht allein mit der Verherrlichung, Anbetung und Verehrung Gottes, sondern man muss im Nachsinnen über seine Grösse und Allmacht sich dermassen vertiefen, dass man bei Erledigung des eigenen irdischen Wesens der Gottheit allmählich näher zu stehen komme und selbst aufhöre Mensch zu sein. Daher die Versuche, durch Kasteiung des Körpers in der Erkenntniss Gottes fortzuschreiten, und daher der Glaube, dass ein Derwisch, der im Vorhofe irgend-

einer Moschee täglich mit drei Datteln oder Oliven sich nähren kann, mehr Einsicht in die Gottheit habe als einer, der ein gutes Mittagsmahl zu sich genommen hat. Da diese Uebertriebenheit, diese überschwengliche Auffassung des Verhältnisses zwischen Menschen und Gott nur auf einer überspannten Einbildungskraft, nur auf einer ebenso gewaltsamen als übernatürlichen Geistesrichtung beruht, so ist es selbstverständlich, dass die eigentliche Innigkeit nur selten, die Verstellung und Aeusserlichkeit aber desto häufiger hervortritt. Hierin liegt der eigentliche Grund der Hypokrisie, des Fanatismus und des Formenwesens, welches dem Mohammedaner vorgehalten wird, eine Beschuldigung, die nur insofern ungerecht ist, da sie nicht nur dem Islam allein, sondern allen Religionen in Asien eigen ist, ja selbst dem europäischen Christenthume zur Last gelegt werden kann, dort, wo ein krankes Gemüth, alias Schwärmerei genannt, vom Pfade des gesunden Menschenverstandes ablenkt und in die Wüstenei asiatischer Begriffswelt sich verirrt. So verhält es sich auch mit den Gefühlen der Liebe. Wenn der Europäer durch diese Leidenschaft erwärmt und erglüht, durchzuckt und durchbebt wird, so ist es dem Asiaten ein bodenloses Flammenmeer, in welches er sich stürzt, um darin zu verbrennen. Das stereotype Bild der Liebe ist der Wahnsinn, die Tollheit, mit welcher man sich in die finstere Nacht der Leidenschaft stürzt; daher der beliebte Metapher von Medschnun (Verrückte) und Leila (Nacht), daher das gedankenlose Umherirren, und daher auch das Endresultat: der Tod und das Verderben, und nicht ein genussreiches Zusammenleben, wie wir uns solches bei gemässigterer Gemüthsstimmung vorstellen. Was der Orientale liebt, dem er anhängt, muss alle Welt entzückend schön finden, daher der blinde Fanatismus, daher seine Wuth gegen alle Andersdenkenden. Wie denn auch anders? Dort, wo Liebe

Wahnsinn ist, dort kann auch von Raisonniren, von einer geachteten Gegenmeinung keine Rede sein. In ähnlicher Weise ist es auch mit der Verschiedenheit der ästhetischen Begriffe und der Beurtheilung von Tugenden und Lastern bestellt.

Im Charaktergemälde der mohammedanischen Gesellschaft wird es kaum einen zweiten Zug geben, auf welchen die Rechtgläubigen mit so viel Stolz hindeuten würden, als auf ihr sittliches Bewusstsein und auf die Sorgfalt, mit welcher sie den Anstand und das Decorum zu wahren glauben. So oft dieser Gegenstand in den angestellten Vergleichungen zwischen Ost und West aufs Tapet gebracht wird, wird man immer hören müssen, wie selbst der unserer Civilisation meist geneigte Orientale uns auf diesem Felde ein langes Sündenregister vorliest, um zu beweisen, wie sehr wir, was Sittlichkeit anbelangt, dem Moslimen nachstehen. Sie des Gegentheils zu überzeugen, ist rein unmöglich, da alle Beredsamkeit, alle Logik eben an jenen Vorurtheilen scheitern, mit welchen die Anstandsregeln geschaffen und die Schutzmauer der Sittlichkeit errichtet worden ist. Dass die orientalischen Gesetzgeber die reinsten und besten Absichten hatten, darf keinen Augenblick bezweifelt werden, doch sie vergassen, dass die Excentricität und das Haarspalterische ihrer Anordnungen eben das Gegentheil bezwecken werden. Um z. B. der Sinnlichkeit Einhalt zu thun, genügt es nicht, nur gewisse Theile des Körpers zu bedecken, sondern dieselben müssen in faltenreichen Gewändern dermassen verhüllt sein, dass selbst die kühnste Phantasie in deren Existenz sich hineinzudenken nicht im Stande sei. Daher der grosse Abscheu der Orientalen vor unsern anliegenden Röcken und Beinkleidern, durch welche die Contouren gewisser Körpertheile zu erkennen sind, und daher ihr langes, fal-

tenreiches Oberkleid und ihre Pluderhosen, oder die denselben angepasste Umgestaltung des neuadoptirten europäischen Gewandes. Aehnliche Motive haben zur Institution des Harems, zur Verhüllung und Vermummung des weiblichen Geschlechtes geführt. Da bei ihnen der Satz: „Was das Auge weiss, macht dem Herzen heiss", eine tiefere Bedeutung hat wie bei uns in Europa, so musste bei ihnen auch der Grundsatz: „Der freie Anblick eines Weibes sei nur ein Haar breit entfernt von dem fleischlichen Umgange mit demselben", leichter entstehen und desto stärkere Wurzel fassen. Ist doch die Existenz des Weibes selbst und ihre Erwähnung in öffentlicher Gesellschaft zur Schande gebrandmarkt worden, und nichts ist schwerer, als dem halbeuropäisirten Türken oder Perser beweisen zu wollen, dass die Frau in der wahren Herzens- und Geistesbildung eine mächtigere Stütze des Moralitätsgefühls finden kann als in allen den grimmigen Blicken des dienstbeflissenen Eunuchen; und dass der Italiener so ziemlich recht hat, wenn er sagt: „Una vertù che deve esser custodita non merita la sentinella." In diesem Auswuchse asiatischen Schamgefühls und nicht speciell im Islam, im Buddhismus oder Brahmanismus, liegt der Keim des Uebels jenes lasterhaften Sittlichkeitsgefunkels, infolge dessen noch jetzt jährlich einige tausend Mädchen in Indien gleich nach der Geburt dem Tode geweiht werden, dass mehrere Millionen Wesen durch eine unnatürliche Seclusivität in der Entfaltung ihrer Geistesanlagen gehemmt sind, und dass durch diese Scheidewand das gesellschaftliche Zusammenleben nie möglich war und nicht möglich ist. Der Harem oder die Sonderstellung des weiblichen Geschlechtes besteht bekanntermassen im brahminischen und buddhistischen Indien, in China und in Siam ebenso streng wie in der Türkei, Persien und Arabien; ja sogar das orientalische

Christenthum mit seinem Marien- und Magdalenencultus klammert sich stramm fest an die Institution des Harems an, ganz so wie der Muselman.

Was von den Gefühlen, von den Tugenden und Lastern gesagt wurde, das hat auch auf die ästhetischen Eindrücke Bezug. Die Verschiedenheit, die Sonderbarkeit tritt überall in gleicher Weise hervor, und überall liegen denselben nicht die Wahrnehmungen im Bereiche einzelner Religionen und Völker, sondern in der ganzen asiatischen Welt zu Grunde. Während wir z. B. von poetischen Anwandlungen nur bis zu einem gewissen Alter heimgesucht werden, ist der Asiate das ganze Leben hindurch, von der frühesten Jugend bis zum späten Greisenalter poetischen Eindrücken zugänglich, und sowie er die gebundene Rede viel höher schätzt als selbst die beste Prosa, ebenso wird ein Gleichniss, ein Metapher, ihm desto einleuchtender werden, je bizarrer und extravaganter sie dargestellt wird. Ist es nicht merkwürdig genug, dass z. B. die verschiedenartigsten Farbennuancen, an denen wir unser Auge gewöhnt, ja welche wir sogar liebgewonnen haben, dem Geschmacke der Orientalen bisjetzt noch nirgends zusagen konnten? Nicht nur der Nomade auf der Steppe oder der Bewohner des fernen Ostens, selbst der soi-disant halbcivilisirte Osmanli oder Perser ergötzt sich noch bisweilen am hochrothen, dunkelgrünen und hellgelben Colorit, und so wie in der Farbenwelt nur das Blendende und Hochgrelle ihm am besten gefällt, ebenso wird in der Darstellung nur jene That, jene Idee ihn am meisten fesseln, die vom Pfade der Alltäglichkeit, von dem angewöhnten regelmässigen Gange der Dinge in die wildeste Abenteuerlichkeit hineinschlägt. Er ist und bleibt ein Mensch der Poesie, und kann demzufolge die prosaisch reelle Richtung unserer Weltanschauung nicht begreifen und noch weniger sich in dieselbe hineinfinden. „Ihr Europäer“, hörte ich häufig sagen,

„könnt doch unmöglich an ein Jenseits glauben, da ihr dem Diesseits so blind ergeben seid.“ — Es ist ganz natürlich: mit ihrer Auffassung, dass die Welt nur ein *Mihmanchanei pendsch ruzi* (ein fünftägiges Gasthaus) sei, wo der eine einzieht, um bald dem Nachkommenden wieder Platz zu machen, ist ein solides, auf einem längern Bestand basirendes Trachten und Wirken kaum denkbar. Es summt und brummt in allen Ecken und Winkeln das Nirwana in allen möglichen Variationen, und das Vorgehen des Abendländers: Samen zu säen, dessen Früchte erst in kommenden Jahrhunderten reifen werden, muss den Morgenländer geradezu ebenso thöricht als wahnsinnig dünken. Wir sehen daher den Asiaten auf einer Seite als Kind sich geberden, während er auf der andern schon als Greis auftritt, der jeder Hoffnung bar dasteht. Dem ist denn auch so: die Lebensreife des Mannesalters geht ihm gänzlich ab.

Dass diese Sentimentalität, jedenfalls ein krankhafter Geisteszustand, auch zur Quelle anderer Uebel und Gebrechen wird, braucht wol kaum gesagt zu werden. Sie erzeugt vor allem das Gefühl der falschen Barmherzigkeit und des irrigen Mitleides; eines Fehlers, welcher jeden Arbeitssinn untergräbt und im moslimischen Asien so unendlich viel Unheil anstiftet. Wenn es dem Orientalen an Energie und Ausdauer gebricht, wenn Muthlosigkeit ihn von rastlosem Streben und Ringen abhält, oder ihn gar zu Boden wirft, so ist es immer die schon angeführte „*Merhameti Islam*“: muselmanische Barmherzigkeit, durch welche er den Kampf aufs Aeusserste aufzunehmen verhindert ist. Das Glück war ihm nicht günstig, heisst es, daher muss der Nebenmensch die Wunde heilen und eine hülfreiche Hand darbieten. Würde es sich in solchen Fällen um wirkliche, durch unverschuldetes Elend herabgekommene hülflose Menschen handeln, so würde diese Sinnes-

art ebenso den Namen der Wohlthat verdienen, als sie unter vorhandenen Umständen nur die Trägheit und das Laster befördert. Der Faulenzer verbirgt seine Schande im Bettlergewande, und das Bettlerwesen hat sich denn auch zu einer solch ehrbaren Profession herausgearbeitet, dass in ihrem Schatten nicht nur einzelne Individuen, sondern ganze Dörfer ihr Leben fristen können, und dass jede einzelne Familie solche Schlaraffen mit erhalten muss. Für diese hat nicht nur der Islam durch das strenge Gebot des Almosengebens gesorgt; im Buddhismus hat man ihrer noch besser gedacht und das Uebel wuchert auch dort in verhältnissmässig grösserm Masse als bei den Mohammedanern. Wo Arbeitslust und Thätigkeit in dem Sinne, in welchem wir es verstehen, abgeht, dort wird Trägheit und Schlaraffenthum nicht so sehr zum Laster gebrandmarkt werden wie bei uns. Es ist ein trauriger Irrthum, doch ein Irrthum, der auf ganz natürlichen Ursachen beruht. Ebenso pflegt man andern moralischen Verirrungen, wie z. B. dem Trug, der Lüge und der Verstellung, mit einer uns jedenfalls auffallenden Nachsicht zu begegnen, ja in denselben sogar eine force majeure des menschlichen Geistes und eine gestattete Uebervortheilung anderer zu entdecken. Doch blicken wir tiefer, und wir werden sehen, dass diese Untugenden, um sich des gelindesten Ausdruckes zu bedienen, nur der Ausfluss einer Jahrtausende alten despotischen Regierungsform sind, da der an moralischer Kraft ärmere Asiate, unter dem Drucke sich schmiegend und windend, auf dunkeln und verborgenen Wegen seine Rettung sucht, während der kräftigere Abendländer sich besser anstrengt, die drückende Last leichter abwerfen zu können, und sie auch häufiger abgeworfen hat, wie die Geschichte lehrt. Auch muss ferner zugestanden werden, dass Lug und Trug in einem beson-

ders engen Verwandtschaftsgrade zum überspannten und übernatürlichen Ideengange, sowie zur Geheimthuerei und zum Phantasiereichthum der Orientalen sich befinden. Es ist daher auch ganz natürlich, dass selbst die bestehenden Gesetze die Lüge sanctioniren; dass der grösste mohammedanische Moralist den Satz aufgestellt hat: „Eine Lüge, welche der Sache frommt, ist mehr werth als die Wahrheit, welche schadet"; und dass schliesslich selbst der angebliche Moralquell, d. h. die Religion, das Lügen gutgeheissen hat, da bekanntermassen der Schiite im Moment der Gefahr zum Pseudo-Sunniten sich qualificiren kann, eine Handlung, welche die legale Benennung „Takie" (Verstellung) erhalten hat. Trotzdem ich hier zur Beleuchtung des Gesagten ein Beispiel aus dem Islam genommen, so soll damit noch nicht gesagt sein, dass nur die mohammedanische Gesellschaft allein an diesen und ähnlichen Uebeln kranke. O nein! Wir finden den Buddhismus, den Brahmanismus und selbst das Christenthum in Asien mit ähnlichen Gebrechen behaftet; denn wer von seinem Auge den Nebelschleier der positiven Religionen gelüftet, wer kühn und frei schauen kann und will, der wird gar bald zur Einsicht gelangen, dass die Religionen Asiens, dem reinsten Borne asiatischer Ideen und Denkungsweisen entsprungen, nur deshalb Bekenner und Vertheidiger gefunden haben, weil sie eben dem Geschmacke der Weltanschauung und der geistigen Beschaffenheit der Asiaten von jeher am besten entsprachen und noch heute am besten entsprechen. Religion ist, wie jede andere Institution, nur dem herrschenden Geiste einer Gesellschaft oder eines gewissen Zeitalters entsprungen. Ihr kann nicht so sehr die Erschaffung, als vielmehr die Erhaltung jener geistigen Zustände zugeschrieben werden; denn dort, wo sie der Rolle eines Conservators verlustig geworden ist, wie z. B.

bei uns in Europa, dort hat sie auch aufgehört Religion zu sein, und wird es auch nie sein, trotz aller Anstrengungen unserer Finsterlinge.

Und so ist es in allem und überall, im grossen und kleinen, im allgemeinen und einzelnen bestellt. Jeder Abschnitt, jeder Punkt unserer Psychologie müsste einer Umgestaltung unterliegen, wenn wir die in derselben aufgestellten Grundsätze auch auf den Charakter des Asiaten anpassen wollten. Ja, so ist es schon seit lange her, und würde auch länger geblieben sein, wenn nach dem ewigen Schalten und Walten der Naturgesetze der Mensch unter einem mildern und stählernden Klima, durch bessere und gesündere Entfaltung der in ihm vorhandenen Geisteskraft einen auf soliderer Basis ruhenden gesellschaftlichen Zustand nicht geschaffen hätte, einen gesellschaftlichen Geist, der sein eigenes Gefäss übersprudelnd, stets vom Drange beseelt ist, die Grenzen seiner Wirkung und seiner Thätigkeit zu erweitern. Dieses Expansionsgelüste ist es nun, das im Wesen des Asiatismus, wenn ich die morgenländischen Sonderlichkeiten unter diesem Namen bezeichnen darf, eine wol noch geringe, aber dennoch nicht unbedeutende Veränderung hervorgerufen hat, das den dort seit Jahrtausenden existirenden Ideengang erschüttert hat, das ihn in der Zukunft noch mehr erschüttern wird, ohne jedoch — man verzeihe mir die Kühnheit des Prophetismus — ihn gänzlich umstürzen zu können. Es ist allerdings wahr, dass all die einzelnen Züge des von uns entworfenen Charakterbildes immer schärfer und prägnanter hervortreten, je mehr wir auf einer Wanderung durch den islamischen Osten, von der untern Donau angefangen, der Westgrenze des chinesischen Buddhismus uns nähern und ebenso in umgekehrter Richtung wieder in Abnahme begriffen sind. Die Fahrlässigkeit und die Indolenz des Mittelasiaten ist z. B. hundertfach stärker als die des

Osmanli, welcher von dem nahen Element des Westens ununterbrochen gerügt und geschürt, doch in so manchem nachgeben musste. In ähnlicher Weise verhält es sich auch mit dem Phantasiereichthum und der Excentricität. Der Nomade auf den Steppen Turkestans und der Sesshafte in den Städten muss als fortwährend träumend und schwärmend bezeichnet werden, wenn mit seinem Religionsgenossen an der Maritza oder am Bosporus verglichen. Bei erstem ist die Glut der Leidenschaft viel heftiger, das Nervensystem viel reizbarer, das Phantasiegebilde viel kühner, aber die Willenskraft auch viel schwächer als bei letzterm. So verhält es sich auch hinsichtlich des Aberglaubens, der Vorurtheile, der fanatischen Ueberzeugung und des strammen Conservatismus, wie wir die hierauf bezügliche Differenz noch eingehender besprechen werden. Und dennoch liegt leider in allen diesen Beweisen noch kein genügender Grund vor, der uns zum Schlusse berechtigen sollte, dass die grosse Ideenverschiedenheit, welche die heutige Gesellschaft Asiens von der Europas trennt, je gänzlich gebrochen werde, geschweige denn verschwinden könne. In dieser Frage von immenser Tragweite für jetzt ein Urtheil fällen zu wollen, mag vielen voreilig dünken, es ist auch an deren Besprechung noch nicht die Reihe gekommen, uns genügt die trockene Thatsache ihres Vorhandenseins, und ich frage nun, wo in der Welt ist die Möglichkeit herauszufinden, bei solcher Verschiedenheit der Charaktere und bei solch einer heterogenen Geistesrichtung, den herrschenden Ideen des heutigen Abendlandes im Orient so schnell Eingang zu verschaffen; wen sollte es befremden, dass unsere bisherigen Versuche auf so harten Widerstand stiessen, und wer sollte davon überrascht sein, wenn der Kampf auch in der Zukunft noch lange, lange fortdauern wird?

Wer hierin noch einen Zweifel hegen, wer vor der

Evidenz das Auge schliessen wollte, den möchte ich nur auf jene Nuancen aufmerksam machen, die noch heute zwischen dem Südosten und Nordwesten Europas folglich unsers eigenen, von ein und demselben Geiste belebten Welttheils, bestehen. Die politisch-geographische Grenze zwischen Europa und Asien kann noch lange nicht als Scheidewand beider Culturwelten angesehen werden, denn sowie das uns nahe liegende Asien schon so manchen Zug des europäischen Lebens aufweisen kann, ebenso hat der dem Morgenlande benachbarte Theil Europas noch leider vieles vom asiatischen Schlendrian aufbewahrt, und blutet auch noch stark an dessen Folgen. Man muss in der That beide Welten persönlich kennen gelernt, und sich fortwährend mit denselben beschäftigt haben, um die gegenseitigen Abstufungen auf dem Gebiete des staatlichen und geselligen Lebens wahrzunehmen, und um die Verschiedenheit der Individualität des Morgen- und Abendländers vollauf würdigen zu können. In den Ländern der untern Donau z. B. ist der eiserne Fleiss, die Ausdauer und die nie erschlaffende Arbeitslust, welche die Bewohner Englands, Belgiens und Norddeutschlands charakterisirt, fast gänzlich unbekannt. Der Mensch an erstgenannten Orten ist nun einmal von Behaglichkeitsgefühl und der Leichtfertigkeit der asiatischen Luft zu sehr angehaucht, um in die ernste Aufgabe des Lebens sich gänzlich hineinfinden zu können. Es fehlt ihm an Sparsamkeitssinn, um reinen materiellen Wohlstand zu begründen, denn er liebt es ebenso sehr wie sein orientalischer Nachbar, die innere Fäulniss und Armuth mit der Hülle des Luxus zu bekleiden, wodurch denn auch die Finanzen des Individuums, sowie des Staates in Zerrüttung gerathen müssen. Auch ihm fehlt es an Charakterfestigkeit, um dem Staate und der Gesellschaft die zum materiellen und geistigen Fort-

schritt unentbehrliche Grundlage der Solidität zu verleiten. Wir sind immer bereit mit unsern höhnischen Bemerkungen, so oft die Tagespresse von der Autoritätsschwäche des einen oder andern moslimischen Staates berichtet, doch vergessen wir immer, dass Pflichtgefühl und Achtung vor dem Gesetze selbst in den südöstlichen Ländern noch auf sehr schwachem Fusse steht, und dass während z. B. in Wien und in Pesth der Pöbel bei einem Excess immer die Partei des Excedenten ergreift, ja bisweilen den Verbrecher gewaltsam aus den Händen der Polizei befreit, in London der Policeman mit dem marmorkalten Gesicht nur seine Hand auf die einen kurzen Stock enthaltende runde Ledertasche zu legen braucht, um den grössten Haufen von sogenannten Roughs zu zerstreuen. Was schliesslich die streng genommene Moralität und Heiligkeit des Wortes anbelangt, so pflegt man im Südosten Europas kein Hehl daraus zu machen, dass diese Tugend unter dem bleiernen Himmel des Nordens tiefere Wurzel geschlagen und einen kräftigern Stamm hat als in der entgegengesetzten Richtung der Windrose.

So ist es denn auch hinsichtlich vieler anderer Charakterzüge und individueller Eigenschaften bestellt, und ich frage nun: wie dürfen wir mit Ignorirung solcher thatsächlichen Abstufungen im Charakterbilde des Europäers an den Asiaten die Forderung stellen, so urplötzlich seiner in Fleisch und Blut ihm übergegangenen Sinnesart sich zu entkleiden, und gleich einen Deus ex machina sich in einen Europäer zu verwandeln?! Die hohe Scheidewand, welch die mit eiserner Consequenz waltenden Naturgesetze errichtet haben, ein Werk, das durch die historischen Begebenheiten Jahrtausender die Granithärte der Festigkeit erhalten hat, kann nicht so leicht vom Boden weggefegt werden. Schon hat der mächtige Anprall des

Abendlandes vieles erschüttert, Bresche folgt auf Bresche, wir müssen daher vor Uebereilung uns um so mehr hüten, da ein plötzlicher Umsturz in Asien nur die Confusion vermehren und den Erfolg unsers bisherigen Strebens noch weiter hinausschieben würde.

XII.

Der Islam und das Christenthum.

Nach Gesagtem wird es wol keines weitschweifigen Commentars bedürfen, um der Ansicht Geltung zu verschaffen, dass der Islam weder als alleiniger Begründer der socialen und culturellen Zustände der heutigen moslimischen Gesellschaft, daher auch nicht als einzige Ursache jener Verkommenheit, jener Zersetzung und jenes Verfalles zu betrachten sei, welcher das mohammedanische Asien in allen Theilen und Enden erfasst und bis zum innersten Lebensmarke erschüttert hat. Die Lehre Mohammed's hat in demselben Masse wie die Lehre anderer Religionsbegründer Asiens nur den vorhandenen, durch klimatische und ethnische Eigenheiten scheinbar getrennten, dem Grundwesen nach aber voneinander nur wenig verschiedenen Sitten und Gebräuchen jene einheitliche Form verliehen, die wir heute im Gesammtbilde der mohammedanischen Welt vor uns sehen; ein Bild, dessen einzelne Züge aber in den meisten Fällen ohne besondere Mühe auch bei den andersgläubigen Asiaten zu entdecken sind, sobald wir uns in das hierzu nöthige vergleichende Studium einlassen werden. Es ist wol wahr: der Buddhismus z. B. hat in seinen Grundprincipien nie den weltlichen Zwecken in solchen Massen nachgestrebt wie der Islam; die enge Verbindung

der Staatsidee mit dem Glaubenswesen ist ihm nie in den Sinn gekommen, und hierin liegt denn jener specielle Charakter des Mohammedanismus, dem er einerseits die Stärke verdankt, mit welcher er aufgetreten und in einer so rapiden Weise über drei Welttheile sich ausgebreitet, andererseits aber jene Schwäche, die den Process des Unterganges herbeigeführt und beschleunigt hat. Zur Zeit seines Erscheinens, in den Morgenstunden seines Lebens, kann es auch vom Islam mit Recht behauptet werden, dass er Geist und Körper auf einmal eroberte, während andere Religionen Asiens und auch das Christenthum nur das Reich der Ideen suchten und nur in demselben verbleiben wollten. Es ist daher nicht zu leugnen, dass infolge dieser Vereinigung der geistigen und weltlichen Interessen der Islam schon von Natur aus zu jenen rein humanistischen Tendenzen unfähig war, welche dem Buddhismus und dem Christenthume, wenngleich nur in der Theorie, zur Zierde dienen; denn eine Religion, die in Gottes Namen das Morden, Sengen und Schlachten gebietet und die den Mördern, Schlächtern und Verwüstern Seelenheil und paradiesischen Lohn verheisst, die konnte ihre materiellen Ziele wol leicht erreichen, von wahrem Humanismus, von einer Beglückung der Menschheit im allgemeinen konnte doch bei ihr nie und nimmer die Rede sein. Diese politische oder weltliche Tendenz des Islams war auch die Hauptschuld, dass seine Völker im Kampfe erzogen, zum ewigen Kriegen angespornt, zur Schaffung jener stabilen, gesellschaftlichen Verhältnisse, denen wir in der buddhistischen Welt begegnen, von Natur aus unfähig waren. Solange der Islam sein an der Religionsflamme gehärtetes Schwert nach aussen hin beschäftigen konnte, da ging es noch einigermassen an, als er aber durch die Uebermacht der Feinde in der Ausübung dieser heiligen Religionskriege gehindert war, da suchte die Kampfwuth in den innern

Grenzen ihre Nahrung, daher auch die vielfachen, fast ununterbrochenen innern Revolutionen, von denen die mohammedanische Welt stets aufgewühlt war, und daher auch die Unmöglichkeit, selbst ohne Gefährdung von aussen jene Stabilität zu erlangen, durch welche die Gesellschaft im buddhistischen Hinterindien und in China sich auszeichnet.

Abgesehen nun von diesem einzigen Umstande und dessen Folgen, wird das Individuum im Ländergebiete des Islams, was die einzelnen Züge seines Charakterbildes anlangt, von den Asiaten anderer Religionsgesinnung in wenig oder fast gar nichts sich unterscheiden. Alle die Fehler und Gebrechen, welche wir in der bunten Völkermosaik der mohammedanischen Welt vom Innern Chinas bis zur Adria zu rügen und als Factoren seiner Verkommenheit hinzustellen pflegen, alle diese treten bei den Völkern des Buddhismus, wenngleich in anderer Form, doch in derselben Substanz hervor. Ja sie haben, wie es der natürliche Lauf der Dinge mit sich bringt, im tiefern Asien noch tiefere Wurzeln geschlagen, und sind in ihrer Prägnanz gefährlicher und noch schwerer auszurotten. Was ist z. B. die Trägheit und der Aberglaube der Kirgisen, Karakalpaks und Turkomanen gegenüber den ähnlichen Eigenschaften des buddhistischen Nomaden in der Mongolei, oder umgekehrt; was ist der verstockte Conservatismus, die blinde Wuth gegen jede Neuerung und der Abscheu gegen fremde Ideen und fremde Menschen, dem wir an den Ufern des Jang-Tze-Kiang, des Menang und Irawaddi begegnen, im Vergleiche zum ähnlichen Ideengange des Mohammedaners in Teheran, Bagdad, Damascus, Kairo und Konstantinopel? Wer die Ursache dieser Verschiedenheit in der geographischen Nähe und in der häufigern Berührung letztgenannter Orte mit dem Abendlande suchen wollte, der würde sich irren, denn Hongkong, Kanton, Schanghai, Tien-tsin, Kamput und Mandelay stehen in

einem, wenngleich nicht so alten, aber doch häufigen und engen Verkehre mit Europa. Und welchen Riesenkampf kostet es nicht, unserm Einflusse dort auch nur eine Spanne Bodens zu verschaffen? Vergisst man etwa den hartnäckigen Widerstand und den Starrsinn, den die Chinesen an den Tag legten, als man in der jüngsten Vergangenheit auf ihren Feldern Telegraphenstangen aufrichten wollte? Eisenbahnen und Locomotive sind ihnen verpönter als dem Moslimen das Schweinefleisch und Glockengeläute, und während die Christen selbst zur Zeit islamischer Herrlichkeit von dem Fürsten der Rechtgläubigen, sowie auch von den spätern Sultanen und Machthabern empfangen wurden, hat der „Himmlische Sohn des Blumenreiches der Mitte“ selbst bis zur Neuzeit sich noch immer gesträubt, den Vertretern der abendländischen Mächte in Peking sich zu zeigen, und trotz seiner tausendjährigen Cultur, trotz all seiner geistigen Vorzüge birgt der Chinese ebenso viel, vielleicht sogar noch mehr Groll und Hass in dem Schimpfworte „Fankwei“ (fremder Teufel, wie er den Europäer nennt) als der Mohammedaner im Worte „Gjaur“ oder „Kafir“. Und dieses alles geschieht in einem Lande, wo Religion nur Mode und Gewohnheitssache ist, wo die lachenden Auguren nach Millionen zählen, wo man auf dem Altare der Penaten statt des in der Noth versprochenen Atlaskleides ein Papiergewand schmunzelnd hinlegt, und wo folglich von den im Islam noch immer tiefgehenden Wogen der Religionsbegeisterung nie die Rede sein kann.

Von ähnlicher Beschaffenheit werden die Resultate unserer Forschungen sein, wenn wir die individuellen Eigenschaften des Moslim mit den hervorragenden Charakterzügen des unter der Aegide des Christenthums aufgewachsenen Asiaten vergleichen; einer Religion, die nach einer stark verbreiteten Ansicht europäischer Reisenden und Denker für jenes Mittel angesehen wird, mit welchem

der kranke Orient zu neuer Lebenskraft erweckt werden könnte. Ich will hier das traurige Gemälde der Unsittlichkeit, in welchem die Christen Asiens dargestellt werden, gänzlich übergehen, und als Ursache desselben den jahrhundertelangen Druck hinstellen, unter dem sie sich seit dem Auftritte des Islams und noch früher befanden. Ich will den bekannten Satz: „Freiheit veredelt, Unterdrückung erniedrigt", zu ihrer Entschuldigung anführen, obwol andererseits der Umstand, dass andere nichtmohammedanische Unterdrückte nicht so tief gesunken sind, und dass die Christen Asiens selbst zur Zeit ihrer politischen Selbstständigkeit in einem ähnlichen Schlamme der Immoralität sich befanden, eine Reinwaschung bedeutend erschwert. Auf was hier insbesondere die Aufmerksamkeit des geneigten Lesers hingelenkt werden soll, das sind die Leidenschaften, die Gemüthsart und die Weltanschauung des Christen in Asien, in welcher er sich auch kein Haar breit von seinem mohammedanischen Nachbar unterscheidet, ja in vielem denselben überragt. Wer würde es in Abrede stellen, dass der Fanatismus, der unbändige Groll gegen Andersdenkende im Busen der Armenier, Griechen, Nestorianer, Maroniten und Kopten tiefere Wurzel geschlagen hat als selbst beim Mohammedaner, trotzdem die Lehre Christi sich nicht wenig darauf einbildet, den Satz: „Liebe deinen Nebenmenschen wie dich selbst", mit prangenden Buchstaben auf ihr Banner geschrieben zu haben? In dieser Leidenschaft werden die Christen so weit hingerissen, dass sie wegen einer kleinlichen Verschiedenheit in den Dogmen oder im Rituale lieber zum gemeinsamen Feinde des Christenthums, nämlich zum Moslim stehen, als zu ihrem an Christenthum glaubenden, aber sektuarisch getrennten Bruder, ungefähr so wie der Schiite, in dessen Auge der Christ und Brahmine höher geschätzt sind als der sunnitische Glaubensgenosse. Oder ist der Christ in

Asien etwa minder Fatalist als der Mohammedaner, und ist etwa sein Thun und Lassen, sein Denken und Sinnen nicht mehr vom blinden Aberglauben, von crassen Vorurtheilen durchweht als bei den Bekennern des Islams? Wer es zugesehen hat, wie die Lehre Christi ihres so hoch angepriesenen Geistes gänzlich entkleidet, in Asien nur noch als ein strammes Formwesen existirt; wie Armenier, Chaldäer und Nestorianer in Kleinasien und in Persien sich in ihren Klöstern Amulete schreiben lassen, um mit denselben sich und ihre Thiere zu behängen; wie der Kranke die von vermeintlich heiliger Hand beschriebenen Papierstreifen in der Hoffnung einer baldigen Genesung verschluckt, und wie man schliesslich in Ermangelung eines christlichen Wunderwirkers selbst den mohammedanischen Asceten und Derwisch nicht verschmäht, der wird gewiss nicht auf die Idee kommen, dass Fanatismus, Aeusserlichkeiten und Aberglaube nur dem Islam und seinen Bekennern eigen sei.

Von ähnlicher Natur werden unsere Wahrnehmungen auch im weltlichen Treiben der Christen Asiens in allen Einzelheiten ihres socialen Lebens sein. Ihre Fahrlässigkeit, ihre in den Mantel des Conservatismus gehüllte Sinnesträgheit und ihr Abscheu gegen die durch den westlichen, folglich christlichen Einfluss eingeführten Neuerungen ist noch grösser als die des Mohammedaners, da er erstens den Jesus Christus der Franken nicht für den seinen anerkennen will, und zweitens da die frühern anarchisch-despotischen Zustände trotz all der Wucht, mit welcher sie auf ihm lasteten, seinem asiatischen Geschmacke viel besser entsprechen als die Gleichberechtigung und alle auf modernen Staatsanschauungen beruhenden Reformen, die er freilich nur dem Scheine nach kennt. Als ich einst einen greisen Armenier in Erzerum frug, wie schrecklich es gewesen sein mag, unter der grauenvollen Janitscharen-

wirthschaft zu leben, wo er doch keinen Augenblick seines Lebens und seines Gutes sicher sein konnte, erhielt ich zu meiner grossen Ueberraschung folgende Antwort: „Ach, das Gegentheil, mein Herr! das waren glückliche Zeiten! Neben dem Krummsäbel, der hier und da drohte, hatte der Janitschar noch damals einen wohlgefüllten Goldsack, und wenn er mich auch einen räudigen Hund schimpfte, so konnte ich doch mit ihm glänzende Geschäfte machen. Heute hat dieses verruchte Tanzimat alles zerstört.“ Wohl gemerkt: jenes Tanzimat, dem der grosse Sieg bei Navarin vorangehen musste, und mit welchem Europa seine christlichen Glaubensgenossen im ottomanischen Kaiserstaate beglücken wollte. Ich will es gern zugestehen, dass die von der europäischen Cultur beleckten Christen ganz anders denken, doch diese Zwittergestalten zweier Weltanschauungen bilden bisjetzt nur noch kleinwinzige Ausnahmefälle, und bei angestellten Vergleichungen kann doch nur die grosse Masse in Betracht gezogen werden.

Ich könnte zur Beleuchtung meiner Behauptung eine viel längere Reihe von Beispielen anführen, doch glaube ich, dass selbst diese kurzen Andeutungen hinreichen werden, um den Leser zu überzeugen, erstens, dass wir dem Islam unrecht thun, wenn wir ihn als alleinige Quelle all jener Gebrechen hinstellen, durch welche der mohammedanische Osten in Ruin gerathen ist, und zweitens, dass seine Beseitigung und Ersetzung durch das Christenthum die traurige Lage der Dinge nicht im mindesten verändert werden kann. Wir werden auf dem natürlichen Wege der Folgerungen zum Schlusse gelangen, dass nicht die Religionen, sondern die klimatischen und ethnischen Eigenheiten, und die mit denselben zusammenhängende geschichtliche Vergangenheit als Hauptfactoren der culturellen und socialen Zustände eines Volkes zu betrachten sind, und dass demzufolge bei einer Besserung der Zustände, bei

einer Heilung der tiefen Wunden Asiens das Wählen zwischen der Lehre Christi und der Lehre Mohammed's ganz überflüssig und fruchtlos ist.

Wer diese oder ähnliche Behauptungen noch vor hundert Jahren aufzustellen gewagt hätte, der hätte zu seiner Rechtfertigung ein ganzes Meer von Beweisen, ganze Bücher von Argumenten vorbringen müssen. Heute ist dies jedoch viel leichter geworden. Aus dem riesigen Fortschritte, den die Naturwissenschaften in allen Zweigen gemacht haben, ist jene Fackel erwachsen, welche die finstere Nacht des Zweifels und der Vorurtheile in allen Winkeln und Ecken erleuchtet hat. Die Zahl der verstockten Blinden, deren Auge von der aussergewöhnlichen Helle geblendet, noch immer im Finstern herumtappen, verschwindet gänzlich neben der grossen Masse von Aufgeklärten, die durch den glänzenden Stern der wol angefochtenen, aber nicht bekämpften Wahrheit auf die Bahn der untrüglichen Erkenntniss geleitet worden sind, eine Bahn, von welcher David Strauss ganz richtig bemerkt, dass nur sie die einzige Weltstrasse der Zukunft sei, die stellenweise vollends fertig gemacht, nur allgemein befahren zu werden braucht, um auch bequem und angenehm zu werden. Dass die gebildeten Europäer heute nicht mehr Christen oder Juden seien, dessen Bewusstsein war schon längst im Busen von Millionen gebettet, und es bedurfte nur einer kühnen und entschlossenen Seele, um diese längst gefühlte Wahrheit von den Banden der Verschwiegenheit zu befreien. Wohl haben einige unserer Philosophen und Culturhistoriker schon früher eine ähnliche Saite angeschlagen, indem sie den morschen und faulen Zustand theils ganz nackt darlegten, theils aber aus Mangel an Muth und an einem entschlossenen Auftreten jene Tünche der systematisirten Heuchelei erfunden,

mittels welcher man den faulen Körper noch auf eine längere Zeit erhalten zu müssen, und erhalten zu können glaubt. Ob nun der Gebrauch dieser Lüge und dieses Truges selbst im vermeinten Interesse der Menschheit gestattet werden könne, das bezweifle ich sehr, da es ein Faustschlag ins Gesicht des Princips der Gleichberechtigung ist, und da ich den von mir verabscheuten, schmuzigen Trank doch nicht zur Labung einem andern hinreichen kann! Vorausgesetzt, dass es der europäischen Gesellschaft auch noch fernerhin behagen sollte, im Schatten dieses philosophischen Gaukelspieles ihre Schwächen zu verstecken, so ist hiermit noch nicht ausgemacht, dass wir uns dieser oder ähnlicher Sophismen auch in den culturgeschichtlichen Forschungen aussereuropäischer Völker bedienen müssen. Wo ist der denkende Mensch, der es heute nicht mehr einsehen wollte, dass die Morgenröthe jenes Culturlebens, in welchem das heutige Europa die Alte Welt so mächtig überstrahlt, nur damals aufzusteigen begonnen hat, nachdem die pechschwarzen Schatten der finstern Glaubensmacht verscheucht wurden. Oder liegen denn etwa im Leben des Islams nicht ähnliche einzelne Momente vor? Das Zeitalter des Chalifen Mehdi z. B., von welchem der streng mohammedanische Historiker mit Grauen erzählt, dass es Moslimen gebe, die an Mohammed und an den Koran nicht glauben, über Gebete und Fasten sich lustig machen, die da sagen: „Diese Welt hat keinen Anfang und kein Ende, und wird auch keins haben. Menschen und Thiere entstehen wie Pflanzen, niemand weiss woher sie gekommen, und wohin sie gehen. Nach dem Tode wird niemand mehr lebendig, und ausser dieser Welt gibt es keine andere", jenes Zeitalter war das reichste in den Geistesproducten der islamischen Welt. Nicht minder ergiebig war die Regierungszeit eines Ekber Schah in Indien, von dem es allbekannt ist, dass er Zeit

seines Lebens mit vielen Religionen experimentirte, im Grunde genommen aber an gar nichts glaubte.

Der diesfallsige Unterschied zwischen dem Christenthum und dem Islam liegt eigentlich nur darin, dass ersteres, von innen kräftig angefochten, leichter zusammenbrach, während letzterer bisjetzt meistens nur von aussen angegriffen wurde, daher so ziemlich unversehrt blieb. So oft ich über die Ursachen dieser jedenfalls wesentlichen Verschiedenheit beider Religionen nachdachte, und dieselben mit mohammedanischen Denkern besprach, hörte ich letztere immer sagen: das mehr stabile Wesen des Islams wurzle nur im grössern Rationalismus seiner Dogmen, da der stramme Monotheismus dem Geiste viel einleuchtender sei als die Lehre von der heiligen Dreifaltigkeit, und da der Islam infolge einer grössern Berücksichtigung der individuellen Eigenschaften und der Gemüthsart des Asiaten gleich vom Beginn mehr ins Fleisch und Blut eindringen musste als das Christenthum, das durch Uebertragung von Asien nach Europa, aus dem Osten nach dem Westen seine ursprüngliche Form mit der Zeit einbüssend, für den Asiaten nicht genug asiatisch, für den Europäer nicht genug europäisch sein konnte. So klügelt der Orientale vom mohammedanisch-freidenkerischen Standpunkte aus. Ich meinerseits habe immer gefunden, dass der Asiate infolge des ihm angeborenen und im reifern Alter stets genährten, schwärmerischen Ideenganges immer mit einer merklichen Vorliebe von der monotonen Strasse der Thatsächlichkeit ins bunte Reich der Phantasie einlenkt, und daher auch schon der Bequemlichkeit halber lieber ein Mann des Glaubens als ein Mann des Wissens ist. Hierzu gesellt sich noch der Umstand, dass die ihn umgebenden Naturverhältnisse ihn nicht so leicht zum Materialisten umgestalten werden als den Europäer, den ein grösserer Reichthum des Bodens, ein gemässigteres

Klima schneller zum Wohlstande verhilft, und ihm eine solche praktische Lebensrichtung gibt, auf welcher das Herumtändeln mit unsichtbaren Geisterwesen ganz unnatürlich und auch unmöglich wird. Ja die alte Heimat der Religionen ist und bleibt Asien, und sollte dagegen die Einwendung gemacht werden, dass auch Europa im Mittelalter stark religiös gesinnt war, und dass es selbst heute noch bei uns mächtige Culturstaaten gibt, die mit den streng religiösen Gefühlen ihrer Gesellschaft nicht wenig stolziren, so würde ich einfach folgende Antwort geben: Erstens war Europa im Mittelalter, im Zeitalter des Glaubens, alles, nur nicht europäisch gesinnt. Es stak so tief im Pfuhle jener Laster und Gebrechen, die wir heute als asiatisch specificiren, es lag so sehr gedrückt in den Banden der Glaubenswelt, dass seine Europäisirung, d. h. die eigentliche Entwickelung der vom westlichen Himmel und vom westlichen Boden begünstigten Naturanlagen nur vom Zeitpunkte des Erwachens sich datirt. Was zweitens die christkatholischen und christprotestantischen Culturstaaten betrifft, so ist es heute kein Geheimniss mehr, dass die eigentlichen Factoren der Cultur und der geistigen Regsamkeit zumeist solche Männer sind, die auf der früher erwähnten „neuen Strasse“ muthig einherschreiten, ja durch ihre Thätigkeit zur Anlegung derselben meistens mitgeholfen haben. Wenn Mangel an Muth, der Wahrheit offen ins Gesicht zu sehen — wie John Stuart Mill z. B. in der neuesten Zeit den Engländern mit Recht vorgeworfen hat — das Heer der Hypokriten zu Tausenden anschwellen macht, und wenn diese autorisirten Heuchler, die durch eine geflissentlich vernachlässigte Erziehung, durch herrschenden Gesellschaftston und angeborenen Conservatismus so lenkbar gewordenen Massen an sich und mit sich ziehen, so will hiermit noch nicht gesagt sein, dass eine solche Gesellschaft von einem streng religiösen Ge-

fühle geleitet ist. Es ist nur eine gewaltsam erzeugte Strömung des menschlichen Geistes oder richtiger gesagt der Geisteslosigkeit — und Gewalt hat auf dem geistigen Gebiete noch nirgends Dauerhaftes hervorgebracht.

Ich wiederhole daher: so wie die Poesie den einzelnen Menschen in der Jugend weit mehr entzückt als im reifen Mannesalter, ebenso ist dies auch bei ganzen Gesellschaften der Fall. Asien, welches trotz seiner grauen Haare noch immer im Kindesalter der Cultur sich befindet, ist poetischen Anwandlungen, folglich auch religiösen Speculationen weit mehr zugänglich als Europa, das die ernste Aufgabe des Lebens zu verstehen begonnen, nun auch eine dem Mannesalter würdige reelle Richtung eingeschlagen hat. Diese neue Richtung, diese neue Aera, welche mit dem Zeitalter der Entdeckungen und Reformation ihren Anfang genommen, ist denn auch diejenige, welche dem positiven Glauben in Europa den Garaus gemacht hat. Das Religionsgebäude ist von einer solchen Structur, dass an demselben nicht im mindesten gerüttelt werden darf. Eine Reformation, sie darf die bestgemeinteste sein, ist der erste Schritt zum Verfall und zur Zersetzung. — Das Gebäude der positiven Religionen steht auf einer so schlechten Basis, dass die Entfernung eines morschen Balkens und dessen Ersetzung durch einen gesunden, anstatt der Kräftigung noch grössere Sprünge im Gemäuer erzeugen muss, und wenn man dazu noch auf die unglückliche Idee kommt, diese Sprünge mit dem Kitt der reinen Vernunft vernieten zu wollen, wie dies bei uns in Europa geschehen ist, und wie man sich noch heute fortwährend bemüht, so muss der Ruin um so schneller und um so vollkommener heranziehen. Es ist daher nur eine arge Selbsttäuschung, wenn wir das Abendland und seine Cultur als speciell christlich bezeichnen. Europa hat zu denken angefangen, daher aufgehört, christlich zu sein.

Mit Hinblick auf das bestehende Princip der „systematisirten Heuchelei“ ist es selbstverständlich, dass diese meine Ansicht über das Religionswesen im allgemeinen noch auf heftige Widersacher stossen wird, und es ist auch daher nur um die verstockten Vorurtheile derjenigen zu bekämpfen, die das Christenthum um jeden Preis hoch über den Islam setzen, und die in seinen Principien den Quell unsers Culturlebens und unserer Macht entdecken wollen, dass wir uns hierorts zur Anstellung einiger gegenseitigen Vergleiche anschicken, ja im Interesse des vorgesteckten Zieles uns auch anschicken müssen. Dies geschieht hier natürlich nicht zum ersten und wahrscheinlich auch nicht zum letzten male, doch muss die Bemerkung vorausgeschickt werden, dass der Hauptfehler eines solchen Vorgehens immer darin begangen wird, dass man den Islam, der, wie erwähnt, noch in seinem Mittelalter sich befindet, neben das heutige Christenthum, das, wie wir eben gezeigt, nur dem Namen nach existirt, hinstellt, ganz vergessend, dass die grosse Verschiedenheit der Stadien auch in den betreffenden Consequenzen hervortreten muss. Doch seien wir einmal gerecht, und werfen wir einen tiefern Blick in das Innere beider Gebäude hinein, und wir werden gewiss zur Ueberzeugung gelangen, dass all' die Fehler und Gebrechen, all die Schwächen und Untugenden, die wir dem Islam zur Last legen, auch im Christenthume vorhanden waren, und einigermassen noch vorhanden sind. Unsere christlichen Kritiker des Islams sind so freundlich, der Lehre Mohammed's das Zugeständniss zu machen, dass sie manche sittliche Vorzüge, als Mässigkeit und Nüchternheit, Gerechtigkeit und Billigkeit, Barmherzigkeit und Wohlthätigkeit in sich berge, und demzufolge keinesfalls die Möglichkeit eines frommen und gerechten Lebenswandels ausschliesse. Was denn nun am Islam zumeist gerügt wird, das ist sein Fanatismus, sein zähes Anklammern an das

trockene Wort und sein ausgedrückter Widerwille, an den Satzungen des Korans und der Sunna auch nur im mindesten deuteln zu wollen. Abgesehen davon, dass diese und ähnliche Grundsätze die eigentliche Schutzwand aller Religionsgebäude bilden, — daher auch nach dem talmudischen Gesetz fast jedes Gebot der Juden mit unzähligen „Zäunen“ umgeben ist, und daher die Berührung des alleräussersten Zaunes schon als sündiges Attentat betrachtet wird — haben denn unsere Glaubensmänner nicht immer auf Anlegung ähnlicher Festungswerke hingezielt? Wenn ich 1865 in England, im Lande der Buckle, Darwin, Lyell, Huxley und Tylor, in dem Lande, welches eben solche Männer auf die Spitze der modernen Cultur gebracht haben, Augenzeuge war, wie man in einer gelehrten Gesellschaft ein Actenstück zur Unterschrift cursiren liess, in welchem bewiesen werden sollte, dass in der Bibel kein einziges Wort sich befinde, das mit den neuesten Errungenschaften der Wissenschaft in Widerspruch stände, eine Schrift, die von vielen gezeichnet, von vielen auch zurückgewiesen wurde, soll ich mich da etwa wundern, wenn ich den Asiaten sich mit Leidenschaft an seinen Koran anklammern sehe, wenn ich ihn sagen höre, dass jedes Wort darin feiner als ein Haar und schärfer als ein Schwert wäre, und wenn er sein Gottesbuch — jedenfalls ein Meisterstück der arabischen Prosa — als die alleinige und einzige Quelle alles Wissens betrachtet? Fürwahr wir sollten in unserm diesbezüglichen Urtheile mit mehr Gerechtigkeit zu Werke gehen und ja nicht vergessen, dass wenn die Männer der Religion in Europa vor dem Probirstein der reinen Vernunft so sehr zurückschaudern, der leidenschaftliche Asiate mit seinen streng conservativen Tendenzen und mit seiner nach Ueberschwenglichkeiten haschenden Sinnesart dies gewiss noch mehr thun wird.

So ist auch die Sinnlichkeit, welche dem Islam

auf Grund seiner paradiesischen Verheissungen vorgeworfen wird, nichts anderes als eine Ausgeburt der erhitzten Phantasie und der überspannten Begriffswelt. Wenn die Kläger das Genussbild der schwarzäugigen, nie welkenden Huris als Verletzung der Moral bezeichnen, so haben sie wol recht; doch darf man nicht vergessen, dass so süss und verlockend für den Orientalen die jenseitige Belohnung eines frommen Lebenswandels auch dargestellt sein mag, ebenso erschreckend und grauenvoll auch das Bild der versprochenen Strafen ausgefallen ist. Dem Genusse, am Arme einer silberarmigen, reizenden Jungfrau im duftenden Schatten der herrlichen Sidra und Tuba zu lustwandeln, stehen die Tantalusqualen, das Zerrissenwerden mittels glühender Eisenhaken und Existenz mit einem solchen Körper, dessen zahllose Wunden und Eiterbeulen einen intensiven auf Millionen Meilen weit gehenden Gestank verbreiten, als ganz entsprechende Seitenstücke gegenüber. Uebrigens hat nicht nur der Islam, sondern auch das Christenthum Asiens sein Paradies sich ganz anders ausgeschmückt als das moderne Christenthum Europas. Man muss nur den Armenier und Nestorianer anhören, wie er einst im siebenten Himmel durch mohammedanische Geistliche sich den besten Schnaps credenzen lassen und an die Unterdrücker seines Glaubens die grausamste Rache üben wird. So haben auch die Juden, die in Asien und in Europa durch Vorliebe für Fischgerichte sich hervorthun, von der talmudischen Sage als hauptparadiesischen Genuss einen kolossalen Fisch erhalten. Und sollte man es etwa der Religion verargen, wenn sie ihren Befolgern im Jenseits solche Genüsse, solche Belohnungen verspricht, die seinen auf der irdischen Laufbahn erlangten Geschmacksbegriffen am meisten entsprechen? Da ich eben von der dem Islam vorgeworfenen Sinnlichkeit rede, so kann ich nicht umhin, auf jenen im Westen

stark verbreiteten Irrthum zu kommen, nach welchem die Polygamie als ein entschieden mohammedanisches Laster, das nur unter dem Schutze des Islams gedeihe und gedeihen könne, hingestellt wird. Erstens ist die Polygamie bei Chinesen und Indern, ja bei allen andern Asiaten ebenso sehr, wenn nicht mehr verbreitet als bei den Muselmanen, und um gerecht zu sein, muss dieses Laster nicht als moslimisch, sondern als asiatisch bezeichnet werden. Zweitens dürfen wir den grossen Abstand nicht ignoriren, der zwischen Theorie und Praxis dieses allerdings schwärzesten Punktes der asiatischen Gesellschaft besteht. Polygamie ist nämlich im heutigen moslimischen Asien, trotz der Legalität, dennoch äusserst selten anzutreffen. Beim Landmanne ist sie unerhört, beim Handwerker nur eine aussergewöhnliche Curiosität, und bei den reichen Landesgrossen unter Hunderten nur bei einem anzutreffen. „Ihr Franken", bemerkte einst scherzhaft ein Türke, „muthet uns mehr Dummheit als Schlechtigkeit zu. Ist doch schon ein Weib genug des Uebels, wozu deren noch mehrere nehmen?" Polygamie setzt in erster Reihe materiellen Wohlstand voraus, und so scheint es ganz natürlich, dass die Offiziere eines Timur, eines Mohammed II. oder Selim diesem gesetzlichen Laster im vollen Masse fröhnten, ebenso natürlich ist es auch, dass die heute materiell herabgekommene Moslimwelt eine Enthaltsamkeit, jedenfalls eine gezwungene Enthaltsamkeit bekundet. Dem Orientalen, der in der Continuität dieser Schlussfolgerung zur Behauptung gelangt ist: dass Polygamie im wohlhabenden und reichen Westen, trotz der Illegalität ärger wuchere als im moslimischen Osten, und dass der Unterschied nur in der prüden Geheimthuerei bestehe, möchte ich nicht unbedingt beistimmen, doch dass der heutige Islam in dieser Hinsicht von seinen christlichen Kritikern allzu sehr an-

geschwärzt wird, das wäre wol schwer in Abrede zu stellen.

Nicht minder ungerecht ist die in Europa laut gewordene Klage gegen den allerdings leidenschaftlichen und blinden Hass, mit welchem die Bekenner des Islam dem Nichtmohammedaner, vorzüglicherweise aber dem Christen begegnen. Der Europäer, den das Wort Kafir und die streng separatistische Tendenz des Islams so sehr beleidigt, vergisst immer, erstens, dass er mit Orientalen von erhitzter Gemüthsart zu thun hat, die, wie schon erwähnt, es nicht begreifen können, dass der Gegenstand ihrer Begeisterung von andern gleichgültig gefunden, ja sogar verschmäht werde, und bei denen eine gemässigte gelassene Denkungsweise schon infolge ihrer Naturanlagen unmöglich ist. Zweitens wird der Umstand übersehen, dass der Islam heute, zur Zeit seiner Schwäche, wo er von allen Seiten her sich bedroht und gefährdet sieht, schon durch das ewige Zittern um seine Existenz in aussergewöhnliche Gereiztheit, ja in eine Art von Paroxysmus versetzt ist. In den vergangenen Zeiten seiner Grösse und seiner Macht war es mit dem Islam in dieser Hinsicht doch ganz anders bestellt! Dem Kenner der heutigen mohammedanischen Welt scheint es fast unglaublich, wenn er liest, dass Sultan Murad I. eine christlich-serbische Prinzessin sich zur Frau nahm, und dass im Serail von Adrianopel griechische Geistliche auf Staatskosten unterhalten wurden, die für die christliche Sultana täglich die Messe lesen mussten, zu einer Zeit, als eben die Osmanlis durch Feuer und Schwert dem Koran in Europa Eingang zu verschaffen bemüht waren. In ähnlicher Weise überrascht uns das Verhältniss Uzun Hasan's, dieses, sozusagen Begründers des schiitischen Glaubens, zu seiner Frau Despina Chatun, einer christlichen Prinzessin und Tochter des Comneniden Calo Johannes von Trebisond,

von welcher Dame Caterino Zeno erzählt: sie wäre eine streng religiöse Christin gewesen, die täglich im königlichen Palaste von Ispahan griechische Messe lesen liess ja die sogar ihre Töchter im christlichen Glauben erzogen hatte —, wohlgemerkt, in einem solchen Lande, wo man heutzutage die Berührung eines Christen für nedschis (verunreinigend) ansieht. Oder haben denn die Timuriden in Indien anders gehandelt, indem sie die Töchter der benachbarten Radschas heiratheten, sie im brahminischen Glauben beliessen; also jene Mohammedaner, von deren Nachkommen uns W. W. Hunter in seinem „Our indian Mussulmans" das schrecklichste Bild des Religionsfanatismus entwirft? Drittens muss die Beurtheilung des moslimischen Fanatismus auch schon deshalb als einseitig bezeichnet werden, weil man die betreffende Geistesstimmung des Moslimen mit jener Lauheit und jenem Indifferentismus vergleicht, welchen der moderne Europäer von Bildung in Religionssachen zeigt, und als ganz natürliche Folgen der modernen Cultur auch zeigen muss. Das Zahlenverhältniss der Gläubigen in Asien ist ein immenses, wenn mit dem Europas verglichen, und darf es uns wundern, wenn diese Intensivität auch zur Excentricität führt? Unter den vielen, für die grössere Intensivität des Glaubens sprechenden Beispielen sei hier nur ein einziges angeführt. Im christlichen Europa trifft man unter zehn Geistlichen, Seelenhirten welch immer Confession, gewiss sechs, wenn nicht acht solche an, die an rein gar nichts glauben; während im heutigen moslimischen Asien unter Hunderten von Mollahs es höchstens einen einzigen geben wird, der von der Echtheit seiner Religion nicht ganz durchdrungen wäre. Viertens ist es sehr ungerecht, wenn unsere frommen Kritiker vergessen, dass das Christenthum zur Zeit seiner Glaubenstärke weit mehr Fanatismus an den

Tag legte als der Islam der Jetztzeit, trotzdem der Lehre Christi damals von aussen keine Gefahr drohte, und trotzdem bei unserm gemässigten Klima dieser Zelotismus, diese Glut der Leidenschaft ganz unnatürlich scheint. Wo finden wir den Islam gegen den Schatten einer Geisterwelt mit solch erbitterter Wuth zu Felde ziehen, wie die byzantische Kirche gegen die alexandrinische Schule es that, und waren es denn etwa nicht die mohammedanischen Gelehrten, die schon im ersten Jahrhundert der Hidschra einerseits der griechischen oder westlichen, andererseits der parsischen oder östlichen Cultur ihr Augenmerk zuwendeten? Was ist das Ordenswesen, die Legenden und die Wunder des Islams, wenn mit dem Bilderdienst und den Lügenmirakeln des mittelalterlichen Christenthums verglichen? Oder hat die Lehre Mohammed's denn je solch schreckliche Ausgeburten zur Welt gebracht, als die Flagellanten, die Inquisition und die noch weit in die Neuzeit sich erstreckende Judenverfolgung? Wenn christliche Mönche durch Lügenmirakel, Wundercuren und sonstigen den gesunden Menschenverstand beschämenden Aberglauben die Massen irregeleitet, so hatte die Kirche Beifall geklatscht, während die moslimische Theologie das Derwischwesen noch heute bekämpft, und den Exaltirten, der die ganze Nacht hindurch „Ja hu! Ja hakk!“ („Er ist es! Er, der Gerechte!“) ausruft, als einen Muteassub = Fanatiker, folglich Sünder, bezeichnet. So oft diese oder ähnliche Vergleiche heutzutage angestellt werden, hört man immer sagen: „Ja diese Fehler waren nur dem Christenthume der Vergangenheit eigen“ (an das „sacré cœur“ und an Maria Alacoque vergisst man gänzlich). Besonders stolz geberden sich unsere protestantischen Gottesmänner, die wiederum alles Schlechte dem Katholicismus in die Schuhe schieben wollen, ungeachtet dass die etwaigen Vorzüge ihres verbesserten Glaubenssystems nicht so sehr in den

Institutionen der Kirche als im Liberalismus des bürgerlichen Gesetzbuches ihre Begründung haben. Man muss factisch von Bochara nach London direct gegangen sein, um einzusehen, wie gering der Unterschied zwischen dem Fanatismus des Islams und dem Fanatismus der Anglikanischen Kirche sei. Die dickbeturbanten Mollahs am Zerefschan denken ganz so, wie die Highchurchmen an der Themse. Der Wille und das Ziel ist an beiden Punkten ein und dasselbe, und nur die Verschiedenheit der Machtstellung hat eine verschiedene Wirkung hervorgebracht. In Bochara wird der saumselige Gläubige mit der vierzüngigen Peitsche zum Moscheengange gezwungen, in England nöthigt der tyrannische Usus mit seinem millionenzüngigen Leumunde zum Kirchengange. In Bochara vermag der sunnitische Theologe seinen schiitischen Gegner mit einem argumentum ad hominem zum Stillschweigen zu bringen, eine Procedur, die in England infolge gewisser Parliamentary bills unmöglich gemacht wurde, was jedoch nicht verhindert, dass die handgreifliche Controverse der Sekten im fernen Osten wie im fernen Westen noch immer dieselbe ist. Der Unterschied liegt nur darin, dass während in Bagdad z. B. in zehn Jahren nur eine Schlägerei zwischen Sunniten und Schiiten vorkommt, ein Herr Murphy z. B. mit seinen *No popery*-Predigten in England in einer Saison vier bis fünf Skandale hervorrufen konnte, Predigten, bei welchen der fromme protestantische Gottesmann von seinen irländischen Gegnern oft so jämmerlich durchgeprügelt wird, dass man ihn in einem leinenen Tuche nach Hause tragen musste, die aber dessenungeachtet wieder begannen, so oft er hergestellt wurde. In Bochara z. B. ist es niemand aufgefallen, wenn mein Koran inmitten von andern Büchern geschichtlichen und poetischen Inhalts sich befand, in London zog meine Hausfrau die Bibel immer mit grosser Aengstlichkeit von den übrigen

auf dem Tische liegenden Büchern hervor und legte sie obenauf, denn Gottes Buch, meinte sie, muss immer an der Spitze sich befinden. In Bochara hascht die Religionspolizei nur nach verkappten Schiiten, nur nach notorischen Ueberschreitern des Religionsgesetzes, während man in London nicht sicher ist, im grössten Gedränge, in grösster Geschäftseile von einem fanatisirten Tractatenvertheiler oder einer -Vertheilerin angehalten zu werden, und wenn du das dargereichte Blatt, auf welchem mit faustdicken Buchstaben „Save your Soul“ („Rette deine Seele“) geschrieben ist, zurückweist, so wird der dir entgegengeworfene Blick der tiefen Verachtung dich weit mehr verletzen als die obligate Strafpredigt des Reïs. — Nicht minder ekelhaft ist die unter dem Spitznamen Muckerthum bekannte Fratze des deutschen Protestantismus. Hier so wie dort, im Osten so wie im Westen verwahrt man sich streng gegen den Ausdruck von Fanatismus, uneingedenk, dass eben der positive Glaube ohne Fanatismus nicht bestehen kann, ganz so wie jede andere auf Unvernunft gegründete Institution eben nur im unvernünftigen und wahnwitzigen Gebaren ihre Stütze finden kann. Der Vorwurf des Gelehrten von Döllinger: der Islam sei unfähig religiöse Begeisterung ohne Fanatismus zu erzeugen, ist daher ein offenes Argument gegen die Nothwendigkeit seiner eigenen geistigen Kämpfe mit der päpstlichen Kirche. Ich will es zugeben, dass im Busen des sanften und ehrlichen deutschen Theologen die Religionsbegeisterung nicht in Fanatismus umschlagen wird, doch hat der Vatican es je vermocht, die betreffende Grenze innezuhalten, und was war und wäre der Fanatismus des katholischen und protestantischen Christenthums ohne die bürgerlichen Gesetze, die das Zeitalter der Vernunft geschaffen?

Was mit Bezug auf den, dem Islam so oft vorgewor-

fenen Fanatismus gesagt wurde, das gilt auch so ziemlich von der Anklage der Aeusserlichkeit und des strammen Formwesens. Aeusserlichkeiten oder rituale Gesetze sind eben nichts anderes als die früher erwähnten hundertfachen Zäune der jüdischen Gebote, Zäune, die nur gegen Gefahr von aussen zur Zeit der Schwäche gezogen worden sind, und die dann um so ängstlicher gehütet werden, je mächtiger der Anprall des Feindes und je grösser die eigene Schwäche ist. So wie das Judenthum sein auf die allerkleinlichsten Lebensbedürfnisse sich erstreckendes Rituale, unter dem Namen Schulchan Aruch (der gedeckte Tisch) bekannt — ein Werk, welches die Vorschriften zum Essen, Trinken, ja zu den prosaischen Bedürfnissen des Körpers enthält — nur zur Zeit seiner Gefangenschaft erzeugt hat, zu jener Epoche, als es dem härtesten Drucke ausgesetzt war, ebenso datiren sich viele kleinliche Lebensvorschriften der Moslime nicht aus den ersten, sondern aus den spätern Jahrhunderten des Islams, und falls sie auch früher existirten, wurden sie gewiss nicht so streng eingehalten wie heutzutage. Wer z. B. den tiefen Abscheu des Osmanli gegen den Krämpenhut kennt, dessen Auslegung in seinen Augen gleichbedeutend mit Abfall vom Islam ist, der wird sich nicht wenig wundern, Moawie und Jezid mit regelrechten Helmen dargestellt zu sehen. In einer mit einem Schirme versehenen Kopfbedeckung werden auch andere berühmte Krieger des Islams gezeichnet, ja der auf seine moslimischen Tugenden nicht wenig eingebildete Timur wird in einem Hute dargestellt, der von unsern heutigen Filzhüten sich um kein Haar unterscheidet. Die Verschiedenheit in Schnitt und Farbe der Kleider der Rechtgläubigen hat zwar von jeher kraft des Gesetzes der Elameti tefrikije (Unterscheidungszeichen) bestanden, doch war dies eine religiöse Nothwendigkeit, da man dem an Mohammed

Nichtglaubenden doch nicht den Gruss des Heilspendens (Selam aleikum) geben durfte, ein Motiv, das im Christenthume sich nicht vorfand, und doch mussten die Juden in Oesterreich z. B. noch zur Zeit Maria Theresia's mit dem obligaten gelben Fleck herumparadiren, und mussten noch in Deutschland zur Zeit eines Lessing und Herder Judenzoll und Geleitsgebühren zahlen. — So war das Conterfei lebender Wesen in frühern Zeiten bei weitem nicht jene Sünde, für welche es heute gehalten wird. Ein die Thaten Scheibani's, dieses streng sunnitischen Helden, beschreibendes Epos ist mit farbigen Bildern von Persönlichkeiten und Schlachten illustrirt, in einem Exemplare, das noch aus der Lebenszeit dieses berühmten Oezbejen stammt, während das heutige Bochara das Sichporträtiren als Todsünde betrachtet. Ebenso haben die streng sunnitischen Timuriden ihre Paläste mit Schlachtgemälden und Porträts geschmückt, und Mohammed II., der Eroberer Konstantinopels, liess sogar aus Italien einen geschickten Maler kommen, um sich porträtiren zu lassen, ein Schritt, welcher den heutigen Moslim viel mehr empören würde als das Bewusstsein, dass seine jetzigen Padischahe jahraus jahrein ein bedeutendes Quantum von Champagner, Raki und sonstigen Weinen consumiren.

Dass diese Aeusserlichkeiten im physischen Leben auch zu Aeusserlichkeiten im geistig-religiösen Leben führten und führen mussten, ist selbstverständlich, doch will hiermit noch nicht gesagt sein, dass ähnliche Ursachen auch im Christenthum nicht ähnliche Resultate erzeugt hätten, und haben. Da ich zu dem Vergleiche von Bochara und London besondere Vorliebe habe, so wollen wir eine kleine Parallele zwischen der Teweddschuh der Frommen am Zerefschan und zwischen dem Meditation der Gläubigen an der Themse ziehen. Wie bekannt, erheischt das inbrünstige Beten und die tiefste Verehrung Gottes fast in allen Re-

ligionen eine zerknirschte unterthänige Stellung, ein gewaltsames Schliessen des Auges, um durch Abwendung des Blickes von allem Irdischen in Beschauung der Göttlichkeit desto mehr sich vertiefen zu können. Die Ultrafrommen Bocharas pflegen bei diesem Acte der Pietät einen geschlossenen Kreis zu bilden und mit dem zur Brust gesenkten Haupte in einen schlafähnlichen Zustand zu verfallen, während die Frommen Englands das Gesicht mit beiden Händen bedeckend, fast so lange auf dem Betschemel knien, als jene auf der Erde hocken. In was das Teweddschuh der Bocharioten ausgeht, dessen ist schon in meinem Reisebuche Erwähnung geschehen; die *Meditation* der Engländer hat in den meisten Fällen ein gleiches Resultat, da es wol schwerlich ein Werk der Aeusserlichkeit ist, den Menschen so plötzlich alles Irdischen entledigen zu können. Uns Europäern ist es jedenfalls auffallend, wenn wir eine ganze Gesellschaft vor uns sehen, die ihre Vorschriften im Essen und Trinken, im An- und Auskleiden, im Stehen, Gehen und Sitzen, im fleischlichen Umgange sowol als im geselligen Verkehre, in den Reinlichkeitsregeln, ja in allem und allem der Religion entlehnt. Ich muss es gestehen: mich hat dieser Anblick sehr oft angeekelt, trotzdem ich früher jahrelang Aehnliches in jüdisch-orthodoxen Kreisen sah, in demselben Judenthume, das einerseits ein so bedeutendes Contingent dem Gebiete der abendländischen Cultur stellt, andererseits aber an ritualen Abgeschmacktheiten selbst den Brahmanismus übertrifft. So wie jeder andere Europäer, hatte ich auch selbst, vom Widerwillen überwältigt, es nicht eingesehen, dass das ängstliche Innehalten der ritualen Gesetze nur von der strengen Vereinigung der weltlichen und geistlichen Gesetze herrührt, und dass eben eine solche Vereinigung den niedern Grad der Civilisation einer Gesellschaft am besten bekundet. Wenn das Christenthum, das

in seinem Grundprincip einer solchen Vereinigung zuwider war, im Mittelalter an ähnlichen Uebeln krankte, und so manche Aeusserlichkeit noch bis auf die Gegenwart bewahrt hat, warum sollte uns dies vom asiatisch zugeschnittenen und im Rahmen einer Jahrhunderte alten Weltanschauung sich befindenden Islam wundern?

Und so liesse sich denn der Faden der Beweise lange, ja noch sehr lange fortspinnen. Doch ich fürchte, meinem Leser bald langweilig zu werden, und will daher die Parallele zwischen den beiden Religionen des Ostens und des Westens mit folgender Bemerkung schliessen. Mich hat während meines jahrelangen Aufenthalts im islamischen Osten der Anblick der scheusslichen Ausgeburten der mohammedanischen Lehre ebenso empört wie jeden andern Europäer. Der fanatische Hass und der wilde Groll des Mohammedaners aller Stände gegen jeden Andersgläubigen und insbesondere gegen den Christen, von dessen Uebermacht er sich am meisten bedroht sieht, hat mich ebenso sehr mit Abscheu erfüllt wie jeden andern Abendländer. Auch mir blutete das Herz, wenn ich Augenzeuge war, und ich war es leider allzu oft, wie eine im Pfuhle aller Laster, im Schmuze der Depravation unrettbar versunkene Beamtenklasse Millionen Menschen an den Bettelstab bringt, wie sie Städte verwüstet und ganze Länderstriche in Wildniss verwandelt. Ich bin daher alles, nur kein Bewunderer des Islams, ebenso wenig aber auch ein Bewunderer des Christenthums, oder irgendeines andern positiven Glaubens. Mich hat die Ueberzeugung durchdrungen, dass die traurigen Zustände der heutigen mohammedanischen Welt nicht ein Ausfluss des Islams, sondern dass sie mit dem Islam zusammen ihren eigentlichen Ursprung in der Natur und im Boden Asiens haben; und dass dieses düstere Bild der Gegenwart, wenngleich zeitweise umflort, doch von jeher bestanden hat, und daher

auch noch lange bestehen wird und bestehen muss, bis nicht der Mensch durch seine Befreiung aus den Banden einer Jahrtausende alten Weltanschauung die in ihm ruhende Geisteskraft zur Verminderung der von der Natur geschaffenen Hindernisse besser verwerthen wird, als er es bis heute gethan hat. Da diese Hindernisse sich nur vermindern, aber nicht gänzlich beseitigen lassen, so ist es auch eine ausgemachte Sache, dass die Gesellschaft und die Cultur Asiens wol einigermassen modernisirt, aber doch nie total europäisirt werden kann, ebenso wenig es möglich ist, die Sonnenglut auf den Niederungen Persiens und Centralasiens zu temperiren, und ebenso wenig es durch Kunst und Fleiss je gelingen kann, der abendländischen Rose und Tulpe jenen Duft, jenen Glanz und jene Farbenpracht zu verleihen, in welcher sie auf asiatischem Boden prangen. Eine Veränderung, eine Umgestaltung der Dinge muss aber nothgedrungen eintreten, und mit dieser Umgestaltung wird auch der Islam eine andere Form erhalten. Er wird sich ebenso sehr dem neuen Ideengange anpassen müssen, als es das Christenthum that; er wird sich reformiren, aber nie aufhören, Islam zu sein, und am allerwenigsten ist es zu erwarten, dass das Religionsgebäude in Asien, unter welcher Form es auch immer bestehe, so leicht erschüttert und zu Boden geworfen werden könne, als dies bei uns in Europa geschah. Wenn daher begeisterte oder begeistert sein wollende Missionare sich der Hoffnung hingeben, dass es ihnen in der Zukunft gelingen werde, den Koran durch die sogenannte reine Lehre des Evangeliums zu verdrängen, so irren sie gewaltig; noch mehr aber irren sie, wenn sie meinen, dass ebendiese reine Lehre des Evangeliums das Mittel sei, durch welches den siechen Zuständen des moslimischen Asiens neue Lebenskraft zugeführt werden könne. Was die zuerst erwähnte falsche Ansicht

betrifft, so ist es in der That zu bewundern, dass ein mehrere hundert Jahre altes, eifriges, aber nutzloses Wirken unserer Missionen in Asien, trotz der kolossalen Summen, die es bisjetzt verschlungen, und trotz der materiellen Macht, die ihr zur Seite steht, als z. B. in Indien, in Algier und im mohammedanischen Russland — diesen Träumereien noch kein Ende gemacht hat. Und was den zweiten Irrthum anbelangt, so hätten doch die traurigen Zustände der asiatischen Christen, die, wie oben angedeutet wurde, um kein Haar besser sind als die der Mohammedaner, auf den Zweifler fürwahr belehrend genug wirken können! Hierzu wird freilich immer bemerkt, dass das befleckte und verunstaltete asiatische Christenthum nicht die Kraft und Befähigung besitze, welche zur Ueberweisung nöthig wäre. Doch vergisst man gewöhnlich, dass das Christenthum auf asiatischem Boden aufs neue derselben Umgestaltung, derselben Befleckung ausgesetzt ist, und immer einen streng asiatischen Charakter annehmen wird und annehmen muss, denn abgesehen von den mit Recht bekämpften civilisatorischen Fähigkeiten des positiven Glaubens, wo in der Welt hat die religiöse Speculation des Menschen über die Bedingnisse des Bodens und der Natur den Sieg davongetragen?

XIII.

Untergang oder Wiedergeburt?

Wir sind hiermit an den innersten Kern unserer Studie, an das eigentliche Ziel unserer Forschung angelangt, indem nach Darstellung der Fehler und Mängel, mit welchen die abendländische Cultur im moslimischen Asien bisher eingeführt wurde, und nach Constatirung der irrthümlichen Anschauung der christlichen Civilisatoren, wir nun selbst die Frage immer mehr und mehr in den Vordergrund gedrängt haben: was denn überhaupt mit dem moslimischen Asien anzufangen sei; ob am Horizonte seiner Gegenwart der Hoffnungsstrahl einer gesunden Regeneration sich entdecken, und ob denn ein solcher Strahl, ein solch glimmender Funke zur wohlthuenden Leuchte einer bessern Zukunft sich anfachen lässt, mit Einem Worte: ob der moslimische Osten lebensfähig sei oder nicht.

Ich bitte vor allem den geneigten Leser, vor dem hochwichtigen Ernst dieser Fragen nicht zurückzuschrecken. Niemand soll durch das unheimliche Kettengerassel aufgescheucht werden, mit welchem das Eröffnen irgendwelch alter Folianten von zauberhaftem Inhalte verbunden ist, niemand soll ein heiliger Schauer befallen, als wenn er zum Einblicken in die Sibyllinischen Bücher geladen würde,

O nein! Es liegt vor uns das deutlich und klar geschriebene Buch trockener, handgreiflicher Thatsachen geöffnet, Thatsachen, die nicht mit dem Irrlichte mysteriösen Errathens, sondern nur auf dem Wege natürlicher Folgerungen uns ans Ziel bringen werden, und denen wir uns denn auch als sichern Führern unbedingt anvertrauen können. Es ist selbstverständlich, dass je näher die abendländische Cultur mit dem moslimischen Asien in Berührung kommt, und je tiefer wir in das Thun und Lassen, ins Leben und Treiben seiner Völker hineinblicken können, desto stärker die Neugierde und desto häufiger diese Frage aufgeworfen wird. Sie hat bis heute den Philosophen, den Culturhistoriker, den Politiker und den Kaufmann in gleicher Weise beschäftigt, und nur weil man bisjetzt mit nicht genug Unparteilichkeit zu Werke gegangen, theils aber einen nicht genug tiefen, die Gegenwart und die Vergangenheit umfassenden Blick geworfen hat, ist auch das Urtheil entweder zu pessimistisch oder zu optimistisch ausgefallen.

In der Auffassung und der Erörterung dieser Frage begegnen wir daher gewöhnlich zweien einander sich ganz schroff gegenüberstehenden Ansichten. Auf die einen hat der Ruinenhaufen, welcher das mohammedanische Asien bedeckt, die Passivität, die Indolenz und das Sichgehenlassen seiner Einwohner, gegenüber dem mit gänzlicher Vernichtung drohenden Einfluss des Abendlandes so entmuthigend gewirkt, dass ihnen nichts als das Bild der gänzlichen Verwesung und des unrettbaren, ja sogar nahen Unterganges vor den Augen schwebt, und dass sie demzufolge nur drastische Mittel, als: die Annahme des Christenthums und die Metamorphosirung des Stoffes und des Geistes in Vorschlag bringen. Die andern sehen wol auch diese Passivität und diese Indolenz, doch wollen sie in derselben jene Todesstille, jene drückende Ruhe entdecken, welche in der Natur

dem Ausbruche eines gewaltigen Sturmes vorangeht. Nach ihrer Ansicht birgt dieser schlafähnliche Zustand ein heimliches Zusammenraffen der Kräfte, indem der Islam durch Aneignung der Vortheile der westlichen Cultur und mittels der neuen Errungenschaften des europäischen Geistes, folglich Europa mit seinen eigenen Waffen in Asien zu opponiren, zu schlagen und zu besiegen gedenkt. Dieser „Islam redivivus“ soll in spätern Zeiten sogar für den Westen noch gefährlich werden können, man will untrügliche Zeichen einer Verjüngung, eines Erwachens aus dem Scheintode in den verborgensten Winkeln der mohammedanischen Welt entdecken, und namentlich die Combination neuer ethnischer Gruppirungen als Hauptargument der Wiederbelebung hinstellen.

Nachdem, was in den vorhergehenden Blättern über den Islam und über die Charaktere und das Geistesvermögen seiner Anhänger gesagt wurde, bedarf es wol keiner andern Erwähnung, dass wir beide Ansichten als extrem bezeichnen müssen, und keine derselben theilen können. Uns scheint das moslimische Asien auch schon deshalb nicht als unrettbar verloren: erstens weil einer Gesellschaft, die schon eine gewisse, wenngleich veraltete Cultur besitzt, eine Cultur, die solche Spuren einer ehemaligen Blüte zurückgelassen, wie die beredten Ueberreste der mohammedanischen Bildung uns zeigen, weder die Bildungsfähigkeit, noch das Vermögen zu geistigen Reformen unter gar keinen Bedingungen abzusprechen ist. Dass ein solcher Körper wie der des moslimischen Asiens bei dem Processe der Umgestaltung viel mehr Sprödigkeit an den Tag legen wird als irgendeine ganz uncivilisirte Gesellschaft, und dass unter dem Drucke dieser Halsstarrigkeit die Einführung der neuen Ideenwelt sich vielleicht auf Jahrhunderte verzögern wird, das lässt sich wol schwer in Abrede stellen. Doch wäre es äusserst ungerecht, eben in dieser

Verzögerung, in dieser Langwierigkeit und in diesem Widerwillen das Prognostikon einer totalen Erfolglosigkeit zu erbliken. Hat es der Lehre Mohammed's zur Zeit ihres Auftretens gelingen können, die nicht minder alten, im Herzen und in der Seele tief eingewurzelten Culturbegriffe des Parsismus zu verdrängen, wenn der Islam auf den Ruinen des asiatischen Christenthums, des Brahmanismus und des Buddhismus trotz eines mehrere Jahrhunderte lang dauernden Widerstandes ein so mächtiges Reich zu gründen vermochte, warum sollten eben die Bemühungen der abendländichen Cultur in Asien ganz fruchtlos bleiben? Es ist wol wahr: die verhältnissmässig grössere Leichtigkeit des islamischen Sieges rührt zumeist von jenen analogen Verhältnissen her, welche im Gesammtbilde der voneinander sichtbar getrennten Religionen und Culturen Asiens vorhanden sind, daher auch der Islam nicht nur Lehrer und Umgestalter, sondern auch von den durch ihn besiegten Elementen selbst belehrt und umgestaltet wurde. Die Cultur des Westens ist nicht von ähnlichen Umständen begünstigt. Sie ist in Form und Wesen, in Ursprung und Tendenz von der asiatischen Cultur gänzlich verschieden, doch durch was sie sich von der Schwestercultur auszeichnet, das ist eben ihre grössere Adaptibilität, ihre starke Assimilationsfähigkeit, und ich glaube nicht zu irren, wenn ich eben in diesem Vorzuge die Möglichkeit ihres zukünftigen Wirkens auch auf asiatischem Boden entdecke. Jene streng europäischen Culturbegriffe, welche als Hauptstützen der heutigen geistigen Welt des Abendlandes bekannt sind, passen allerdings noch nicht für Asien, doch haben diese Begriffe, wie die Erfahrung lehrt, sich modificiren, sich mildern und den ethnischen sowol als den klimatischen Verhältnissen sich anpassen lassen, ohne von ihrer Nützlichkeit besonders viel einzubüssen, und ohne dabei aufzuhören euro-

päisch zu sein. Das südöstliche Europa, namentlich ein grosser Theil Russlands und der Donauländer, ist eben jetzt auf dem Punkte, durch diese gemässigt europäische Culturbegriffe einer socialen und culturellen Umgestaltung entgegenzugehen, und sind gleich diese Grenzen unsers Weltheiles noch nicht ganz europäisirt, wie schon früher erwähnt wurde, wird es doch niemand einfallen, sie mit Asien auf ein Niveau zu stellen. Mit dem Lauf der Zeit, mit der Zunahme unsers Machteinflusses und in dem Masse, wie das Licht der wahren Bildung um sich greifen wird, muss auch eine graduelle Verbreitung unserer Weltanschauung erfolgen, und es ist denn auch diese stufenartige Entfaltung der westlichen Cultur, vor welcher Asien, es sei der Islam oder Buddhismus, der Brahmanismus oder welcher Glaube immer, sich nie und nimmer gänzlich verschliessen kann. Wenn wir früher der Voraussetzung Raum gaben, dass das europäische Christenthum auf asiatischem Boden und unter asiatischem Himmel im Laufe der Zeit eine dem Islam ähnliche Form annehmen würde, so kann hiermit noch lange nicht auf eine ähnliche Entartung der europäischen Cultur gefolgert werden. Der Glaube ist ein schwächliches Kind der Phantasie und des Gemüthes, mit dem unser Zeitgeist, dieser lebenskräftige Spross der gesunden Vernunft, gar nichts gemein hat. Was ersterer erzeugt, gleicht den feenhaften Gebäuden der Fata Morgana, die nur in der Luft umhertanzen, was letztere geschaffen, ruht auf dem Granitblocke materieller Wirklichkeit, und hat daher keine Ursache, weder das Los der islamischen noch irgendwelch anderer altasiatischen Culturen zu befürchten.

Zweitens finde ich die allzu grosse Schwarzseherei in Betreff des islamischen Zukunftsbildes schon auch deshalb nicht gerechtfertigt, weil man in der That nur von gewissen Vorurtheilen beherrscht sein muss, um nicht ein-

zusehen, dass einerseits die ebenerwähnte Modification und Assimilirung der europäischen Culturbegriffe in Asien schon allmählich vor sich geht, und dass andererseits die Moslimen Asiens dem Processe der Umgestaltung in vieler Hinsicht sich schon unterworfen haben. Dass die Unterwerfung, dieser Process der Assimilirung kein freiwilliger, ja ein äusserst gewaltsamer sei, und dass demzufolge auch die zu Tage getretenen Resultate in allen Stücken und Punkten den Stempel einer gezwungenen Handlungsweise an sich tragen, das ist im vorhergehenden Abschnitte ausführlich genug besprochen worden. Wir haben gesehen, wie die Regierung in allen ihren Zweigen, die Gesellschaft in allen ihren Schichten dem eindringenden Geiste der Neuen Welt nur Abscheu und Widerwillen entgegenbringt, wie man spottet und sich ärgert, schliesslich aber dennoch nachgibt und dem Befehle der grausamen Nothwendigkeit sich fügt. Wenn unsere Reisenden des mohammedanischen Asiens von vergangenen Jahrhunderten nun aufstehen und einen Blick auf das Feld ihrer ehemaligen Thätigkeit werfen würden, fürwahr, sie würden ihr moslimisches Asien heute nicht mehr erkennen. Wer wollte es leugnen, dass selbst der Zeitraum von funfzig, ja sogar von fünfundzwanzig Jahren wesentliche Veränderungen hervorgerufen hat? Diese Veränderungen sind natürlich noch kein entschiedener Beweis zur Besserung, sie mögen gleich allen Symptomen einer Uebergangsperiode im Lichte der wunderbarsten Antithesen aufgefasst werden, doch kann ihrer Existenz an und für sich das Recht einer überführenden Thatsache nicht abgestritten werden. Um die Wichtigkeit dieser Thatsache darzulegen, wollen wir dieselbe nur von einigen Seiten her beleuchten. Die Hauptstärke des Islams lag bekanntermassen von jeher in seiner strammen Seclusivität, indem jeder Zug sorgfältig vermieden wurde, welcher eine Aehnlichkeit zwischen ihm

und zwischen der benachbarten Glaubenswelt, besonders aber zwischen dem Christenthume hervorrufen konnte. Dieser Zaubergürtel ist nun heute gänzlich gebrochen, indem die hervorragenden mohammedanischen Staaten ihrer Haushaltung einen europäischen Zuschnitt verliehen haben oder verleihen wollen, ja noch mehr: indem sie Staatsweisheit und Regierungskunst, welche laut Fundamentalgesetz des Islams gleich allem übrigen Wissen, nur im Koran zu suchen sei, von den ungläubigen Christen erlernen wollen. In ähnlicher Weise verhält es sich mit der Organisirung der Armee, mit den Abgaben und Steuern und mit der Handhabung des religiösen Gesetzbuches, denn überall und überall ist man von dem durch Allah vorgeschriebenen Pfade abgelenkt, ja man hat entschieden den Weg der Ungläubigen eingeschlagen und der Annäherung zu ihnen sich bestrebt. Umsonst predigt der Koran, dass die Rechtgläubigen in all ihrem Thun und Lassen sich bemühen sollen, den Ungläubigen in nichts ähnlich zu sein, da man heute in Kleidung und in Sprache, in Anstandsregeln und in Sitte das Schlagwort a la franca vor Augen hält. Die Frommen Mittelasiens sind z. B. von Entsetzen betroffen, wenn sie hören, dass der Sultan von Konstantinopel einen kurz zugestutzten Bart und europäische Kleider trage; dass er Christen ohne Abzeichen herumgehen lasse, ja dass er dieselben sogar ehre und hochschätze, dass in der Türkei neben dem Koran ein bürgerliches Gesetzbuch, ja sogar ein Handelstribunal bestehe, in welchem auch christliche Richter sitzen. Man war ganz verblüfft, als es bekannt wurde, dass der Chalife christlichen Höfen Besuche abstatte und an deren Mahlzeiten und Belustigungen Antheil nahm. Ebenso aufgebracht war die öffentliche Meinung in Persien, als der Schah die Reise nach Europa unternahm, und als es verlautete, dass er, der Hauptschiite, durch Berührung mit

Christen sich nun freiwillig zum nedschis (unrein) brandmarken wird. Ja, wie gesagt: man ist aufgebracht, man tobt und wüthet, es geschieht dennoch mehr als eins, was mit den Satzungen und den Grundprincipien der Religion, mit den alt eingewurzelten Gewohnheiten im schroffen Widerspruche steht, ohne dass diese Reformen, welche vorderhand noch zum Quell des grössten materiellen Elends geworden sind, bisjetzt irgendwo eine Revolution hervorgerufen hätten.

Hat doch selbst das büddhistische und seines wilden Separatismus halber genug bekannte China schon in vielen Stücken nachzugeben begonnen! Im Septemberhefte des „Macmillan Magazine“ macht Sir Rutherford Alcock, der gründliche Kenner Ostasiens, hierauf bezüglich folgende Bemerkung: „Die Erfahrung der letztverflossenen Jahre hat bewiesen, dass der Chinese, trotz seinem sprichwörtlich gewordenen Widerwillen gegen Neuerungen denselben sich dennoch unterwirft, sobald er von deren praktischer Nutzbarkeit überzeugt ist. Im Passagierverkehr der europäischen Schiffe auf dem Jang-Tze-Kiang, ja sogar auf dem Meere nimmt die Zahl der Chinesen, Männer, Frauen und hohe Beamte, die früher vor einem solchen Schritte zurückgeschaudert hätten, immer mehr und mehr zu. In ähnlicher Weise drängt man sich um einen Sitz in einem europäischen Wagen zu erhalten. Jeder respectable Schneider arbeitet schon auf einer Nähmaschine, man bedient sich der Moderateurlampen und sonstiger Erfindungen des Westens, ja in Peking haben unsere Zündhölzchen den alten Zunder und Feuerstein schon gänzlich verdrängt. Auch die Zeitungsliteratur breitet sich immer mehr und mehr aus, und das verstockte China, das uns am längsten für wilde rohe Barbaren hielt, hat die Aufsicht seiner Zollämter einem Engländer (Mr. Hart) sammt 300 «fremden Teufeln» alias Europäer übertragen müssen, weil die Un-

zuverlässlichkeit und die Untreue der einheimischen Beamten den Staatsschatz auf diesem Wege früher zu sehr beeinträchtigt hatten.“

Ist nun aus erwähnten Umständen eine gewisse Elasticität der asiatischen Weltbegriffe zur Genüge ersichtlich, warum sollte im Angesichte einer solchen Nachgiebigkeit die Hoffnung auf fernere Begünstigungen aufgegeben, und warum sollte es im allgemeinen in Abrede gestellt werden, dass die westliche Cultur im Bereiche der mohammedanischen Welt schon ein bedeutendes Terrain, wenngleich nicht erobert, doch zu einem gedeihlichen Wirken der Zukunft sich ausgeheckt hat? Wir gehören am allerwenigsten zu jenen, welche vom Reformationsgefunkel der Türkei und Aegyptens verblendet worden sind, da ein Blick hinter die Coulissen uns die bisherige Civilisationskomödie am Bosporus und am Nil in ihrer gänzlichen Nacktheit dargestellt hat. Doch muss diese Komödie, wenn noch lange fortgespielt, im Laufe der Zeit ein bedeutendes Quantum von Ernst erzeugen. Viele der eingeführten Institutionen, die bisjetzt noch gleich exotischen Pflanzen ein precäres Dasein fristen, werden schliesslich doch gewissermassen heimisch werden. Es ist dies auch schon in so mancher Hinsicht bezweckt worden, denn wir sehen, nachdem man eine Zeit lang mit gewissen Institutionen des Abendlandes kokettirt und herumgetändelt hat, von der Nützlichkeit solcher Institutionen überzeugt, dieselben heute schon nicht mehr aufgeben will. Welche Mühe hat es z. B. nicht gekostet, die benachbarten Staaten des mohammedanischen Asiens von der Zweckdienlichkeit eines geregelten diplomatischen Verkehrs mit dem Abendlande zu überzeugen? Die Herrscher sahen darin eine Beleidigung, die Fürsten Europas als ihnen gleichgestellt zu betrachten, denn in der Form der Titulaturen wird dies selbst heute noch vermieden, indem unsere gekrönten Häupter

nie mit shevketlu (Majestät), sondern mit hischmetlu (Angesehener, auch Grimmiger, ein Epitheton der Raubthiere) betitelt werden. Die Beamten schauderten vor dem Gedanken, jahrelang unter Christen leben zu müssen, und in der That hat man in vergangenen Jahrhunderten zu zeitweiligen Missionen nur die niedrigsten Beamten ausgewählt, während heute in Stambul und in Teheran alles nach solchen Aemtern sich drängt, ja ohne geregelte Repräsentanz einen Staatenverkehr sich gar nicht mehr vorstellen kann. Als man in Stambul noch vor funfzig Jahren, in Teheran noch vor zehn Jahren die Idee einer Verbesserung der Communication durch Anlegung von Chausseen anregte, da verwahrten sich die betreffenden Herrscher strengstens gegen einen solchen vermeinten selbstmörderischen Act, durch welchen man dem lauernden Feinde nur als Sappeur dienen würde. Und heute werden bald die rumelischen Bahnen an das europäische Bahnennetz sich anschliessen, und Persien streckt seinem nordischen Gegner über die unwegsamen Sümpfe und Moräste Gilans eine Schienenstrasse entgegen, ohne dabei auf den Hauptgedanken zu kommen, dass auf derselben nicht nur Waarenballen, sondern Infanterie- und Artillerieparke ihren Einzug halten können. Wenn man früher den einfachen Bau der europäischen Sprachen im Vergleiche mit der jedenfalls kunstvollen Structur der arabischen Grammatik verspottet, und mit dem Erlernen des Französischen, Englischen und Deutschen gescherzt hat und leider noch immer scherzt, so darf doch nicht übersehen werden, dass die bessere Gesellschaft Stambuls, Kairos und Teherans doch schon mehrere Mitglieder von europäischer Bildung aufweist, und dass der Schah, der Chidiv und der Sultan schon Minister haben, die mit unsern Regierungsmännern in unmittelbarem Verkehre stehen, und über alle Tagesfragen sich concret und deutlich ausdrücken können; ja dass so-

gar aus der Reihe dieser Minister solche Löwen des europäischen Salonlebens hervorgetreten sind, als Reschid Pascha, Fuad Pascha und Mirza Hussein Chan?

Wo daher solche und noch andere Symptome einer veränderten Sinnesrichtung in den Vordergrund treten, dort darf, glaube ich, vom Aufgeben aller Hoffnung und vom unrettbaren Untergange noch keinesfalls die Rede sein! Nachdem es den Pionnieren der modernen Cultur einmal gelungen ist, in dem bisjetzt scheinbar so harten Fels eine Bresche zu schlagen und einen schmalen Pfad anzulegen, warum sollte ein nie erschlaffendes rastloses und ernstes Streben es nicht auch so weit bringen, diese Bresche, diesen schmalen Pfad zu einer breitern und bequemern Strasse zu erweitern, auf welcher die westliche Cultur, sintemalen wir von deren Vorzüglichkeit überzeugt und beseelt sind, immer tiefer und tiefer eindringen könnte? Es gibt heute keinen so harten Fels mehr, der den Sprenggeschützen, den Stich-, Schneide- und Hauwerkzeugen des abendländischen Einflusses widerstehen und auf längere Zeit trotzen könne. Es ist wahr: „Non datur saltus in natura“, am allerwenigsten aber gibt es Sprünge im geistigen Leben, doch vorausgesetzt, dass Europa es nicht unterlassen wird, mit den Segnungen der modernen Cultur dort als Retterin aufzutreten, wo Millionen Menschen unter dem Drucke einer verkommenen Weltanschauung schmachten —, gehört doch kein besonderer Sanguinismus zur Annahme, dass die heute noch so düster aussehenden, socialen Zustände des islamischen Asiens einer stufenweisen Verbesserung entgegengehen, und dass der menschliche Geist über jene alte unheilschwangere Ideenwelt schliesslich doch den Sieg davontragen könne?

Wenn es daher schwer und unlogisch ist, in Erwägung des schon Geschehenen hinsichtlich der Zukunft des mohammedanischen Asiens in hartnäckigen Pessimis-

mus zu verfallen, so ist ebenso schwer und vielleicht noch schwerer, optimistische Gedanken zu hegen und in dem bisjetzt gemachten Fortschritte die Zeichen eines solchen Wiedererwachens zu erblicken, das, alles um sich herum überwältigend, mit einer nicht geahnten Jugendkraft auftreten und seine Widersacher niederschmettern wird. Ich bin sonderbarerweise während meines jahrelangen Lebens unter moslimischen Völkern nie auf solche oder ähnliche Wahrnehmungen gestossen, ich habe nirgends eine Spur jenes seine natürliche Grenze überstrotzenden Eifers gefunden, richtiger gesagt: sie auch nicht finden können, da eine allzu grosse Nähe und innige Vertraulichkeit mit derartigen Bewegungen mich von deren Strohfeuer- und Seifenblasennatur gründlich überzeugten. Dass beim Anblick der gigantischen Uebermacht des Abendlandes im Busen der Mohammedaner neben der Verzweiflung auch das Gefühl des grenzenlosen Neides erwachte, ist nichts als natürlich. Um sich selbst zu trösten, stellte man im Kampfe der Wetteiferung der heutigen Grösse Europas die Monumente der alten moslimischen Cultur gegenüber, als wenn man sagen wollte: sind wir in der Gegenwart nichts, so waren wir doch in der Vergangenheit etwas, und können in der Zukunft noch mehr werden. Diese Geistesrichtung machte sich namentlich in der türkischen Hauptstadt nach dem Krimkriege bemerkbar und trat unter der jüngsten Generation mit ganzer Entschiedenheit auf, als Z .... Bey, der erste Secretär Abdul Medschid's, mit seinem „Tarichi Endelus“ („Geschichte der Mauren in Spanien“), den arbeitscheuen jungen Efendis eine Fülle von Daten zur Verfügung stellte. Aus diesen Kreisen kam dann später die in Europa so oft besprochene, aber immer überschätzte Partei der „Jungtürken“ hervor, als deren Chef sich der ebengenannte Z .... Bey gerirte, und deren meist hitzköpfige Anhänger

mit zeitweiligem Exil bestraft, in einem Coffeehouse auf dem Haymarket in London unter dem geistigen Einflusse der Rakigläser jene Tendenz inaugurirten, die erst in den Blättern „Muchbir“ und „Hurriet“, zweien in London gedruckten türkischen Zeitungen, dargelegt wurde, und die jetzt sogar in Konstantinopel in einigen Blättern ihren Ausdruck findet. Worauf diese Leute denn eigentlich hinzielen, das habe ich nie genau erfahren können, sie selber wissen es natürlich noch viel weniger, denn wer den Islam mit der Sunna und allen Ausgeburten der spätern theologischen Spitzfindigkeit rehabilitiren, und mit diesem zugleich auf der neuen Bahn des Denkens und Wirkens fortschreiten will, wer die Errungenschaften der europäischen Wissenschaft und die Reformen des gesellschaftlichen Lebens zu verwerthen gedenkt, und dabei Europa immer verspottet und geringschätzt, dem kann doch schwerlich ein volles Bewusstsein der Handlung und des Zieles zugemuthet werden? Wenn daher gewisse Zeitungen in der Türkei, als der „Dschewaib“, das hohe Ross der Zukunftspolitik besteigend, aus einem gedeihlichen Wachsen des Islams im fernen Asien und tiefen Afrika die Unterlage einer mächtigen, dem Westen gefahrbringende Zukunft schnitzen wollen, so mag das nur russische Zeitungen erschrecken, die natürlich diesen kindischen Lärm ausbeuten, um zu beweisen, wie noth es thue, dass der Zar zur Rettung Europas auch noch fernerhin das Schwert des Christenthums führe. Ich habe in all den Ausführungen der Jungtürken noch keinen Funken Ernst entdecken können. Ihre Ignoranz geht so weit, dass sie kaum die Grenzen des Islams, geschweige denn seine ethnischen, politischen und socialen Verhältnisse kennen, und ihre bombastischen Prophezeiungen sind zumeist nichts anderes als die Production der Hirngespinste europäischer Sensationsschriftsteller. Die Türkei hat den

Weg der Neuerungen, der Europäisirung betreten, und weil man in der Jagd nach Modeartikeln auch die politischen Schwärmer und Revolutionshelden nicht übersehen dürfte, so haben die Osmanen ihre „Jungtürken“ und die Russen ihre „Nihilisten“ bekommen, um auch hierin dem übrigen Europa nicht nachzustehen, das doch einst seine Carbonari und nun seine Petroleurs hat! Einen weitern Ernst, oder irgendeine sonstige Bedeutung von politischer und socialer Tragweite würde man vergebens in dem sogenannten Jungtürkenthum suchen.

Ebenso wenig kann ich in dem Wehabismus Indiens jene Regung entdecken, aus welcher sich auf eine Regeneration, auf ein kraftvolles Erwachen des südöstlichen Islams schliessen liesse. Die Lehre Abdul Wehab's ist wol von dem Geiste des allerstrengsten Puritanismus durchweht, sie hat ein Zelotenthum geschaffen, wie dies nur unter dem glühenden Himmel Mittelarabiens möglich war, und wie wir dies auch an einem andern Punkte des Islams entdecken, nämlich dort, wo ein Theil desselben durch eine natürliche oder politische Scheidewand von der Gesammtheit abgeschlossen, in einer jahrhundertelangen Isolirung blieb, wie z. B. in Mittelasien, dessen puritanische Tendenz dem Wehabismus doch nur wenig nachsteht. So wie El Riadh nur seit jener Zeit, und vielleicht auch nur deshalb zum Focus mohammedanischen Fanatismus sich herausbildete, als und weil es den Angriffen des Paschalik von Bagdad und des Vicekönigs von Aegypten sich ausgesetzt sah, ebenso hat der wehabitisch-revolutionäre Geist in Patna und Maldan, ja in ganz Unterbengal nur erst dann um sich greifen können, als man die Pfeiler der fremden christlichen Herrschaft immer mehr und mehr erstarken sah und über die Möglichkeit einer Befreiung in Verzweiflung gerieth. Es darf ausserdem nicht vergessen werden, dass die wehabitische Lehre eine Leiden-

schaftsglut, eine Heissblütigkeit bedingt, wie sie eben nur die Einwohner der Arabischen Wüste und des nicht minder heissen Indiens besitzen, da im übrigen Islam, nämlich im Osten, im Norden und im Westen, der Wehabismus bis heute sozusagen ganz unbekannt, und wenngleich gekannt, noch mehr als die schiitische Sekte verabscheut und verpönt ist. Gesetzt, dass der Islam in Indien, um mich der Worte des geistreichen A. von Kremer zu bedienen, viele Aussicht hat, nicht blos die verlorene religiöse (nicht politische) Hegemonie wiederzugewinnen, sondern sogar allmählich den Brahmanismus zu verdrängen, da der streng monotheistische Islam im Kampfe gegen einen veralteten Polytheismus siegreich bleiben wird. — Gesetzt, dass die hirnverbrannten Anhänger des Reformators von Nedschd im Pendschab, in Sindh oder Bengal, ja im ganzen mohammedanischen Indien gegen den britischen Rothrock die Gemüther der Rechtgläubigen reizen, und aufs äusserste empören könnten, so ist hiermit noch nicht ausgemacht, dass ihre Glut, ihr wilder und frenetischer Eifer über den eisernen Willen und die Ausdauer, über die geistige und materielle Ueberlegenheit des nordischen Gegners den Sieg davontragen, noch weniger aber, dass aus solch etwaigen Erfolgen der Hebel einer panislamischen Bewegung sich herauswachsen könne. Wenn die Herren W. W. Hunter und W. G. Palgrave die Schreckensbilder einer wehabitischen Bewegung in Indien den Staatsmännern am Hugli und an der Themse als ein Wauwau vorhalten wollen, so kann hiermit noch lange nicht auf ein allgemeines Erheben der durch den westlichen Machteinfluss so stark beengten mohammedanischen Welt hingedeutet werden! Eine solche Bewegung bedarf ganz anderer Symptome, ganz anderer Elemente und ganz anderer Vorbereitungen, als die wir im heutigen Islam von Komul bis nach Antivari und von Kazan bis

nach Java vor uns sehen. Es ist ganz richtig: der fanatische Hass gegen das christliche Europa hat in den letzten hundert Jahren bedeutend zugenommen, der Einheitsbegriff des Islams hat in dem so weit ausgedehnten und bunten Völkermosaik fast die Form einer heiligen Hermandad erhalten; doch liegt in dieser Zunahme und in dieser Verstärkung eher das Zeichen der grossen Furcht und Bangigkeit, als der Keim einer erstarkten Wiedergeburt; die Bewegung gleicht mehr dem ängstlichen Zusammenrücken einer durch den reissenden Wolf aufgeschreckten Schafheerde, als dem Rückschritte, der dem stürmenden Anlauf vorangeht. Dass das fieberhafte Anklammern an die rituellen Gesetze und an nichtssagende Aeusserlichkeiten kein Zeichen der Erstarkung des Islams, sondern eben das Gegentheil bedeute, das haben wir schon früher bewiesen. Ebenso wenig kann aus dem Heranziehen einiger bisher getrennt gewesener Gliedertheile der gewünschte Process der Krystallisirung sich vollziehen, denn die Tausende Familien tschirkassischer und nogaischer Einwohner, die der ottomanische Kaiserstaat aufgenommen, oder die Wellenbewegung halbturkomanischer Reiterhaufen, die vom Nordosten der Türkei über Armenien her nach Kleinasien einbrechen, und von deren numerischem Bestande Mr. Palgrave die Wirklichkeit weit überragende Daten erhielt —, haben der Regierung des Sultans bisjetzt viel mehr Unheil, viel mehr Schaden als Nutzen angerichtet, und werden noch lange fortfahren, jeder Reform, jeder Organisirung, folglich der Kräftigung des Reiches im Wege zu stehen. Die Zeit, wo Immigrationen irgendeinem sinkenden mohammedanischen Staate zu Hülfe kamen, ist in Asien schon längst vorüber, da die Alte Welt von dem Machteinflusse des Westens schon so eng umstrickt ist, dass die schwächste Pulsirung und die kleinste Vibration, dieselbe mag in der

weitesten Ferne stattfinden, in unserm eigenen politischen Leben sich fühlbar macht. Wir haben ein so mannichfaches und vielseitiges Interesse an den Geschicken Asiens, dass grössere, durch gewaltsame Bewegungen hervorgerufene Ereignisse ohne die Zustimmung der einen oder der andern europäischen Macht gar nicht erdenklich sind. In ähnlicher Weise verhält es sich auch mit Afrika, in dessen Innerm der Islam unter den schwarzen Leuten wol reissende Fortschritte macht, aber im Masse seiner Ausbreitung vom politischen Machteinfluss Europas überholt wird. Der Islam redivivus muss daher selbst im Falle, dass den Mohammedanern Asiens die zur plötzlichen Wiedergeburt unumgänglich nöthige Energie und Ausdauer inneläge, was doch den ewig schaltenden Naturgesetzen gemäss ganz unmöglich ist —, für jetzt, und gewiss lange, lange noch als ein Hirngespinst bezeichnet werden.

Wenn daher unser Prognostikon sowol die Wahrscheinlichkeit als auch die Möglichkeit einer plötzlichen Wiedergeburt aus dem Bereiche der Combinationen ausschliesst, so werden wir in Beantwortung unserer Frage: „Was denn eigentlich aus dem islamischen Asien werden soll?“ nothgedrungen auf den besten aller Wege, nämlich auf die „Mittelstrasse“ gerathen und zur Ueberzeugung gelangen, dass der abendländische Einfluss den traurigen Zustand der Dinge in dem von uns besprochenen Theile der Alten Welt einer stufenweisen Verbesserung entgegenführen wird, dass dieser stufenweise Fortschritt aber von einer sehr langwierigen Natur sein muss, und dass schliesslich, trotz der ermüdenden Langwierigkeit auf den Gauen der Alten Welt gar manches umgestaltet werden, dennoch nie jener Geist und jenes Leben sich gänzlich einbürgern wird, welches gewisse physische und ethni-

sche Bedingungen im Westen erzeugt haben, und daher auch nur dem Westen eigen sein kann. Diese Ansicht steht selbstverständlich sowol mit der pessimistischen als auch mit der optimistischen Auffassung der Dinge im schroffsten Widerspruche, sie wird dem Sanguiniker am allerwenigsten behagen, doch kann und darf bei etwaigen Einblicken in die Zukunft einer Gesellschaft durch gewaltsame Ignorirung der Resultate der schon begonnenen Umgestaltung die Wahrheit zu Gunsten des einen oder des andern Princips nicht verdreht werden.

Und könnte oder dürfte man etwa ein anderes Urtheil abgeben, wenn man die Vorgänge der letzten Decennien in der Türkei, in Persien und in Mittelasien einer genauen und unparteiischen Prüfung gewürdigt hat? Ich glaube kaum. Wenn daher niemand in Abrede stellen wird, dass im weiten Ländercomplexe des Islams, im Osten und Westen, im Norden und Süden eine Bewegung zu bemerken ist, so darf man noch keinesfalls dieselbe weder mit den Todeszuckungen eines sterbenden, noch mit den ersten Regungen eines zur frischen Lebenskraft plötzlich sich aufraffenden Körpers identificiren. Asien hat von jeher in seinem Tode und in seinem Leben, in seinem Verfalle und in seiner Blüte einen speciellen Charakter gezeigt, den es auch jetzt beibehalten wird, trotzdem der Feind, der nun das alte Gebäude seiner Weltanschauungen bestürmt, von all denen sich wesentlich unterscheidet, die früher auf die Zerstörung oder Veränderung einer Geistesrichtung hingewirkt haben. Vergebens suchen wir nach Analogien auf diesem Gebiete. Wenn die Vertreter der Verfallstheorie der islamischen Welt ihre Behauptungen dadurch kräftigen wollen, dass sie auf Russland hindeuten, auf Russland, das seinem Grundwesen nach vor zwei Jahrhunderten noch viel mehr asiatisch war als das heutige Persien z. B., und dennoch in einem verhältniss-

mässig kurzen Zeitraume durch Annahme europäischer Institutionen sich gekräftigt und so rasch zu Macht und Ansehen gelangt ist — so ist dies noch lange nicht als ein Verdienst des Christenthums zu verzeichnen. Der hartnäckige Geist des Widerstandes, mit dem orthodoxe Mohammedaner jede Neuerung bekämpfen, ist um kein Haar geringer als der Abscheu, den die griechische Geistlichkeit den Reformen eines Peter I. gegenüber zeigte. Moskau hatte seine Strelitzen, Stambul seine Janitscharen. Der Unterschied lag nur erstens in der Persönlichkeit des leitenden Mannes; denn aus der Reihe der moslimischen Fürsten ist bisjetzt noch kein Peter I. hervorgetreten, und ein solcher kann unter den obwaltenden Umständen auch gar nicht hervortreten. Zweitens könnte keine moslimische oder sonstige asiatische Gesellschaft, infolge einer jahrhundertelangen Isolirung und bei der so hohen Scheidewand der östlichen und westlichen Begriffswelt jene grosse Anzahl von Helfern, jenes bedeutende Contingent von Europäern in sich aufnehmen, die Russland während seiner 150jährigen Regeneration zugute kamen, die ihm in allen Zweigen des staatlichen und geselligen Lebens enorme Dienste leisteten und selbst noch heute den eigentlichen Quell seiner Glorie und seiner Macht bilden. Der Türkei z. B. stehen keine Ostseeprovinzen voll tüchtigen und strebsamen germanischen Elements zur Verfügung; um Mahmud I. drängte sich kein Leibniz mit wohlgemeinten Rathschlägen zur Einführung der westlichen Civilisation, sondern von alledem ist eben das Gegentheil vorhanden, der Europäer ist und bleibt ein Fremder in der Türkei, und selbst aus den Rathschlägen der sogenannten „Freunde“ leuchtet immer mehr Egoismus als aufrichtiges Wohlwollen hervor.

Und so wie unsere Erfahrungen über den Anfang und den Fortgang der Umgestaltungsperiode in Russland auf

die eben jetzt noch sich vollziehenden Veränderungen in der moslimischen Welt keine Anwendung finden können, ebenso vergebens würden wir uns unter andern Zonen und bei andern Völkern nach belehrenden Beispielen umsehen. Das islamische Asien wird seinen speciell asiatischen Weg gehen. Das gewaltsame Eingreifen der ungeduldigen Zuschauer wird eher störend wirken, als den Gang beschleunigen. Jenes Bild der Stagnation, welches den Europäer heute so sehr anekelt, wird noch lange vor unsern Augen stehen, denn wenn wir den logischen Zusammenhang der Dinge, welchen das moderne europäische Culturleben geschaffen hat, nicht genügend berücksichtigen und die Reformation der asiatischen Ideenwelt gleich einem Deus ex machina hervorzaubern wollen —, die eiserne Consequenz der von einer so grossen physischen und moralischen Verschiedenheit ausfliessenden Thatsachen wird von dem Feuer unserer Ereiferung sich doch nicht erweichen lassen. Die Dinge in Asien gehen langsam, sehr langsam vorwärts, aber sie *gehen*, und die Hauptsache ist, einer Besserung entgegen.

XIV.

Europäische Grossmächte und mohammedanische Staaten.

So oft die türkische Regierung bei Einführung irgendeiner Neuerung, von ihren zahlreichen in Pera residirenden Tutoren bedrängt, von dem einen rechts, von dem andern links, bald hierher, bald dorthin gezerrt wurde, — denn jeder Gesandte will nach seiner Art einen Einfluss ausüben — pflegte Aali Pascha immer zu sagen: „Befänden wir uns nur auf irgendeiner Insel, von der übrigen Welt abgesondert und dem Polypenarm des westlichen Einflusses nicht so zugänglich, so würde der Process unserer Umgestaltung jedenfalls leichter und schneller vor sich gehen!“ — Ob das ottomanische Staatsschiff, sich selbst überlassen, von seiner schläfrigen, unfähigen und gewissenlosen Bemannung dem Hafen einer bessern Zukunft entgegengeführt werden könne, und ob die Herren Orientalen nicht lieber die alte Versumpfung vorziehen würden, bezweifle ich sehr; doch hatte der türkische Staatsmann in mancher Beziehung nicht ganz unrecht, denn es muss zugegeben werden, dass die lieben fränkischen Lootsen das halbmondbeflaggte Fahrzeug schon an mehr als eine Klippe anstossen liessen, dass mehr als ein Leck nur ihrer ungeschickten Leitung

zugeschrieben werden kann, und dass daher an den zahllosen Ungemachen und Widerwärtigkeiten, mit welchen die Uebergangsperiode im islamischen Asien verbunden ist, Europa selbst einen nicht geringen Antheil hat. Wenn wir die Stellung, welche die europäischen Grossmächte im moslimischen Asien einnehmen, ihr Auftreten und die Wirkung ihres bisherigen Einflusses einer Prüfung unterwerfen, so wird es sich vor allem herausstellen müssen, dass sie in ihren Bestrebungen nicht durchaus vom Geiste der Humanität, nicht immer vom edeln Berufe der Culturmission, die doch allenthalben mit grossen, ins Auge fallenden Buchstaben aufs Panier geschrieben wird, sondern leider in vielen Fällen vom nationalen Egoismus, von Ländergier und der Habsucht geleitet worden sind. Es wäre allerdings zu viel gefordert, wenn wir von einem Staate oder Volke verlangen würden, es möge die Rolle eines Civilisators in fremden Regionen, ohne materielle Vergütung, ohne für seine Mühe sich belohnt zu sehen, übernehmen. Einem solch idyllischen Zeitalter stehen wir noch sehr fern, werden es vielleicht auch nie erreichen, doch da eben demzufolge die Civilisirung der im europäischen Machtrayon einverleibten moslimischen Länder nur als unwillkürlicher Nebenzweck erscheint, so ist es um so ungerechter, wenn von dem in nicht reiner Absicht gestreuten Samen eine reine Frucht, ein schnelles Gedeihen erwartet wird, und wenn wir uneingedenk der zweifelhaften Rolle des Reformators das Werk der Reformation gleich in gediegener und vollkommener Form zu sehen wünschen.

Das mittelalterliche Europa war in seiner diesbezüglichen Handlungsweise viel consequenter als das moderne Abendland. Die italienischen Republiken, Holland und Frankreich, die infolge ihrer Machtstellung und ausgebreiteten Handelsinteressen auf so manche Länder des

islamischen Asiens einen nicht unbedeutenden Einfluss ausübten, stellten sich ganz einfach mit dem materiellen Gewinn, dem eigentlichen Ziele ihres Strebens zufrieden und dachten gar nicht daran, durch ihren Verkehr in den Institutionen, in den Sitten und Gebräuchen jener Völker irgendeine Veränderung hervorzurufen. Das heutige Europa ist in dieser Hinsicht mit sich selbst nicht ganz im Klaren. Während es mit der Rechten Asiens Lebensmark, Asiens Schätze und Reichthümer an sich ziehen will, setzt es auf die durch die Linke zeitweise administrirten moralischen Rippenstösse einen gewiss allzu grossen Werth, stimmt seine Erwartungen zu hoch, ist ungeduldig über die Langwierigkeit der Umgestaltung, und vergisst gänzlich, dass ein solches Thun und Lassen nur solche und nicht bessere Früchte tragen kann.

Ein Blick auf die politische Stellung und auf die Culturkraft jener europäischen Staaten, die heutzutage in die Geschicke des islamischen Ostens eingreifen wollen, und auch thatsächlich schon eingegriffen haben, wird uns vom Gesagten am besten überzeugen.

Schon der Umstand, dass die abendländische Cultur in der westlichen Hälfte der asiatischen Welt unter dem Losungswort: „a la franca“ bekannt ist, und dass man auch im fernen Osten alles europäische mit „Frengi, bezeichnet, nöthigt uns, vor allem mit Frankreich zu beginnen, mit dem der Islam theils in seinen Kämpfen über die Pyrenäen, theils durch die friedliche Gesandtschaft Karl's des Grossen an Harum er Raschid, schon frühzeitig Bekanntschaft gemacht hatte. — Unter dem Sammelnamen von „Franken“ bezeichneten die Moslimen das Gros ihrer christlichen Gegner auf den Wahlplätzen in Syrien und Palästina, und mit Hinweisung auf den Satz: „El kufr milleti vahidetun“ („Alle Ungläubigen sind eine Nation“), hatte man auch später, absehend von jeder

ethnischen Classification, die Völker im Westen Rums (byzantinisches Kaiserreich) immer mit dem Namen Frenk benannt. Bei den mohammedanischen Autoren kommt wol die specielle Bezeichnung von Junan (Altgriechenland), Dscheneviz (Genua), Venedik und Madschar (Ungarn) vor, in der neuen Literatur hat diese Sonderstellung noch grössere Beachtung gefunden, doch die grosse Masse kümmert sich darum wenig, sie hält fest an dem altherkömmlichen Wort Frenk, ja ich habe selten einem Mohammedaner vom alten Schlage begegnet, der eine ethno- oder geographische Zurechtweisung auf diesem Felde nicht mit Gleichgültigkeit, bisweilen sogar mit Widerwillen angenommen hätte.

Sehen wir uns um nach dem eigentlichen französischen Einfluss im Islam um, so werden wir wahrnehmen, dass derselbe im Grunde genommen nur mit dem Auftreten Napoleon's beginnt, dessen glänzende militärische Laufbahn ganz danach angethan war, die nach aussergewöhnlichen Erscheinungen jagende Phantasie der Orientalen zu fesseln, und im Lichtkranze seiner Persönlichkeit erstrahlte denn auch die Nation, die er von Sieg zu Sieg führte, und von einer Wunderthat zur andern verhalf. Die Herrschaft der französischen Sprache und Sitten verbreitete sich zu jener Zeit allmählich im Osten. Frankreich verdrängte zuerst den lateinisch-italienischen Einfluss der Kirche, indem die christlichen Unterthanen der Türkei und Aegyptens nicht mehr in Rom, sondern an den Ufern der Seine ihren Retter suchten. Auch in seinem Haus und Hof, in seinem Handel und Wandel wollte der Levantiner nur französisch sein, und da die mohammedanischen Machthaber, abgesehen von der wirklichen Grossmachtstellung Frankreichs, in dem Sprachgebrauche unserer Diplomatie das Zeichen einer nicht nur materiellen, sondern auch geistigen Superiorität erblickten, so musste selbstverständ-

lich dieser obendrein auch noch höhern Ortes beförderte Ideengang jene bedeutende Dimension annehmen, deren sich der Einfluss Frankreichs bis zur jüngsten Vergangenheit erfreute. In den letzten Jahren hat natürlich dieser Glanz bedeutend abgenommen. Die Schicksalsschläge, die Frankreich betroffen, haben bis in den tiefsten Osten hinein ihren Widerhall gefunden. Türken und Perser bessern Standes, die über die Verschiedenheit der nationalen Cultur des Abendlandes schon einige vage Begriffe hatten, werden in ihrer Wahl noch unschlüssiger, und höchst charakteristisch für diese Stimmung sind einige Zeilen eines Briefes, den einer meiner türkischen Freunde nach dem Ende des Deutsch-Französischen Krieges an mich gerichtet hatte. „Freund", schreibt der Efendi, „früher hielten wir Frankreich als das grosse Land, das uns als Leitstern in der europäischen Cultur dienen sollte, — und alles lernte französisch. Später wurde England dafür ausgerufen, jetzt sollen wir wieder Deutschland, respective Preussen als solches ansehen. Bei Allah! es herrscht eine ganze Confusion in unserer Lehrerwahl, und es ist wol das Allerklügste, wenn wir türkisch bleiben." —

Wie nachtheilig eine solche Auffassung der Dinge für den Fortschritt der europäischen Cultur im moslimischen Asien auch immer sei, so ist andererseits nicht zu verkennen, dass der Einfluss, den Frankreich durch sein Schulwesen, seine Gesetze und sein Verwaltungssystem auf die Reconstruction des Staates und der Gesellschaft in der Türkei und Aegypten ausübte, nur selten von dem gewünschten Erfolge begleitet war, auch nicht begleitet werden konnte, denn wenn die Franzosen in dem ihrer Herrschaft unterworfenen Algier bisjetzt noch keine erheblichen socialen Veränderungen hervorzurufen im Stande waren, wie hätte dies auf dem fremden Boden Asiens der

Fall sein können! Die Leichtigkeit und die gefällige Form des französischen Wesens sagt jedenfalls den muntern und geistesregen Arabern im Norden Afrikas sowol wie in Syrien viel mehr zu als dem Türken, und konnte demzufolge das leichte Wellengekräusel der Oberfläche bei ihm auch leichter erzeugen wie bei jedem andern; doch ein Eindringen in die Tiefe, eine thatsächlich geistige Annäherung an Frankreich, eine Bekehrung zur Ideenwelt Europas, hat aus dem bisherigen französischen Einflusse nie und nimmer resultiren können. So wie der französische Schullehrer sich umsonst bemüht, durch Beibringung des Satzes: „Aimez la France comme votre seconde patrie!“ aus dem jungen Algierer einen treuen Sohn Galliens zu machen, da ein Wort des Marabuts hinreicht, um die ganze „morale politique“ des christlichen Lehrers über den Haufen zu werfen, ebenso wenig werden die französischen Lyceen in Pera, die Opéra comique, das kostspielige Ballet und die Soirées dansantes des Chidiv an den Ufern des Nils die französische Cultur hinzaubern. Dieses alles ist nur ein Schein, ein Anlauf zur Civilisation, aber noch keine ernste culturelle Umgestaltung. Dass die Regierung an der Seine, ob Royalismus, Republik oder Imperialismus, in ihrer Politik nur ein solches und kein besseres Resultat anstrebte, will ich keinen Augenblick in Frage stellen. Absichtliche Schädlichkeit kann ihr keinesfalls zum Vorwurf gemacht werden. Aus allem scheint aber ein merklicher Indifferentismus heraus, da die französische Politik im französischen Asien nur für ihren Machteinfluss eine breitere Basis suchte, und vergass dabei gänzlich, dass eben diese Sucht mit der aufs Panier geschriebenen Culturmission sich nicht vertragen könne. — Nur so ist es erklärlich, wie Frankreich auf einer Seite die antitürkischen Gefühle der Maroniten schützen oder die Secessionsgelüste der

Vicekönige von Aegypten ermuntern kann, während es andererseits wieder mit dem Princip der Integrität des ottomanischen Kaiserstaats den grössten Lärm schlägt, und sich laut damit brüstet, mit der Pforte schon seit der Regierung Franz' I. immer in den besten und freundschaftlichsten Beziehungen gestanden zu haben. Die Beweise einer solchen auf jedem Schritt und Tritt sich scharf widersprechenden Politik könnten leicht vervielfältigt werden. Frankreich hat sich bisjetzt weder als entschiedener Feind noch als besonderer Freund des Islams gezeigt. Es hat nie unbedingt seinen Ruin heraufbeschwören wollen, aber auch wenig oder gar nichts dazu beigetragen, was eine Kräftigung, eine Erstarkung herbeiführen konnte. Mit Einem Worte: sein Einfluss auf die mohammedanische Welt trug von jeher nur das Gepräge der Aeusserlichkeit an sich, und musste auch schon demzufolge Resultate von problematischer Natur erzeugen.

Von viel grösserer Entschiedenheit, ja sozusagen von der folgenschwersten Natur ist der Einfluss, den Russland schon seit mehr denn vier Jahrhunderten auf die Geschicke des islamischen Asiens ausübt. So wie die russisch- orthodoxe Kirche, als gesetzliche Rächerin all jener Widerwärtigkeiten und Niederlagen, die der Islam dem byzantinischen und dem ganzen asiatischen Christenthume beigebraeht hatte, sich ansieht, ebenso hat die russische Diplomatie nie ein Hehl daraus gemacht, dass es Russland allein zustehe, ja dass es seine Pflicht sei, die staatliche Existenz der islamischen Länder zu untergraben, auf deren Ruinen die Macht des Zaren zu begründen, um auf diesem Wege die Regeneration Asiens zu bezweken. Russlands Feindschaft ist daher eine offene, es brüstet sich sogar mit derselben, und geht in seinem Eifer so weit, England als Beschützerin des Islams hinzustellen und die

Politik Albions der Unchristlichkeit zu zeihen. Dass Russland in der That ein energischer, wachsamer und gefährlicher Feind des Mohammedanismus sei, und es von jeher gewesen ist, das braucht daher kaum gesagt zu werden. Schon im ersten Stadium seiner Machtentfaltung, nämlich noch zu jener Zeit, als die Grossfürsten von Moskau in den Augen der moslimischen Herrscher eine Stellung einnahmen, ähnlich der heutigen Behludschen-, Kurden- oder Kirgisenhäuptlinge, — schon damals bildete das Russenthum, natürlich unbewusst, jenen Damm, an welchem die nach Nordwest sich wälzenden Wogen der zeitweiligen mohammedanischen Bewegung gebrochen wurden. Dass der Islam zur Zeit seiner Entstehung von seinen Missionaren nicht weit nach dem Norden getragen wurde, dem liegen, wie schon erwähnt, nur klimatische Ursachen zu Grunde. Doch dass der Islam in seiner spätern Glanzperiode, namentlich als mongolisch-türkischer Krieger die Fahne des Propheten hoch in die Luft schwangen, an den Ufern der Wolga keine, wenngleich nur zeitweilige grössere Verbreitung fand, und dass Sarai, Bolgar und Kazan nicht etwa gleich Bochara und Samarkand zum Focus mohammedanischen Fanatismus sich herausbildeten, das ist einzig und allein jenem stillen und hartnäckigen Widerstande zuzuschreiben, welchen die Russen gegenüber den Kämpfen der Dschengiziden und Timur's an den Tag legten. Selbst noch zur Zeit seiner Schwäche und Unbedeutendheit konnte Moskau der Krystallisirung des Islams im Norden des Kaspischen Meeres erfolgreich widerstehen. Die schon früh erfolgte Diversion ins Innere Sibiriens war jener geschickte Flankenangriff, mittels dessen der nordwestliche Islam, vom Südosten getrennt, leichter umfangen und erdrückt werden konnte. Die Politik der Grossfürsten wurde von Peter I. und Katharina mit ebenso viel Geschicklichkeit als Erfolg auch im Norden des Schwarzen Meeres nachgeahmt,

sie ist in der Neuzeit auch im Kaukasus gegenüber dem Muridenneste eines Scheich Schamil angewendet worden, und wenn wir zu all diesen Erfolgen den jüngsten Sieg der russischen Waffen in Turkestan hinzufügen, einen Sieg, der den stärksten Pfeiler der islamischen Geisteswelt zertrümmert hat, so mag unsere Behauptung nicht übertrieben erscheinen: dass einzig und allein Russland jene Macht sei, die bisjetzt dem Islam die bedeutendsten Wunden beigebracht hat, und unermüdlich in der begonnenen Arbeit auch sein gefährlichster Gegner bleiben wird.

So gross und unbedingt daher Russlands Machteinfluss auf den islamischen Osten auch immer sei, so kann derselbe auf eine bessere Gestaltung der Dinge, auf das Einlenken in die Bahn der modernen Cultur des Abendlandes nie von entschiedenem Erfolg werden. Erstens geht das Trachten und Streben Russlands nur auf eine Zerstörung und Zersetzung und nicht auf eine Heilung der siechen Zustände Asiens aus. Zweitens kann selbst beim Vorhandensein der besten Absichten von einem civilisatorischen Wirken im europäischen Sinne des Worts schon auch deshalb nicht die Rede sein, weil Russland selbst noch auf einer zu niedern Stufe der Cultur sich befindet, in allen Räumen seiner staatlichen und geselligen Existenz zu sehr an Dunkelheit leidet, und schliesslich noch selber viel zu asiatisch ist, um die Leuchte der westlichen Cultur nach Asien tragen zu können. Oberflächliche und für Russlands Wirken von besonderer Vorliebe eingenommene Beobachter wollen in der russischen Uebervortheilung des Islams einen Sieg der europäischen Cultur und die Morgenröthe einer bessern Zukunft Asiens erblicken, indem sie die durch Russland geschaffenen Zustände als einen entschiedenen Schritt zur Besserung, als ein solches unumgänglich nothwendiges heilsames Moment der Uebergangsperiode bezeichnen, das zu den schönsten Erwartungen berechtigt. In dieser Beurtheilung des rus-

sischen Thuns und Lassens liegt leider ein bedeutender Irrthum. Dass die europeo-asiatische Culturwelt der Russen der des heutigen Islams in allen Punkten und Enden überlegen sei, das wird niemand leugnen wollen und können, doch ebenso wenig kann es in Abrede gestellt werden, dass der durch den russischen Cultureinfluss herbeigeführte Moment der Uebergangsperiode noch lange nicht als ein entschiedenes Zeichen der Verjüngung des altersschwachen Ostens ausgelegt werden darf.

Ein Blick auf die Zustände der dem russischen Scepter schon seit Jahrhunderten unterworfenen mohammedanischen Völker wird uns hiervon am besten überzeugen. Russlands Einfluss auf die Mohammedaner Asiens erstreckt sich nämlich entweder auf Nomaden oder auf Ansässige, auf Schiiten und Sunniten, und hinsichtlich der Nationalität, auf Turkotataren, Iranier und auf Kaukasier, und trotz all der Verschiedenheit des zu reformirenden Elementes kann es bisjetzt doch nirgends einen erheblichen Erfolg aufweisen. In Anbetracht der sehr laxen Religionsverhältnisse der Nomaden im allgemeinen, und namentlich jener moslimischen Nomaden, die von den Chanaten durch grosse Wüsteneien getrennt sind, wäre es doch mit Recht zu erwarten gewesen, dass der russische Einfluss bis heute unter Kirgisen, Baschkiren und Eleuthen, die mehr als anderthalb Jahrhunderte ihm unterworfen sind, irgendeine Veränderung zum Bessern hervorgerufen habe. Und dennoch ist blutwenig oder gar nichts in dieser Hinsicht geschehen. Ist es nicht merkwürdig, dass selbst die Regierung der so wilddespotischen und räuberischen Chanate zur Ansiedelung und Civilisirung dieser Nomaden viel mehr beigetragen hatte als das mit seiner Culturmission so viel Lärm schlagende Russland? Der Nomade ist überall, nur um russischen Interessen besser dienen zu können, zwar mürber gemacht, aber nicht glücklicher geworden. Er fristet noch immer

jene ärmliche thierische Existenz wie vor Tausenden von Jahren. Er wird von Hungersnoth und Epidemien ebenso gut decimirt wie in den Zeiten seiner Unabhängigkeit, als er noch keine Abgaben dem „Weisen Zaren“ an der Newa zahlte, und es ist einzig und allein die Branntweinflasche, welche ihm die Culturwelt seiner christlichen Herrscher bisjetzt beschert hat. Er ist jedenfalls höchst charakteristisch für den Islam, dass er selbst im Stadium seiner merklichen Schwäche den christlichen Missionsversuchen zu widerstehen vermag, denn wenn es der russischen Kirche bisjetzt gelingen konnte, unter den halb dem Schamanenthum und halb nur dem Islam angehörigen südsibirischen Türken einige Proselyten zu machen, so sind beim Gros der moslimisch-türkischen Nomaden bis zur Zeit alle Bestrebungen fruchtlos geblieben. Der Mollah, welcher von den Ufern des Oxus und Zerefschans auf tage-, ja auf wochenlangen Reisen bis zum Nordrande der Steppe vordringt, übt einen weit grössern und bleibendern Einfluss auf das Wesen des Zeltenbewohners aus als der Pope, trotzdem letzterer mit Spenden auftritt, und achtunggebietende Stellung verspricht, während ersterer Geschenke verlangt, und als ärmlicher Bettler oder Hadschi herumschleicht. Was das Russenthum bisjetzt absorbiren konnte, das waren ausschliesslich Nichtmohammedaner, zumeist finn-ugrische Völkerschaften, als: Sürjenen Votjaken, Tschuwaschen, Mordwinen, Wogulen u. s. w., Barbaren im strengsten Sinne des Wortes; gegenüber buddhistischen oder moslimischen Nomaden aber ist der russische Cultureinfluss ohne jegliche Wirkung geblieben.

Bei den sesshaften Befolgern der Lehre Mohammed's ist selbstverständlich der bisherige Erfolg ein noch weit geringerer. Der friedliche, nüchterne, arbeitsame und redliche Tatar an der Wolga und in der Krim, ist mehr als einem Reisenden aufgefallen, wenn er denselben mit

seinem der Trunkenheit ergebenen, schmuzigen, trägen und betrügerischen christlichen Nachbar vergleichen wollte. Die Regierung thut alles Mögliche, um den spröden Körper der mohammedanischen Opposition zu erweichen. Die so verschwindend geringe Anzahl der christlichen Tataren, deren Bekehrung noch aus der ersten Zeit der russischen Occupation sich datirt, ist gewaltsam zur numerischen Grösse von 40000 hinaufgeschraubt worden, trotzdem es allgemein bekannt ist, dass die ans Doppelkreuz sich anklammernden Neophyten nicht aus der Reihe der Nogaier, sondern der heidnischen Tscheremissen, Tschuwaschen und anderer verkommenden, aussterbenden Nomadenstämmen bestehen. Wenn die Regierung des Zaren diese mit Rubeln gefütterten christlichen Seelen auf alle mögliche Weise verhätschelt und für die Missionspräparandie auf der Arskoje Polje in Kazan noch so viel Geld ausgibt, so wird sie hiermit auf den grossen Theil ihrer mohammedanischen Unterthanen ebenso wenig Einfluss ausüben, als es ihr gelingen kann, die frommen Rechtgläubigen durch in Petersburg aufbewahrte mohammedanische Reliquien zu ködern. Die russische Volksmasse, mit welcher der Mohammedaner in Berührung steht, und von der er eigentlich etwas lernen wollte, ist zu rauh, zu ungeschliffen, zu sehr den mannichfachsten Lastern ergeben, um imponiren und lehren zu können, und die kleine Minorität der russischen Intelligenz in den Hauptstädten des gigantischen Reiches besitzt noch lange nicht die Kraft, um auf die eigenen Landsleute und Glaubensgenossen, geschweige denn auf den moslimischen Fremdling einen bildenden Einfluss üben zu können; und wird andererseits vom gemeinen Russen sowol wie vom Tataren als Njemetz, d. h. Deutscher oder Fremdling, angesehen. Es ist daher ganz natürlich, dass der strebsame nüchterne Tatare, ob Kaufmann oder Handwerker, seinem russischen Standesgenossen

gegenüber sich immer für etwas Besseres halten muss, und da dieser Vorzug nur dem Glauben zugeschrieben wird, so klammert er sich an denselben um so fester, und so musste denn auch jeder Bekehrungsversuch seines mächtigen Herrschers an ihm stets spurlos vorüberziehen. Was wir in Kazan und in der Krim wahrnehmen, das wird bei den Schiiten in Transkaukasien, so auch in Taschkend, Samarkand und Bochara, ja in ganz Turkestan in einer noch prägnantern Weise hervortreten. Russland wird jedenfalls der dortigen Barbarei ein Ende machen, Sicherheit der Person und des Eigenthums wird hergestellt werden, Handel und Wandel wird mit der Zeit aufleben, doch werden diese und ähnliche Vortheile mehr den Russen als den Turkestanern selbst zu statten kommen; denn Russland, den traditionsllen Geist seiner bisherigen Politik bewahrend, wird immer darauf bedacht sein, seine neuen Besitzungen nur zu Gunsten seiner fernern Ambition in möglicher Weise auszubeuten, und so wie die Armee des Zaren heute kaukasische Cavalerieescadrons aufzuweisen hat, so werden in den nächsten Jahrzehnten auf den Revuen in Petersburg auch turkomanische und özbegische Regimenter paradiren. Von einer geistigen Umgestaltung der seinem Scepter unterworfenen mohammedanischen Völker, von einem rein humanistische Tendenzen befolgenden civilisatorischen Bestreben kann bei Russland vorderhand und noch lange, lange gar keine Rede sein. Hier wird Alles der unersättlichen Ländergier, dem Moloch des gröbsten Materialismus geopfert. Die wissenschaftlichen Forschungen, mit welchen die Politiker an der Newa herumflunkern, sind nur ein Aushängeschild, das unsere Humanisten und Stubengelehrten irrezuleiten vermag. Wer Russlands Wirken in Asien genauer betrachtet, der wird zur Einsicht gelangen, dass wir einige Bereicherung auf dem Gebiete der Fauna

und Flora, einige orographische oder hypsometrische Daten leider sehr theuer erkauft haben, denn wo Russland seinen Fuss hinsetzt, da wird der Morgen einer bessern Zukunft noch lange auf sich warten lassen. Russificirung, das höchste Resultat seines bisherigen Wirkens, ist nur eine verschiedene Form des Asiatismus, und zwar eines solchen Asiatismus, dessen Geist nicht minder spröde, als der des Buddhismus und Mohammedanismus, und auch schon deshalb viel schwerer zu brechen ist, weil er es verstanden hat, durch Modernisirung seiner äussern Form sich gefällig zu machen, ja von den meisten gar nicht erkannt wird.

Da Deutschlands Machtstellung noch zu jung, Italien nur im Alterthume und Oesterreich zu keiner Zeit einen besondern Einfluss auf das islamische Asien auszuüben im Stande war, so ist selbstverständlich Grossbritannien, in welchem wir den dritten europäischen Grossstaat finden, der die Macht und die Fähigkeit besitzt, in die Geschicke der Mohammedaner Asiens thatkräftig einzugreifen, der auch schon daselbst merkliche Spuren seines Machteinflusses zurückgelassen hat, und von dessen Wirken eine gedeihliche und gesunde Umgestaltung der Dinge auch am meisten zu erwarten ist. Wie es dazu gekommen ist, dass die Herrscher des kleinen Inselandes im Nordwesten Europas, dieses ehemaligen Sitzes des christlichen Puritanismus, wo die Menschen aus Eifer für die Bibel ihre gute, alte anglosächsische Sprache mit dem Hebräischen vertauschen wollten, zu den grössten Fürsten der Islamswelt sich herausgewachsen haben —, ist jedenfalls eine ebenso merkwürdige als interessante Erscheinung. Der Name der Königin Victoria, für deren Wohl Highchurchmen, Lowchurchmen, Presbyterianer, Wesleyaner, Quäker, Shaker und ein ganzer Pack hirnverbrannter, christlicher Gottesmänner beten, wird von mehr

als 30 Millionen Mohammedanern im Freitagsgebete eingeschaltet, und in der Chutbe (Rede) nach Mohammed und seinen ersten Genossen dem Schutze Allah's empfohlen. Auch andere Bekenner des Islams, die geradezu nicht Unterthanen der Königin sind, sind für den Namen Ingiliz viel mehr eingenommen als für die übrige Nomenclatur ungläubiger Völkerschaften. Man hat sogar zu allen Zeiten, so auch in der Gegenwart, über die Dogmen des Ingilizvolkes sich in die kühnsten und abenteuerlichsten Combinationen eingelassen, denn eine gute Hälfte des grossen mohammedanischen Körpers wäre bereit zu schwören, dass zwischen dem Ingilizglauben (über die Begriffe von Religion und Nationalität herrscht leider überall eine traurige Confusion) und dem Islam viele feine Fäden der Annäherung beständen, und dass ersterer keinesfalls in jene Kategorie des pechschwarzen Unglaubens gehöre, als z. B. das Moskowitenthum. Die Ursache einer solchen Annahme beruht einerseits auf dem absoluten Mangel an Bildern in den englischen Bethäusern, auf die monotone Einfachheit des Rituals, und was natürlich als Hauptgewicht in die Wage fällt, auf jene Schonung und Achtung, welche der Engländer, ob Tourist oder Staatsbeamter, dem Mohammedaner gegenüber an den Tag legt, und die im Norden Afrikas, in der Türkei, in Arabien und Persien, überall, mit Ausnahme Indiens, als ein Zeichen besonderer Sympathie hingenommen wird. Unparteiisch beurtheilt, muss es in der That zugestanden werden, dass der Islam bisjetzt auch keine Ursache hatte, über die Politik Grossbritanniens eine besondere Klage zu führen. Seit dem 17. Jahrhundert, als England mit der Türkei und mit Persien sich in einen regern diplomatischen Verkehr einliess, bis auf heute, waren es zumeist Handelsinteressen, welche die britischen Gesandten an die Höfe von Isfahan, Teheran und Konstantinopel brachten,

denn eine Eroberung jener Länder oder ein verkapptes christliches Rachegefühl gegen die Lehre Mohammed's, ist den leitenden britischen Staatsmännern doch eigentlich nie in den Sinn gekommen. So wie Schah Abbas II., dieser grösste schiitische Fürst aller Zeiten, es nicht scheute, das Kind eines Engländers in Isfahan aus der Taufe zu heben, ebenso war der britische Gesandte am Goldenen Horn selbst im vergangenen Jahrhundert eine persona gratissima. Der eiskalte Ernst in den Zügen der Söhne Albion's hat dem auf Würde und Anstand ein besonderes Gewicht legenden Osmanen von jeher zugesagt, und als die englische Orientpolitik im Laufe des jetzigen Jahrhunderts sich frank und frei im Interesse des Halbmondes aussprach, d. h. als man nämlich beschämt ob der Codrington'schen Heldenthat einerseits gegen das ägyptische Secessionsgelüst, andererseits gegen moskowitische Agression in die Schranken trat —, da musste die britische Sympathie im ottomanischen Kaiserstaate in einem ausser-gewöhnlichen Masse zunehmen, und heute wird selbst der schlichteste Bauer in den sunnitischen Ländern, selbst die Turkomanen, es nicht ignoriren, dass England ebenso sehr der Freund als Russland der Feind des Islams sei.

Und eine solche Ueberzeugung ist in der That in jeder Hinsicht gerechtfertigt. Sowie der englische Staat mit seinem Worte und Versprechen im islamischen Asien nie ein unnützes Spiel getrieben hat, ja mitunter das Princip der strengen Moralität meineidigen Orientalen gegenüber mit einer unnützen und schädlichen Gewissenhaftigkeit angewendet hat —, ebenso wird der Charakter des privaten Engländers unter Türken, Arabern und Persern als felsenfest bezeichnet, und mehr als einen Mohammedaner habe ich ausrufen hören: „Schade, dass diese Ingiliz vom Lichte des Islams nicht erhellt sind, denn

nur diese Zierde fehlt ihnen zur Vollkommenheit!“ Selbst im mohammedanischen Indien, wo die englische Herrschaft, trotz der mannichfachen Wohlthaten, die sie einer von den einheimischen Dynastien in den Staub gedrückten Bevölkerung zutheil werden lässt, noch immer verhasst ist, selbst da fängt schon in der Neuzeit eine bessere Stimmung an um sich zu greifen. Wir lesen nämlich in der hindostanischen Zeitung „Abi Hajati Hind“ („Lebensquell Indiens“) Folgendes: „Die Engländer sind ein freies Volk und sie gönnen auch den andern Völkern die Freiheit. Sie beobachten in der Anwendung der Gesetze die grösste Unparteilichkeit. Die Regierung ist immer bereit, den Andeutungen der Presse Gehör zu geben, wenn sie nützlich sind, und das Volk ist zufrieden mit dem Einfluss, den es auf die Regierung durch die Vermittelung der Presse ausübt.“ Von ähnlicher Natur sind die Aeusserungen, die ich von Privaten selbst gehört habe, unter anderm von einem fanatischen Schiiten aus Indien, der am Grabe Imam Riza's zu Mesched verweilend, mir nicht genug zu erzählen vermochte, was die ungläubigen Frengis zur Hebung der Agricultur, der Industrie und der intellectuellen Zustände Indiens gethan hätten. Und so ist es auch. Wenn die halbvergötterten Herrscher aus dem Hause Baber, um ihrer Prunksucht und persönlichen Eitelkeit zu fröhnen, an prachtvollen Moscheen, Palästen und Mausoleen schwere, mit den Schweisstropfen des Landmanns behaftete Millionen verschwendeten, so verwendet die angloindische Regierung dafür Tausende, um die Volksbildung zu heben, um Collegien zu errichten, wo Gemeinnütziges gelehrt wird, und um literarische Monumente zu ediren, die sonst der Vergessenheit anheimgefallen wären. Fürwahr, kein mohammedanischer Fürst der Vergangenheit hat zur Verbreitung historischer, ja sogar theologisch-juridischer Werke so viel beigetragen als die Vicekönige

von Indien! Ja, trotz der unbändigen Halsstarrigkeit, welche den Moslimen Indiens weit mehr als den übrigen Mohammedanern eigen ist, hat der redliche Wille des „granitfesten Briten“ im Aeussern sowol als im Innern des moslimischen Hindus unverwischbare Spuren der modernen Weltanschauung zurückgelassen, und A. von Kremer hat vollkommen recht, wenn er einen Aufsatz über Garcin de Tassy's „Revue annuelle“ mit folgenden Worten schliesst: „So herrscht allenthalben in dem weiten anglo-indischen Reiche eine intellectuelle Bewegung, die zu den schönsten Hoffnungen berechtigt. Den englischen Staatsmännern aber wird es zum bleibenden Ruhme gereichen, dass sie, statt den Bestand der britischen Herrschaft auf die Unwissenheit der Massen und die rohe Gewalt zu stützen, in der Volksbildung die beste und gewiss auch dauerhafteste Gewähr für die Zukunft ihres grossen ostasiatischen Länderbesitzes erkannt haben.“

Erfolge, die der britische Einfluss in Indien aufweist, sind selbstverständlich in den mit England befreundeten mohammedanischen Ländern noch lange nicht vorzufinden. Dessenungeachtet wäre es schwer in Abrede zu stellen, dass gewisse Neuerungen, die aus England oder mittels Englands in der Türkei und in Persien eingeführt worden sind, den Stempel einer grössern Solidität an sich tragen, und durch Lebensfähigkeit sowol als durch Nützlichkeit sich besonders hervorthun. Um mit Persien zu beginnen, sei vor allem der persischen Armee zur Zeit der englischen Instructeurs militaires erwähnt, und selbst der erbittertste Feind Albions wird es zugestehen müssen, dass die Serbazen, die ein Hart, Shea, Sheil u. s. w. gedrillt hatten, ihrer Aufgabe viel besser entsprachen als ihre Nachkommen in den spätern Jahrhunderten. So ist auch die Meinung über Europa und seine Culturwelt im Süden Persiens und Arabiens, mit welchem die Briten aus Indien

einen lebhaften Verkehr unterhalten, viel günstiger als dort, wo der Iranier oder Araber mit Russen oder mit andern Europäern in Berührung kommt. Der an Lüge und Wortbruch gewöhnte Muselman hat einen tiefen Respect vor dem Stoicismus und Biedersinn des ihm gegenüberstehenden Sohnes Albions. Er hasst in ihm den Christen, er verabscheut den Leugner Mohammed's und des Korans, kann aber doch nicht umhin, die Charaktervorzüge des Ingiliz Kafir zu bewundern. Ja, der Brite ist ein gewaltiges Dilemma im Auge des Moslimen! Dasselbe ist auch mit den verschiedenen Zweigen der westlichen Industrie der Fall. Was aus England auf den Markt gebracht wird, das bringt den Ruf der Echtheit und Solidität mit sich, und selbst der einfachste Zeltenbewohner eines Kaschkai- oder Allahwerdistammes wird die Vorzüge des Mali Ingiliz (englische Manufactur) eingehend besprechen können. Im ottomanischen Kaiserstaate tritt dieses Verhältniss in noch prägnantern Zügen hervor. So finden wir z. B. eine Gattung kleiner eiförmiger Taschenuhren, die in vier bis fünf Gehäusen stecken, und als Importartikel der vergangenen Jahrhunderte figurirend, noch heute über alle modernen Fabrikationen hochgestellt, einzig und allein nur deshalb, weil England als ihre primitive Heimat bezeichnet wurde. Der gute osmanische Graubart würde mit dem Kopfe dafür einstehen, dass die Construction dieser alten Auflage des „Nürnberger Eies" mehr vollkommen und kunstgerecht sei, als die der besten Chronometer eines modernen genfer Hauses; eine Ansicht, die bei Tuch- und Eisenwaaren noch mehr Geltung bekommen hat, und dass eine derartige Eingenommenheit der Osmanen für England nicht ganz grundlos ist, das mag auch in dem Umstande eine Rechtfertigung finden, dass alle in London gebildeten, jungen Türken ihrem Lande gewiss bessere Dienste leisten, als die in andern

europäischen Hauptstädten mit der Cultur des Westens Bekanntschaft gemacht haben.

Zur Kräftigung dieser Sympathien hat der Krimkrieg wol am wesentlichsten beigetragen, denn es sei in parenthesi bemerkt, dass die Auffassung Mr. Kinglake's eigentlich im Kreise der türkischen Beamten- und Militärwelt ihren Ursprung und ihre stärkste Verbreitung gefunden hat. Die Mohammedaner der Türkei und Persiens haben bis heute noch keinen Anlass gefunden, in England eine gewaltsam absorbirende Macht zu sehen; ja sie hätten auch keinen Anlass finden können, denn mit Ausnahme einzelner Punkte, als Prim und Aden, die immer als Wachtposten einer für Grossbritannien wichtigen Handelsstrasse angesehen werden müssen, ist der westlichen Islamswelt von seiten Englands bisjetzt noch kein Nachtheil erwachsen. Dieselbe ist auch in der Zukunft gegen jedwelche Anschläge sichergestellt, da der leitenden Idee der englischen Politik in Asien nicht fernere Grenzerweiterung, nicht unersättliche Ländergier, wie dies z. B. bei Russland der Fall ist, sondern die Cultivirung der schon eroberten Ländereien, und das würdige Entsprechen seiner erhabenen Mission zu Grunde liegt. Wer mit unsern hier dargelegten Ansichten im Widerspruche steht, wer nämlich dem Vorgehen Englands in Asien nur materiellen Gewinn, nur ein schnödes, krämerisches Sinnen und Denken zumuthet, — der wird erstens beweisen, dass er dem Budgetausweise der ostindischen Verwaltung keine Beachtung geschenkt hat, und demzufolge auch nicht weiss, dass das Einkommen des gigantischen Reiches im Morgenlande nie hinreicht, um jene Ausgaben zu decken, welche zur Wohlfahrt des Landes, zur Bildung seiner Millionen von Einwohnern verwendet werden. Ja es wird allgemein ignorirt, dass England, im Gegensatze mit der Ansicht seiner Neider, eben in Ausführung eines uneigennützigen und edelsten

Werkes sich befinde, nämlich: Millionen früher in den Staub gedrückte Menschen am Gängelbande einer mühevollen Vormundschaft, einer solchen Volljährigkeit entgegenzuführen, deren erste That sein wird, mit Desavouirung des Tutors die Unabhängigkeit zu begründen; ferner, dass die momentanen Vortheile, welche der Besitz Indiens den Briten gewährt, wenn als Frucht eines hundertjährigen Kampfes und Strebens, so vielen Blutes seiner Landeskinder und so vieler Schätze betrachtet, doch winzig klein und geringfügig ist.

Diese kurze Darstellung der Absichten und der Stellung, welche unsere europäischen Grossmächte in Asien einnehmen, wird, glaube ich, hinreichen, um den Leser zu überzeugen, erstens, dass die Zukunftsfrage der moslimischen Welt von einer eminent politischen Natur ist, und ihre glückliche Lösung nicht nur von Mohammedanern selbst, sondern auch von uns, respective von unsern Regierungen, abhängt. Zweitens muss es ersichtlich werden, welche grosse Verschiedenheit zwischen dem Thun und Wirken Europas obwaltet, und welche wichtige Rolle diese Divergenz der Endresultate in der Zukunftsfrage der mohammedanischen Staaten spielt und spielen muss. Sowie von einem einheitlichen, auf das Princip der reinen Humanität basirten Vorgehen das möglichst Beste zu erwarten wäre, ebenso muss das Gegentheil nur einen lähmenden und zersetzenden, ja sogar vernichtenden Einfluss üben. Während z. B. Russland in seinem Urtheile über den Islam von allen Seiten und Winkeln her ein Pereat! ertönen lässt, und nur anstandshalber hier und da von einer Culturmission faselt, sind die übrigen Repräsentanten der abendländischen Welt an den Höfen der mohammedanischen Staaten, trotz all ihrer mitunter ganz redlichen Absichten leider sehr oft in kleinliche Zwistigkeiten verwickelt. Die Gründung einer Schule, die Anstellung eines Lehrers

oder Ingenieurs, ja der Rath in Betreff der Annahme einer Uniform, gibt oft zu dem heftigsten Notenwechsel Anlass. Jeder will klüger, mächtiger und einflussreicher als der andere sein, und das Ende davon ist, dass die ohnehin träge orientalische Regierung in ihrem Vorhaben noch unschlüssiger gemacht, den passendsten Vorwand findet, die Arme vollends im Schose ruhen zu lassen. Es ist die Annahme, dass die Uneinigkeit unserer Cabinete die beste Garantie für den thatsächlichen Fortbestand der mohammedanischen Staaten wäre, bei weitem nicht so stichhaltig, als allgemein geglaubt wird. Wenn Uneinigkeit ob der Theilung der Beute die Katastrophe bisjetzt an einigen Punkten verzögert und eine sogenannte Galgenfrist geschaffen hat, so ist andererseits der Schaden um so grösser geworden, da eben diese Uneinigkeit dem Zustandekommen guter, lebensfähiger Reformen und dem staatlichen und gesellschaftlichen Erstarken der islamischen Länder bedeutend im Wege stand. Wie dem auch immer sei, ob von der einen oder der andern Seite beurtheilt, die staatliche Zukunft der moslimischen Länder befindet sich jedenfalls in den Händen der europäischen Grossmächte, und die Verantwortlichkeit, welche hieraus dem Abendlande zufällt, ist sicherlich gewichtiger, als allgemein vermuthet wird. Zugestanden, dass unsere Cabinete heute noch an keine Tabula rasa denken, da die plötzliche Vernichtung eines Staates in Asien selbst mittels Eroberung nicht ganz so leicht auszuführen ist, wie so mancher sanguinische Politiker in Europa sich dieses einbildet — denn der Verzweiflungskampf der Rechtgläubigen müsste jedenfalls schrecklich sein — so ist andererseits nicht zu verkennen, dass die Stimmung, welche in den massgebenden Kreisen Europas über die Lebensfähigkeit der mohammedanisch-asiatischen Staaten sich kundgibt, alles, nur nicht als günstig bezeichnet werden kann. Es ist möglich, ja

höchst wahrscheinlich, dass die fortwährend wechselnden, politischen Constellationen dessenungeachtet das Anwenden drastischer Mittel noch auf einige Zeit hinausschieben und die gewaltsam herbeigeführte Katastrophe vermeidend, eine langsame, von selbst sich vollziehende Auflösung abwarten werde. Doch was ist im Grunde genommen ein solcher unwillkürlicher Act der Gnade? Er entspricht erstens nicht dem aus reiflicher Ueberlegung entspringenden Billigkeitssinne, welcher von Staaten, ja von einer ganzen Gesellschaft doch viel mehr zu erwarten wäre als von Privaten — da, wie wir schon angedeutet haben, die bisherigen Wahrnehmungen noch keineswegs die in gewissen europäischen Kreisen sich manifestirende Hoffnungslosigkeit und Ungeduld rechtfertigen. Zweitens ist es sehr ungerecht, wenn Europa mit fortwährender Hinweisung auf seine Culturblüte und moralische Stärke, in dem ihm zugefallenen Berufe im moslimischen Asien durch egoistisches Vorhaben sich beirren lässt, und demzufolge denn auch mit der Linken die Fahne der Humanität schwingend, mit der Rechten das Schwert der Vernichtung führend, auf dem Gefilde des alten Asiens auftritt. Wir dürfen uns gar nicht wundern, wenn die Völker Asiens, diese zweideutige Rolle durchblickend, eher geneigt sind, in uns Feinde und Eroberer als Freunde und Lehrer zu sehen. Auf diesem Wege und mit solchen Mitteln wird das reinere Licht der europäischen Cultur in Asien keine Verbreitung finden, und das erhabenste Bewusstsein unsers geistigen Strebens, unsers Ringens und Kämpfens, nämlich: in den vermeinten Segnungen unserer Bildungswelt Menschen ohne Unterschied des Glaubens und der Farbe betheiligen zu wollen, muss zur lächerlichen Illusion hinabsinken.

XV.

Mohammedanische Staaten und europäische Grossmächte.

Jam proximus ardet ucalegon! Es ist in der That die höchste Zeit, dass unsere Grossmächte mit jener dem Ernste der abendländischen Culturmission ganz widersprechenden Politik, einer Politik der erbärmlichsten Kleinherzigkeit, ein Ende machend, die Bahn der wahren Humanität betreten sollen. Ein noch längeres Fortfahren auf dem bisherigen Wege würde die klaffenden Wunden der an so mannichfaltigen Uebeln einer Uebergangsperiode krankenden Staaten des uns benachbarten mohammedanischen Ostens gänzlich unheilbar machen, und wer weiss, ob die Folgen dieses vorzeitigen Endes nicht so manchen Urheber zur Reue stimmen werden?

Im ottomanischen Kaiserstaate, in diesem ersten Stapelplatze des westlichen Einflusses, hat das herzlose Spiel unserer Reformexperimente ohnehin schon alles aus den Fugen gebracht, und an den verhängnissvollen Klippen unserer sich zuwiderlaufenden Rathschläge hat das obendrein noch so schlecht bemannte Staatsschiff ohnehin schon einen höchst gefährlichen Leck erhalten. Man thut nicht ganz unrecht, wenn man den Sultan mit jenem mähnenlosen, altersschwachen Löwen vergleicht, der in einer be-

kannten indischen Fabel zur Ueberwachung einer üppigen Wiese mit saftigem Grase zurückgelassen wird, um erstens durch seine traurige Gegenwart bekannt zu machen, dass diese üppige Wiese doch nicht so ganz herrenlos sei; zweitens, um die unmündigen, aber dessenungeachtet sich volljährig dünkenden Insassen seines eigenen Reviers im Zaum zu halten, und die er auch zu halten vermag, da diese ihn zu jener Zeit fürchten gelernt haben, als sein Gebrüll noch Zonen übertönte, und diese Furcht ihnen noch in den Gliedern steckt. Man mag gegen diese meine Anspielung welche Einwendung immer machen, die Unreife der türkischen Rajahs wird doch schwer zu widerlegen sein.

Ich will es keinen Augenblick bezweifeln, und wer wollte und könnte dies auch — dass Griechen, Armenier, Bosniaken und Bulgaren der westlichen Bildungswelt sich leichter und schneller nähern werden als die moslimischen Unterthanen der Pforte. Nur wer sein Auge gewaltsam schliesst, wird es nicht einsehen, dass das gemeinsame Band des Christenthums, sprachliche Verwandtschaft und sonstige ethnische oder sociale Analogien dem Werke der Regeneration hier mehr und häufiger zu statten kommen werden als dort. Der Moslim wird allerdings vom Rajah überholt werden, doch dürfte nicht vergessen werden, dass letzterer erst auf der sogenannten dritten Stufe der a la franca-Civilisation sich befindet.

Die erste Stufe besteht, wie der geneigte Leser schon gehört haben wird, in der Annahme der lackirten Stiefeln und Glacéhandschuhe, ohne welche Kleidungsstücke der Eintritt in die moderne Bildungswelt einem Griechen, Armenier und Bulgaren gar nicht erdenklich scheint. Die zweite Stufe besteht im Erlernen der französischen Conversationssprache und im Verstehen eines seichten franco-levantinischen Zeitungsartikels. Auf die dritte Stufe gelangt man nur durch Eintreten in eins

jener zahlreichen politisch-revolutionären Comités, die sich gegen den Bestand der ottomanischen Herrschaft verschworen haben, und da diese drittstufigen Culturmenschen des sich regenerirenden christlichen Ostens sogar bei einigen europäischen Cabineten eine jedenfalls unverdiente Beachtung gefunden, so ist die Verlegenheit, welche aus dem Treiben dieser Hermandad der Pforte erwächst, eine um so stärkere. Das Regieren unter solchen Umständen wäre selbst einem bestgeregelten europäischen Staate schwierig, wie erst dann den heutigen unfähigen und schläfrigen Leitern der türkischen Staatsmaschine?

Nicht viel besser hat sich das Verhältniss zwischen der Regierung und den eigenen mohammedanischen Unterthanen gestaltet. Den Türken, die herrschende Klasse des Landes, hat der Militärdienst und die drückende Last der Steuern in die allerkläglichste Lage der Welt versetzt. Ihm sind seine auf historisches Recht sich basirenden Prärogative ganz gleichgültig, ja er hasst dieselben sogar: ihm lüstert es nur nach der alten Barbarei, und ob national oder fremd, so ist die moderne Regierung ihm gründlich verpönt. Viel ärger sieht es mit den in ihrem Nationalstolze tief gekränkten Arabern aus. Türkische Herrschaft war ihnen zu allen Zeiten ein Ekel, denn schon der Prophet soll gesagt haben: „Meide den Türken wie du nur kannst, denn entweder frisst er aus Liebe dich auf, oder er haut im Grolle dich zusammen“ In den vortanzimatlichen Zeiten hat die Strenge der asiatischen Verwaltung diesen Ekel unschädlich gemacht, was bei der heutigen Administration aber schon nicht mehr möglich ist, daher mit Ausnahme einiger Städte Syriens und Arabistans, die ottomanische Herrschaft über die Araber nur von sehr problematischer Natur ist, und der leiseste Wind von aussen würde genügen, dieses Gebäude über den Haufen zu werfen. Im Nordosten, d. h. über die kurdisch-turkomanischen Elemente,

ist der Machteinfluss der Pforte auch nicht viel stärker. Bei ersterm sowol wie bei letzterm ist der Mangel der eisernen Hand schon jetzt fühlbar geworden, und wer der Meinung ist, dass die während der letzten Jahrzehnte aus dem Grenzgebiete benachbarter Länder auf türkischen Boden sich zurückziehenden Nomaden dem Staate von besonderm Nutzen seien, oder wer sogar aus diesem Factum auf eine neue Krystallisation des mohammedanischen Völkerelementes, auf eine Erstarkung des Islams folgert, der befindet sich in einem bedeutenden Irrthume. Kurden aus Maku und iranische Türkenstämme aus Transkaukasien sind und bleiben unverbesserliche Landstreicher, die der Pforte viel mehr Verlegenheit als Vortheil bringen; ebenso die verlumpten Schwärme tscherkessischer Emigranten. Wo sie sich niedergelassen, haben sie, anstatt die Zahl der Moslimen zu vergrössern, alles nur verwüstet und zerstört. Sie sind eine wahre Plage Gottes und kein Segen geworden.

Kann daher ein Staat, wo die Bande der Einheit dermassen gelockert, wo die Unterlage des fernern Fortbestandes so erschüttert ist, das fortgesetzte Spiel einer ungeschickten und gewissenlosen Experimentation noch lange ertragen, und wird denn etwa der klägliche Statusquo des ottomanischen Reiches auf die noch mehr reformbedürftigen moslimischen Länder des innern Asiens nicht abschreckend wirken?

Die Türkei muss mit Hinblick auf die übrigen Staaten des moslimischen Ostens um so mehr berücksichtigt werden, da sie den Ausgangspunkt jenes Weges bildet, auf welchem die moderne Civilisation des Westens ins Innere Asiens einziehen muss. Es ist alles umsonst, im Gange der Ideen, im Processe der Umgestaltungen gibt es keine Gewaltsprünge, keine geflissentliche Vermeidung oder Begünstigung; denn sowie in Asien einzelne Nachrichten nur

durch Uebermittelung von dem einen an den andern in die weite Ferne zu dringen pflegen, ebenso kann die Kunde einer neuen Gedankenwelt nur durch gegenseitige Ueberlieferung und Ablernung am sichersten Verbreitung finden. Fast an jedem einzelnen Strahl, der von dem Lichte der abendländischen Cultur nach Asien gedrungen war, hat man Aehnliches wahrnehmen können. Jede bedeutungsvolle Entdeckung auf dem Gebiete unserer Wissenschaften, jede hervorragende Errungenschaft auf dem Felde unsers socialen und staatlichen Lebens wurde, falls sie den Asiaten mundgerecht war, auf dieser Hauptstrasse ins Innere der moslimischen Welt getragen. Der erste Ablagerungsplatz ist, wie schon gesagt, Konstantinopel. Von hier übernimmt Fama den Transport nach den entferntesten Provinzen des Reiches, und von zwei Grenzpunkten, nämlich von Bagdad und von Erzerum aus, brechen gewisse Anschauungen in der Form einzelner Streiflichter in Iran ein. Man meint allgemein, dass Persien, der Sitz der molimisch-asiatischen Genialität, durch seine stete Berührung im Norden mit den Russen und im Süden mit den Engländern, dieses Hauptkanals entbehren könne; dies um so mehr, da die Osmanen als Sunniten verhasst, nicht zum Beispiel dienen könnten. Ja selbst die Perser wollen uns dies einreden, doch ist dem nicht so der Fall. Nur was in der türkischen Residenz und den Provinzstädten, was bei der Efendiklasse Eingang gefunden, nur das kann in die innern Schichten des iranischen Volkes dringen. Die vornehme Welt Teherans spottet, lacht und bekrittelt den Stambuli, und dennoch geht letzterer, was den Fortschritt in der modernen Weltanschauung anlangt, seinem östlichen Nachbar immer zuvor. Trotz all der geistigen Ueberlegenheit des Persers, trotz all seiner eminenten Assimilisationsfähigkeit, steht Teheran doch mit hundert Jahren hinter Konstantinopel zurück.

Von ähnlicher Beschaffenheit ist das Verhältniss zwischen der Kadscharenresidenz einerseits und zwischen den Hauptstädten Afghanistans und Turkestans andererseits. So hat z. B. der abendländische Geist, der heute Britisch-Indien in jeder Richtung durchwühlt, auf Kabul lange nicht jenen Einfluss üben können, den der Besuch einiger Barekziprinzen am Hofe Nasreddin Schah's bezweckte. Was die Söhne und Enkel Dost Mohammed Chan's in ihrem Verkehre mit den Mitgliedern der Kadscharen sahen und lernten, hatte auf der langen Wanderung schon manchen Zug seines wildfremden, europäischen Charakters abgestreift, und musste demzufolge diesen Stockasiaten viel mundgerechter werden, als wenn sie an der Hauptquelle, am Hugli, geschöpft hätten.

Wenn daher die Türkei, trotz des Vorranges, den sie hinsichtlich ihrer Reformbestrebungen unter den übrigen mohammedanischen Staaten einnimmt, in sich selbst so arg zerfallen und kraftlos dasteht, so darf es gar nicht befremden, wenn wir weiter im Osten in unsern diesfallsigen Beobachtungen noch betrübendere Wahrnehmungen machen werden. Auf Persien hat der Process der Umgestaltung noch nicht zersetzend wirken können, da er im allgemeinen noch gar nicht gewirkt; denn der Ruin ist dort local und rührt von der alten, moslimisch-asiatischen Staatsverfassung her, die nur unter Fürsten von ausserordentlicher Begabtheit einem Lande gewissermassen gedeihlich werden konnte, — in sonstigen Fällen aber nicht einmal den Namen einer Regierung verdient. Das Verhältniss der Verwalter der einzelnen Provinzen zum Schah ist noch dasselbe, als zur Zeit der Seldschukiden, nur dass die damaligen Oberhäupter des Staates weniger Ausgaben und grössere Hülfsquellen hatten, und die hohen Stellen nicht den Meistbietenden, sondern den Meistbefähigten übergaben. In ähnlicher Weise verhielt es sich auch mit der

Beschützung der Wissenschaften, der Künste, der Industrie und des Handels, und es ist ganz einleuchtend, wenn der Perser, unzufrieden mit der Gegenwart und versunken in Träumereien vergangener Grösse, selbst den in Aussicht gestellten Vortheilen europäischer Reformen kein unbedingtes Zutrauen schenkt. Infolge solcher Zustände ist das Band zwischen Herrscher und Volk gänzlich gelockert, richtiger gesagt: es existirt gar keins; denn so wie Nasreddin Schah, das Staatseinkommen als sein Privateinkommen betrachtend, die zur Administration nöthigen Summen nur mit geiziger Hand hergibt und diesen seinen Privatschatz als Hauptquelle seiner Herrschaft selbst bei Jagdausflügen mit sich herumschleppt, — ebenso ist es auch der Mehrzahl der Perser nach total gleichgültig, wer die alte Kejjansmütze auf dem Kopfe hat, — vorausgesetzt, dass der Druck der Herrschaft weniger fühlbar sei. In der Türkei kann die Landesgefahr, wie z. B. Krieg mit dem Auslande, noch immer ein bedeutendes Quantum von Begeisterung erwirken. Nicht so sehr Vaterlandsliebe im europäischen Sinne des Wortes, denn diese ist auf islamischem Boden immer eine exotische Pflanze, sondern ein starkes Religionsgefühl, mitunter auch eine Begeisterung für dynastische Interessen, geben den Ausschlag in kritischen Momenten. In Iran ist das Nationalgefühl wol schärfer ausgeprägt, doch fehlt es an wahrer Begeisterung für die Religion, und da die Dynastie wol mehr Feinde als Freunde zählt, so hat der Individualismus jedes Interesse für das Gemeinwohl unmöglich gemacht, — wie dies aus der Geschichte der persischen Kriege mit Russland und England in den letzten Jahrzehnten am besten erhellt. Von nicht geringer Schädlichkeit auf die Geschicke Irans ist ferner der Jahrhunderte alte Bruch zwischen Türken und Persern, zwischen diesen zwei Hauptelementen seiner Bevölkerung. Ein in Iran landläufiges, altes Sprichwort

sagt: „Zerhacke Türken und Perser in kleine winzige Theile, koche sie tage-, ja wochenlang in einem und demselben Kessel, und sie werden sich doch nicht verschmelzen.“ Eine jedenfalls drastische Auffassung von Vereinigung, doch der Metapher ist ein treuer Dolmetscher des Thatbestandes und spricht jedenfalls für die precäre Existenz des vom Norden so stark bedrohten persischen Reiches.

Je östlicher wir nun fortschreiten, desto confuser wird der Begriff, desto trauriger und verzweiflungsvoller die Lage des Staates im allgemeinen. Turkestan ist infolge dieser Gebrechlichkeit durch den ersten Windstoss aus dem Norden zu Boden geworfen worden. Ja noch dazu ein leiser Windstoss genügte, um dieses Musterbild altmoslimischen Staatsgebäudes, das die Rechtgläubigen Europas, Afrikas und Asiens mit Stolz ansahen, zu Boden zu werfen. Von den übrigen centralasiatischen Staaten — sit venia verbo — gibt es heutzutage nur noch zwei, die im höchst fadenscheinigen Kleide der Unabhängigkeit dastehen. Afghanistan, selbst wenn es sich ganz überlassen wäre, was doch gewiss nicht der Fall ist, befindet sich in Hinsicht seiner staatlichen Organisation, selbst in den Augen der Orientalen, in einem ganz primitiven Zustande. Der Emir kann sich nur so lange auf dem Mesned (Thron) behaupten, solange es ihm nicht an Mitteln gebricht, um seine habsüchtigen, widerspenstigen, an Krieg und Beute und an alle mögliche Gesetzlosigkeit gewöhnten Anhänger zu ködern. Das Schicksal seiner Krone hängt ebenso sehr von den Constellationen der europäischen Politik ab, als das Los seines östlichen Nachbars, des Emir Jakub Chan's von Ostturkestan. Dieser jedenfalls energische und begabte Mann könnte Ostturkestan, die östliche Grenzmarke der mohammedanischen Welt, auch schon deshalb zu einem islamischen Staate ersten Ranges qualificiren, da die hier über hundert Jahre alte, chinesische Herrschaft bei der

Bevölkerung merkliche Spuren der Willfährigkeit und Ordnungsliebe hinterlassen haben. Doch was frommt dies alles. Der Zukunftshimmel dieses allerneuesten moslimischen Reiches ist durch schwarze Wolken, die seinen östlichen und nördlichen Horizont verhüllen, allzu sehr bedroht, und seine Tage sind gezählt.

Wohin wir nun daher auch immer unsere Blicke wenden mögen, wird keiner der mohammedanischen Staaten Asiens, von dem einen Ende bis zum andern, auf den Beschauer einen besonders erbaulichen Eindruck ausüben. Ueberall begegnen wir den Symptomen der Kränklichkeit oder des rapiden Verfalles. Es fragt sich daher, wie wir am Anfange dieses Kapitels schon angedeutet: 1) ob die mohammedanischen Staaten das zweck- und gewissenlose Experimentiren der europäischen Grossmächte wol noch lange ertragen können; 2) ob einer solchen Experimentation entweder ganz offene Feindschaft oder unverkennbare Sympathie und eine thatkräftige redliche Unterstützung nicht etwa vorzuziehen wäre. Was die erste Frage anbelangt, so bedarf es keiner besondern Staatsklugheit, um einzusehen, dass das ewige Anwenden schlecht gemeinter und schlecht präparirter Medicamente selbst den lebenskräftigsten Körper zu Grunde richten könnte, geschweige denn erst den siechen und wahrlich leidenden Staatskörper islamischer Länder. Die Beantwortung der zweiten Frage ist allerdings schon etwas schwerer, da wir es hier mit einer Meinungsverschiedenheit zu thun haben, deren sophistische Argumente mit dem Flittergolde falscher Humanität behangen, eine leider schon ziemlich grosse Verbreitung gefunden haben. Wenn die überwiegende Mehrzahl unserer europäischen Cabinete sich besonders gnädig und mildevoll dünkt, indem sie den moslimischen Osten aus freien Stücken sterben lässt, oder, indem sie zur Verminderung der Agonie hier und da eine den Tod

beschleunigende Pille verabreicht, so heisst dies nur so viel, als dem Feinde gegenüber Grossmuth üben, nicht aber dem Freunde, um dessen Existenz inniglich besorgt, wir Rettungsmittel suchen und anbieten sollten. Ich frage nun: ist eine solche unmännliche und unedle Handlungsweise, mit welcher der laut gepriesene Humanitätsgeist unserer Cultur zu Schanden gemacht wird, wol gutzuheissen, und wäre eine vereint wirkende, offene Feindschaft derselben nicht vorzuziehen? Ich zweifle keinen Augenblick, dass so mancher, der auf dem Boden der strengen Unparteilichkeit stehend, es mit angesehen hat, wie die erbärmlichen Neckereien unserer Diplomaten an den mohammedanischen Höfen, begünstigt von der Unerfahrenheit und Unredlichkeit asiatischer Würdenträger, nur ewiges Unheil anrichten —, an der Stelle der bisherigen zweifelhaften Freundschaft gewiss lieber eine ausgesprochene, offene Feindschaft gesehen hätte, wenn eine solche im allgemeinen leichter anwendbar und mehr gerechtfertigt sich zeigen würde.

Nun ist aber hier weder das eine noch das andere anzunehmen. Erstens stehen die politischen Constellationen Europas dem Zustandekommen einer moslimischfeindlichen Liga noch stark im Wege, denn selbst die erbittertsten Feinde des Islams würden und werden noch lange zu einem unfreiwillig gewährten Aufschub sich gezwungen sehen. Auch gibt es, mit Ausnahme der europäischen Türkei, im ganzen Staatencomplexe des Islams kein Land, dessen Eroberung und Unterwerfung dem christlichen Sieger von unbedingten Garantien einer Grossmachtsstellung oder von besonders grossem materiellen Nutzen sein könnte. England hat in Indien 30 Millionen Mohammedaner weniger durch die Gewalt der Waffen als durch die Gewalt jener Rivalität und jener tiefeingewurzelten Feindschaft unterworfen,

welche zwischen Moslimen und der sechsfach grössern Anzahl von Brahmanisten und Buddhisten besteht. Und selbst ungeachtet dieses Vortheils, ist etwa die britische Herrschaft im Norden und Nordwesten der grossen indischen Halbinsel nicht immer voll von Gefahren der Zukunft, und bietet diese Gegend nicht den meist wunden Punkt in der gigantischen Besitzung? So ist auch Algier für Frankreich nichts mehr als ein theuer genug erworbenes und mit nicht minder bedeutenden Kosten bewahrtes Paradestück. Wenn es dem französischen Staatsbürger schmeichelt, die Tricolore auf einigen Forts am Saume der Sahara flattern zu sehen, so lässt sich hieraus noch lange nicht auf das feste Wurzelfassen der französischen Herrschaft in diesem alten Raubstaate Nordafrikas schliessen. Der französische Patriotismus der moslimischen Einwohner von Oran, Algier und Constantine, wenn er factisch so gross und echt wäre, wie von gewisser Seite her geschildert wird, verliert sich gleich einem Sandkorne im grossen Meere des Fanatismus und Franzosenhasses der von den Administrationspunkten entfernten Araber. Und ist es nicht merkwürdig, dass der französische Cultureinfluss auf dem fremden Boden Aegyptens leichter um sich greifen konnte als auf dem der der eigenen Botmässigkeit unterworfenen Araber Algiers? Also, unter den wuchtigen und plumpen Pfoten des nordischen Bären, wird man sagen, da muss doch die moslimische Unebenheit sich bald glätten, und an der moskowitischen Strenge wird der mohammedanische Starrsinn doch leichter zerschellen! Ja, so denken sich viele; aber auch hier stellt sich als Resultat unserer Beobachtungen dasselbe Factum heraus. Der Muselman an der Wolga oder in der Krim ist dem Russen gegenüber ebenso feindlich gesinnt, so intractabel und ohne Nutzen, wie sein Glaubensgenosse in andern Ländern dem ungläubigen Herrn gegenüber. Nur Eins hat

Russland den übrigen Mächten Europas voraus, dass es nämlich die Mittel besass, durch die frühzeitig und geschickt eingeschobenen Keile christlicher Colonien die compacten Massen seiner Moslimen zu sprengen und auf diesem Wege sie unschädlich zu machen. Erst in der jüngsten Vergangenheit ist eine grössere mohammedanische Gesellschaft dem russischen Scepter unterworfen worden, und sollte hier der erwähnte Process mit Erfolg nicht durchgeführt werden können, so wird auch der russische Moloch von der spröden und unverdaulichen Natur mohammedanischer Elemente sich vollauf überzeugen.

Aber nicht nur zweck- und nutzlos, wie uns die Erfahrung lehrt, sondern ungerechtfertigt und unbillig wäre ein vereintes feindseliges Auftreten gegen den Islam, da doch die mohammedanische Gesellschaft, wie wir auf den vorhergehenden Blättern zu beweisen versucht haben, bisjetzt wenigstens noch nicht das Epitheton der Unverbesserlichkeit verdient, und bei geduldigem Verharren an der Hand des westlichen Europas, wol im langsamen Schritte, aber dennoch einer bessern Zukunft entgegengeführt werden kann. Natürlich muss eine solche Hand, eine solche Leitung vom Geiste der vollsten Redlichkeit beseelt sein, und nicht in allen Handlungen den Stempel des schmuzigen Eigennutzes, der Unerfahrenheit und der Unentschiedenheit an sich tragen. Wenn Russland das gottgefällige Werk der Ausrottung dieser falschen Lehre Mohammed's um jeden Preis unternehmen will, so wird hoffentlich das westliche, d. h. das eigentliche Europa von der Theilnahme an solchen Kreuzzügen sich wol fern halten. Der im Schmuze des Aberglaubens und der blöden Unwissenheit versunkenen Pravoslavie (der einzig wahre Glaube, d. h. die russische Kirche) steht es ganz gut an, in derartigen mittelalterlichen, religiösen Hetzjagden sich zu ergehen. Das westliche Europa hat erst vor zwanzig Jahren

sein Glaubensbekenntniss auf der Küste von Colchis mit schweren Blutstropfen unterzeichnet, und der Deckmantel religiöser Obliegenheiten ist, dank dem erfreulich fortschreitenden Zeitgeiste, bei uns schon längst aus der Mode gekommen. Wenn unsere Regierungen in redlich gemeinter Dienstfertigkeit den moslimischen Ländern zu Hülfe kommen wollen, so dürfen sie nicht ausser Acht lassen, dass jeder sich neu organisirende Staat ein Reconvalescent ist, den man mit einer gewissen Schonung beim Arme fassen, und bei dem man gelinde Medicamente, aber keine drastische Mittel anwenden muss. Nun ist es aber leider allzu oft wahrgenommen worden, dass die Repräsentanten unsers Machteinflusses im nahen Osten entweder beim Anblick des Trugspiels abendländischer Civilisation eher Schadenfreude bekundeten, als durch gut gemeinte Rathschläge das arge Blendwerk zu zerstören —, oder dass sie in peremtorischer Weise die eine oder die andere wildfremde Invasion durchführen wollten. An sachkundigen, für die erhabene Mission des Westens mit Begeisterung einstehenden Organen der Vermittelung hat es bisjezt durchgehends gefehlt, und dieser Uebelstand hat nicht wenig dazu beigetragen, dass leere Aeusserlichkeiten über gewichtige Reformideen die Oberhand gewannen.

So hat die Türkei z. B. erst in der jüngsten Vergangenheit der Volkswirthschaft einige Aufmerksamkeit gespendet, der Volksunterricht liegt aber, wie wir schon erwähnten, noch ganz brach danieder. Auf diesem Felde allein, und auf keinem andern konnte der Beistand Europas dem sich regenerirenden Osten von unschätzbarem Dienste sein. Weit entfernt, die Eisenbahnen Asiens schon jetzt als jenen Bildungshebel hinzunehmen, für welchen er im Westen bekannt ist — da es noch lange Zeit braucht, bis das menschliche Trachten und Streben in Asien mit dem keuchenden Dampfrosse gleichen Schritt halten wird — so kann ich doch nicht

umhin, zu glauben, dass das harte Metall der über Thäler und Berge hinlaufenden Schienenstrasse mit der Zeit dennoch zur mächtigsten Waffe gegen Indolenz, Trägheit und schwärmerische Sinnesart der Orientalen sich gestalten muss. Ebenso ist von einer auf nationaler Grundlage gebetteten Volksbildung, nicht aber von jener gewaltsamen Aufpfropfung einer fremden Sprache und fremder Ideen viel Gedeihliches zu erwarten. Doch da zu diesen und dergleichen Reformen der Plan erst entworfen und der Same erst ausgestreut wird, — so dürfen wir schon mit Hinblick auf unsere eigenen Versäumnisse mit Beachtung der localen Schwierigkeiten, und schliesslich bei Würdigung der tausendfältigen Differenzen zweier Welten und Gesellschaften — die mohammedanische Gesellschaft bisjetzt noch nicht für unrettbar verloren erklären.

Nur nachdem Europa seiner Pflicht im strengsten und edelsten Sinne des Wortes nachgekommen ist, nur nachdem alles versucht wurde, um die alte Mutter Asien aus dem Schlafe zu rütteln, und sie dessenungeachtet zu träge, die Augen zu öffnen, mit bleiernen Gliedern zurück aufs Krankenbett fällt, und schliesslich nur, nachdem wir das schwankende Staatsgebäude der benachbarten Islamländer mit dem Pfeiler reinster Absichten und humaner Hülfe gestützt, und dasselbe dennoch bersten will und stets mit seinen gefährlichen Trümmern droht, — nur dann erst stünde es uns zu, jede Hoffnung auf eine Besserung aufzugeben. Für jetzt aber ist noch kein Grund vorhanden, in diese grausame Nothwendigkeit sich zu fügen. Wir sind noch nicht berechtigt, eine halbe Welt dem unrettbaren Verfalle preiszugeben, und über eine nach Millionen zählende Gesellschaft das Prognostikon des Unterganges auszusprechen!

Berichtigungen.

Seite	3,	Zeile 21	v. o., statt: eitelm, lies: eitlem
»	19,	» 20	v. o., st.: mometan, l.: momentan
»	57,	» 16	v. o., st.: der Sultane, l.: Sultanie's
»	118,	» 2	v. o., st.: butwenig, l.: blutwenig
»	144,	» 4	v. u., st.: Franken, l.: Frauen
»	153,	» 22	und auch anderswo, st.: Ali, l.: Aali
»	160,	» 8	v. u., st.: Dimission, l.: Demission
»	187,	» 2	v. u., st.: „Dschihannuma“ („Weltschau“), l.: „Esami Kutub“ („Bibliographie“)
»	270,	» 10	v. o., st.: im vorhergehenden Abschnitte, l.: in den vorhergehenden Abschnitten

---

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

BP 60 V3
Vámbéry, Armin
Der Islam im neunzehnten Jahrhundert

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 12 05 25 08 008 2